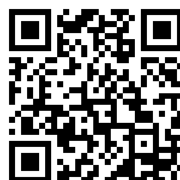




PALAESTRA.

Untersuchungen und Texte aus der deutschen und englischen Philologie.

Herausgegeben

von

Alois Brandl und **Erich Schmidt.**

XII.

Joseph Görres als Herausgeber, Litterarhistoriker, Kritiker im Zusammenhange mit der jüngeren Romantik. Von Franz Schultz.

BERLIN.
MAYER & MÜLLER.
1902.

PALAESTRA XII.

Joseph Görres

als

Herausgeber, Litterarhistoriker, Kritiker

im

Zusammenhange mit der jüngeren Romantik

dargestellt von

Franz Schultz.

Gekrönte Preisschrift der Grimm-Stiftung.

Mit einem Briefanhang.

BERLIN.
MAYER & MÜLLER.
1902.

Hermann Hüffer

in herzlichster Verehrung zugeeignet.

Vorwort.

Das Thema der vorliegenden Schrift wurde am 3. August 1897 von der Grimm-Stiftung der Berliner Universität für die Preisperiode 1897—1899 zur Bearbeitung ausgeschrieben. Görres Stellung innerhalb der Romantik und der jungen deutschen Philologie sollte durch die Mittel exakter methodischer Litteraturforschung bestimmt und erhellt werden. Seine Thätigkeit auf politischem und kirchlich-religiösem Gebiete musste also in der Darstellung nach Möglichkeit bei Seite bleiben. Doch gestehe ich, dass es schwer und nicht immer von Nutzen ist, die verschiedenen Richtungen seines Wirkens reinlich voneinander zu trennen, und dass ich, an den abgesteckten Grenzen meines Arbeitsfeldes hinstreifend, oft den Reiz empfunden habe, den eine allseitig erschöpfende moderne Biographie grossen Stils, die ich vielleicht einmal unternehme, ihrem Verfasser zu bieten vermöchte.

Aber auch für den speciellen Zweck erwies sich die Beschränkung auf die jüngere Romantik als zu eng; darum wurde eine gedrängte Darstellung von Görres litterarischen Beziehungen seit Ende der neunziger Jahre des achtzehnten Jahrhunderts vorausgeschickt. Dass sie zum Verständnis des Heidelberger Romantikers notwendig ist, möchte ich deutlich gemacht haben.

Dieses erste Kapitel ist im Juli 1900 gesondert als Berliner Dissertation erschienen. Die übrigen Abschnitte haben, zumal gegen den Schluss des Ganzen, seitdem noch mancherlei Zusätze und Änderungen erfahren, und, wenn

es anginge, würde ich auch heute noch dies und jenes anders fassen und stilistisch modeln wollen, wie es inzwischen erlangte bessere Einsicht mir vorschriebe. Doch muss ich mich jetzt dessen mit einem unabänderlichen voluisse sat est getrösten; auf die Nachträge und Berichtigungen am Schlusse will ich hier aber ausdrücklich verweisen.

An liebenswürdiger Unterstützung hat es mir nicht gefehlt: Reinhold Steig verdanke ich die Überlassung zweier Briefe von Görres an Arnim (vgl. S. 224) und reiche Belehrung im Gespräche; Jacob Minor war so gütig, mir noch vor kurzem seine eigene Sammlung von Notizen über Görres zuzusenden. Durch freundliche Auskünfte verpflichteten mich die Herrn Hermann Bender in Münster, Dr. Franz Binder, Prof. Dr. Freih. v. Hertling, Dr. Jochner in München, Dr. Hermann Cardauns in Köln, Prof. Dr. J. Franck in Bonn, Prof. Dr. L. Pastor in Rom, Prof. Adolf Stoll in Kassel, die Gymnasialbibliothek zu Coblenz, die Stadtbibliothek zu Frankfurt a/M. u. a. m., während mir die Hof- und Staatsbibliothek in München, die Universitäts-Bibliotheken zu Bonn und Heidelberg, die Stadtbibliothek zu Köln die Benutzung seltenen Materials in Berlin ermöglichten.

Die Förderung und Anteilnahme meines hochverehrten Lehrers Erich Schmidt, dem ich Richtung und Leitung meiner Studien danke, ist dieser Arbeit bis zur Korrektur zu Gute gekommen; wieviel auf seine Anregungen zurückzuführen ist, vermag ich nicht mehr auszusondern.

Bonn, 14. Februar 1902.

Franz Schultz.

Inhalt.



I.

Von der Revolution zur Romantik.

1.

Die Wende des achtzehnten Jahrhunderts liess auch für das Leben und Wirken des vierundzwanzigjährigen Joseph Görres eine neue Zeit erstehen. Hinter ihm liegt als abgethan die Periode der Revolutionsschwärmerei und des Jakobinismus, vor ihm die Aussicht auf eine gesicherte bürgerliche Existenz in seiner Vaterstadt Koblenz, in ihm der Entschluss zu stiller wissenschaftlich-litterarischer Wirksamkeit statt der demagogisch-publicistischen.

Den entscheidenden Anstoss zu dieser tiefgehenden Wandlung gab ein Blick hinter die Kulissen des zündenden Revolutionsschauspiels, den ihm seine Reise nach Paris als Deputierter der Rheinprovinzen im Winter 1799 verschaffte.[1])

Über die politischen Konsequenzen dieser Reise hat er seinen Landsleuten in der kleinen Schrift „Resultate meiner Sendung nach Paris im Brumaire des VIII. Jahres",

---

1) Es sei hier bündig auf die biographischen Darstellungen verwiesen, so auf Sepp, Görres und seine Zeitgenossen 1776—1848, Nördlingen 1877; Görres, Berlin 1896 = Geisteshelden. Bd. 23; Galland, Joseph von Görres, Freiburg 1876, 2. Aufl. 1877; auf Guido Görres Ansatz zu einer Biographie seines Vaters in den histor.-polit. Blättern 1851, 27, S. 1—4, 89—128, 272—304, sowie auf die Artikel in Ersch u. Grubers Encyklopädie 1861, Section 1, Theil 72, 125—144 (Heinr. Döring), und in der Allg. deutschen Biographie, 1879, 9, 378—389 (Friedrich) u. a. m. Sie sind aber alle unzulänglich.

Koblenz, J. VIII, Rechenschaft abgelegt, einem Testamente seiner Revolutionsjahre, an dem uns die ausgesprochene Hinwendung zum Vaterländisch-deutschen, seinen früheren kosmopolitischen Neigungen gegenüber, interessiert; und hatte er bislang die Vereinigung der Rheinlande mit der französischen Republik gewünscht, so erblickt er jetzt eine tiefe Kluft zwischen dem französischen und deutschen Nationalcharakter,[1]) ergeht sich in liebevoller Ausmalung des deutschen[2]) und erkennt herderisch die Sprache als eng zusammenhängend mit der Kultur eines Volkes[3]) und „als das grosse Band, das Individuen aneinanderbindet".[4])

Noch freilich erfährt das Mittelalter die frühere verdammende oder vage Beurteilung[5]) bei dem „gebildeten Zögling des philosophischen Jahrhunderts", der auch die Gestalten des Volksglaubens in einer grotesken Satire auf die Monarchie als „finstere Nationalgarde" des Despoten persiffliert hatte.[6])

Und Hohn gegen Despotismus und Hierarchie, Propaganda für Revolution und Rationalismus vermischen sich seltsam mit seinem Hange zum Abenteuerlich-fabulosen, den er später an manchen mittelalterlichen Erzeugnissen wiederfand, in einem auf Lucian zurückgehenden Beitrage zur litterarischen Gattung der *voyages imaginaires:* „Der wahren Geschichte drittes und viertes Buch, oder meine

---

1) Resultate S. 84. 2) A. a. O. S. 89. 3) A. a. O. S. 82.

4) Worte, die Jakob Grimm in seinem Exemplare (Berliner Univ.-Bibliothek) sich anmerkte.

5) Result. S. 2: „Nicht mehr auf den Burgen bewaffneter Ritter, wie in der Vorzeit, ... wurde der Raub zur Religion geheiligt." Das rothe Blatt, eine Dekadenschrift, Coblenz, J. VI S. 174: „Hildebrands Thron gegründet in den Jahrhunderten der Dummheit" .... ebd. S. 9 ironisch: „Die schönen Tage des vierzehnten Jahrhunderts" .... Der Rübezahl I,3 S. 212: .. „aus dem alten bemoosten Gemäuer der gothischen Vorwelt schwirrten Schaaren von Priestern der Finsterniss herbey .."

6) Das rothe Blatt S. 123 f.

Reisen mit dem Pater Amabilis nach Lucians Lügenländern".[1])

Der Geist der Aufklärung hat so in allen Schriften seiner vorromantischen Periode markante Züge hinterlassen. In der Philosophie aber ist Görres fortgeschritten zu Kant; er stellt, wie Spätere oft, die durch ihn hervorgerufene Revolution auf geistigem Gebiete der französischen auf praktischem gegenüber[2]) und empfängt durch ihn und Rousseau den Impuls zu seinen Expectorationen über den ewigen Frieden, jene aus dem Zeitalter der Kabinetskriege geborene und seit dem Abbé St. Pierre das achtzehnte Jahrhundert durchziehende Idee.[3])

Rousseau, der von massgebendem Einflusse auf seine Jugendentwicklung war, glaubt man auch später noch oft aus ihm herauszuhören. Und in jenen Briefen,[4]) die er von der Pariser Reise an seine Braut schrieb, den bedeutsamsten Zeugnissen für sein Innenleben zur Zeit jener Krisis, die zugleich auch nicht ganz arm sind an Aufschlüssen über seine Stellung zur schönen Litteratur, ist

---

[1]) Der Rübezahl, eine Monatsschrift. Siebentes Jahr der Republik. Koblenz, gedruckt in der Lassaulxischen Druckerei. (Anonym, aber auf dem Umschlage: „Dem Gesetze gemäss, erklärt sich Bürger Görres responsabel für alle anonymische Artikel".) Ersten Trimesters drittes Heft, S. 190—225; zweyten Trimesters erstes Heft, S. 24—48. Ausser diesen beiden Heften (Universitäts-Bibl. Bonn) vermochte ich nur noch das zweite Heft des zweiten Trimesters (Stadtbibliothek Köln) aufzutreiben.

[2]) Der allgemeine Friede, ein Ideal von J. Görres. Coblenz. Jahr VI, S. 106.

[3]) Rich. Fester, Rousseau und die deutsche Geschichtsphilosophie. Stuttgart 1890. Anhang, S. 310—322: „Die Idee des ewigen Friedens im achtzehnten Jahrhundert", wo aber Görres nicht genannt wird.

[4]) Joseph von Görres, Gesammelte Briefe. Herausgegeben von Marie Görres. (Politische Schriften, Band VII.) Erster Band, Familienbriefe. München 1858. S. 3—82; leider im Drucke arg verstümmelt. Citiert als Briefe I. Der II. und III. Band der gesammelten Briefe (Freundesbriefe), herausgegeben von Franz Binder, 1874, citiert als Briefe II und III.

ihm die „Neue Heloise“ mit oder ohne Bewusstsein bisweilen ein litterarisches Vorbild auch da, wo er sich nicht ausdrücklich auf sie beruft.[1]) Paris insbesondere sah er mit den Augen des St. Preux.[2]) Rousseauisch ist der Gefühlsgehalt der Briefe.[3]) Aber sein Verhältnis zur Natur ist mehr das innig-persönliche Werthers, dem Liebe und Naturgefühl in eins verschmelzen, als das leidenschaftlich-romantische des Jean Jacques.[4]) Der Ton des Werther klingt auch durch bei düsterer Stimmung; ausdrücklich citiert er ihn einmal zur Illustration seiner Gefühle,[5]) ebenso wie er in den Todesahnungen der Ebertode Klopstocks schwelgt,[6]) dessen biblisches Pathos und prophetisch-erhabenes „Siehe“ diese Briefe gern nachsprechen.

Sie bringen aber auch direkte Selbstcharakteristiken, und wenn er sich ein Gefühl zuschreibt,[7]) das „mit dauernder Anhänglichkeit seine Gegenstände umfasst, das vor der Kälte und der Unförmlichkeit der alltäglichen Erscheinungen zurückschaudert, und sie daher mit einem Gewande umgiebt, das, sei es ihnen auch fremd, doch ihrem Eindruck das Widrige benimmt, das endlich zurückgestossen, mit der unbeschreiblich unangenehmsten Empfindung, von allem Mittelmässigen, Erbärmlichen, Kleinlichen sich immer Ideale schafft, an denen es sich entschädigt, und die es in die

---

[1]) Wie Briefe I, 9.

[2]) Man halte zusammen Rousseau, Neue Heloise, Zweite Abteilung, Brief 14 mit Görres, Briefe I,6 f., 10, und N. H., zweite Abteilung, Brief 23 mit Görres, Br. I,13.

[3]) Z. B. Briefe I,77, I,36, 66, 40 u. a. m.

[4]) Vgl. Erich Schmidt, Richardson, Rousseau und Goethe S. 180, 186 f. Nur ein Beispiel I,63: „Ich sah in die schön beleuchtete Gruppe, meine Empfindung war: meine Geliebte. Ich kann nicht sagen der Wunsch, sie hier bei mir zu haben, nicht Sehnen zu ihr hin, gar nichts Bestimmtes, nur meine Empfindung: meine Geliebte.“ Man vgl. den zweiten Brief im Werther: „Wenn's dann um meine Augen dämmert und die Welt um mich her und der Himmel ganz in meiner Seele ruhn wie die Gestalt einer Geliebten, dann sehne ich mich oft u. s. w.“

[5]) I,70, vgl. 53. [6]) I,34, 35, s. auch weiter unten. [7]) I,29.

Vergangenheit und Zukunft überträgt, wenn die Gegenwart ihm keinen Raum oder keinen Stoff darbietet“, so hat er wichtige Momente für die Erkenntnis seines Wesens vorweggenommen; und auch die eigenartige Mischung seines Geistes aus blühender Phantasiekraft und starrer Spekulation wurde von ihm dort richtig empfunden.

Wie Rousseau und Herder, wie Arnim,[1]) Solger,[2]) Heinrich v. Kleist[3]) und Jakob Grimm[4]) stiess auch ihn Paris ab; aber wie die drei letztgenannten mussten ihn die dort aufgehäuften Kunstschätze für seine übrigen Entsagungen schadlos halten.[5]) Jahrelang[6]) verblasste der Eindruck nicht, den Raphael und besonders die aus Rom entführten Antiken[7]) in ihm hinterliessen.

Auf der anderen Seite bildete sich aus den Trümmern seiner Hoffnungen auf Völkerbeglückung und Freiheit ein krasser Pessimismus,[8]) eine stete Unzufriedenheit mit der Gegenwart, an deren Besserung[9]) er prophezeiend, warnend, ratend wirken möchte. Dabei ist sein Enthusiasmus nicht verflogen, sondern nur in den Busen zurückgedrängt[10]) und wird sich andere Gebiete wie bisher zur Bethätigung suchen; für den Beifall der Menge aber bringt er keine Opfer mehr. „Nur die wenigen Edlen,“ schreibt er mit Klopstockischer Pöbelverachtung,[11]) „die es jetzt giebt, und die mehreren, die es in der Zukunft geben wird, können mich zu so was bestimmen.“

---

1) Reinhold Steig, Achim v. Arnim und Clemens Brentano, Stuttgart 1894, S. 67.

2) Solgers nachgelassene Schriften und Briefwechsel. Herausgegeben von L. Tieck u. Fr. v. Raumer. Leipzig 1826. I,65 ff., 77 ff.

3) E. v. Bülow, Heinrich v. Kleists Leben und Briefe, S. 191 f., 214 ff.

4) Briefwechsel zwischen Jakob und Wilhelm Grimm aus der Jugendzeit, von H. Grimm und G. Hinrichs, 1881, S. 17 f.

5) Briefe I,7 f., 12.

6) S. u. mehrfach.

7) Briefe I,12 f.

8) Briefe I,7, 47, 51, 80 u. a.

9) ibid. 47.

10) ibid. 47.

11) ibid. I,48.

Das Bestreben oder die Überzeugung, stets mit einem solchen Kreise sich eins zu wissen, beherrscht sein folgendes Leben.[1])

2.

Zunächst machte einmal die Empfängerin erwähnter Briefe die Vermittlerin: Katharina v. Lasaulx, die Tochter des kurtrierischen Hofrates A. v. Lasaulx, aus einflussreicher, lothringisch-deutscher Adelsfamilie.[2]) Dem Verkehre in dem vornehmen, freigeistigen Hause wird Joseph Görres, der selber in einer Umgebung, deren nüchterner, philisterhafter Geist sich lediglich im hergebrachten Kreise um praktische Bedürfnisse drehte,[3]) und fast ohne erzieherische Leitung gross geworden war, auch für seine litterarische Kultur manches zu verdanken haben.

Gemeinsame Lektüre[4]) mit seiner Braut führte ihm Anregungen zu. Hochgebildet und anfangs nicht ganz frei von emancipierten Anwandlungen und Excentricitäten,[5]) begegnet sie oft als Görres Studiengenossin und helfende Mitarbeiterin,[6]) an die man sich auch wohl in litterarischen Dingen statt an den vielbeschäftigten rhapsodischen Mann

---

[1]) So schreibt er 1810 in der Widmung der „Mythengeschichte der asiatischen Welt" („Herrn Professor Kreuzer und meinen ehemaligen Zuhörern in Heidelberg zugeeignet") S. VI: „Das ist meines Lebens schönster Stern von je gewesen, dass die Besseren sich vertrauend immer um mich her gesammelt, wie auch ich nur zu den Guten mich gehalten." Vgl. Br. II,254 an die Brüder Grimm u. a. m.

[2]) Ich stütze meine Angaben auf: Allg. deutsche Biographie 17, 721—31. H. Holland, Erinnerungen an Ernst von Lasaulx, München 1861, S. 6. Rheinischer Antiquarius, Mittelrhein. I. Abtlg., 2. Bd., Coblenz 1853, S. 455 f. A. Dominicus, Koblenz unter Clemens Wenceslaus, S. 141 u. o.

[3]) Guido Görres, histor.-polit. Blätter 1851. 27, S. 5—7.

[4]) Briefe I,20; vgl. Brentano an Görres, Briefe II,84.

[5]) Vgl. Sepp. Görres, 1897, S. 68. Rhein. Antiqu. a. a. O. 455. Briefe I,486.

[6]) Wendeler, Briefwechsel des Frhrn. v. Meusebach mit Jakob und Wilh. Grimm, 1880, S. IX. Fischartstudien

wandte,[1]) dessen Phantasiewogen sie einzudämmen und dessen „murmurierende", superlativische Rede sie den Hausfreunden zu dolmetschen gewohnt war.[2]) Andrerseits schuf sie als „eine Madonna des teutschen Mittelalters" jene ihnen allen von seinem Bilde unzertrennliche Häuslichkeit.[3]) Sie war ein Liebling des wunderlichen Meusebach, der ihr auch in Versen huldigte.[4]) Von ihren Briefen, deren eigenhändige Vernichtung[5]) wir bedauern, hat sich nur aus späterer Zeit (1819) einer an Arnim erhalten.[6])

Sie knüpfte nun Görres an die Fäden der Freundschaft, die hin- und herliefen zwischen den Familien Lasaulx und Brentano.[7]) Die Jugendfreundschaft zwischen Katharina und Sophie Brentano aus jener Zeit her, da diese mit ihrem um zwei Jahre jüngeren Bruder Clemens zusammen noch bei der Tante Möhn in Coblenz eine strenge Erziehung genoss,[8]) wurde aufgefrischt durch Sophiens Besuch dort zu Anfang des Winters 1799 und Katharinas Aufenthalt

---

des Frhrn. v. Meusebach, S. 68. Briefe I,482, II,198 u. a. Vgl. ihre Schilderung in den Erinnerungen des Dr. Joh. Nep. v. Ringseis, hrsg. von Emilie Ringseis, Regensburg und Amberg 1886—92, II,268 ff.

1) Briefe II,457, III,439.

2) Briefe II,566. Münch, Erinnerungen, Lebensbilder und Studien aus den ersten siebenunddreissig Jahren eines teutschen Gelehrten. Carlsruhe 1836. S. 451.

3) Steig, Arnim u. Brentano 229, 239. Janssen, Böhmer II,66. Fr. Perthes Leben II, 4. Aufl., Gotha 1857, S. 89. Münch a. a. O. 452. Wendeler, Fischartstudien 44. Briefe II,227 u. a. m.

4) Briefwechsel mit Jakob u. Wilh. Grimm, S. IX.

5) Sepp S. 44.

6) Kgl. Bibliothek zu Berlin. Anhang No. 4. Das diesem Briefe beigelegte Koncept ihres freimütigen Schreibens an den preussischen König mit der Bitte um Gerechtigkeit für ihren flüchtigen Gatten ist ebenfalls noch vorhanden.

7) Vgl. ausser dem Folgenden noch Steig, Arnim und Brentano S. 15, 250.

8) Diel-Kreiten, Brentano S. 19. Clemens Brentano, Godwi II,109 ff.

zu Frankfurt im Januar und in den folgenden Monaten 1800 bei den Brentanos.[1]) Hier, im „goldnen Kopf", kehrte auch Görres auf seiner Rückreise von Paris im Februar 1800 ein[2]) und trat damit zum erstenmale in einen Kreis, zu dem er von dann ab sein ganzes Leben hindurch in bald engeren, bald weiteren Beziehungen bleiben sollte, in die eigenartige Atmosphäre des Hauses der verstorbenen Maximiliane, wo der Wertherdichter aus- und eingegangen war.

Von dem nachhaltigen Eindruck des Frankfurter Aufenthalts sprechen einige Briefstellen: „Ich habe viele interessante Leute kennen gelernt, und gewiss der Cirkel Deiner Freundin enthält nicht die unbedeutendsten darunter." [3]) „Manche meiner Hoffnungen sind hier zusammengestürzt, manche neue befestigt worden."[4]) Mit „schwerem, schwerem Herzen" verliess er „einen Ort, an dem ihm so wohl gewesen ist",[5]) wo die Schöngeistigkeit in der Luft lag, die Richtung auf die Litteratur ihm gewiesen werden konnte. Der Interessenaustausch jener Tage klingt nach in der folgenden Korrespondenz.[6]) War doch auch vor kurzem erst Sophie aus Weimar und vom Besuche des greisen Wieland in seinem Osmantinum zurückgekehrt, an den sie damals entzückende Briefe zu schreiben begann.[7])

Noch 1825 fand Clemens Brentano[8]) beim Kramen in Görres verwaister Bibliothek mit Rührung ein Portrait der frühgeschiedenen vergötterten Schwester, die er später geistig noch höher stellte als Bettinen,[9]) und ist der Zeiten

---

1) Briefe I,24 ff. 2) ibid.
3) I,27. 4) I,26. 5) I,31.
6) Briefe I,40, 57, 74.
7) Vgl. Seufferts Publikation, Deutsche Rundschau 1887, 52, 199—214 und Lütkemüller in F. W. Gubitz Berühmten Schriftstellern der Deutschen, Berlin 1855, I 226 ff.
8) Briefe III,180, 186. Vgl. übrigens H. Crabb Robinson, Diary, Reminiscences and Correspondence III,46.
9) Emma v. Niendorf, Aus der Gegenwart, 1844, S. 42.

eingedenk, wo jener einmal „so republikanisch begeistert“ Frankfurt heimsuchte. Er selber war damals nicht dort.[1]) Aber die Folgezeit führte ihn an den Rhein und nach Koblenz.

In der trierischen Residenz Koblenz war zur Zeit des letzten Kurfürsten, des gutmeinenden Clemens Wenceslaus (1768—1794), alles wissenschaftliche und künstlerische Leben stark beengt.[2]) Die Litteraturgeschichte der Zeit nennt als Koblenzer (Ehrenbreitensteiner) Kind etwa den am Münchener Hofe zu hohen Ehren gelangten Dramatiker Babo.[3])

Ein damaliger Koblenzer Buchhändler — eine Gattung von Gewerbe, die übrigens erst 1772 auf Verwendung des geheimen Rats La Roche dort Fuss fasste, „da sie im trierischen Lande noch ganz fremd und unbearbeitet sei“[4]) — meinte, „obschon viele denkende Köpfe sich vorfänden, so wäre doch wenig Hang zur Schriftstellerei“.[5])

Geringe Ansätze zum Bessern fegte die Revolution hinweg, und französischer Geist und französische Herrschaft bis zur Vereinigung der Rheinlande mit Preussen haben das geistige Leben nicht befruchtet, sondern beinahe ganz erstarren lassen.[6]) „Unlitterarisch ist diese Gegend, wie irgend eine andere,“ schreibt Görres einmal von dort, „weit und breit bin ich der Einzige, der Philosophie auf dem Lager hat.“[7])

---

[1]) Steig a. a. O. S. 18.

[2]) Dominicus, Coblenz unter Clemens Wenceslaus, dem letzten Kurfürsten von Trier, Coblenz 1869, passim.

[3]) Vgl. Rhein. Antiquarius Mittelrhein, II. 1. Coblenz 1845, S. 70—74 u. a.

[4]) Dominicus a. a. O. S. 145.

[5]) ibid. S. 144.

[6]) Vgl. Friedrich Perthes Leben, aufgezeichnet von Clemens Theod. Perthes. 4. Aufl. Gotha 1857. S. 133 f.; s. a. Briefe II,6, 18.

[7]) Charles de Villers, Briefe, herausgegeben von M. Isler, Hamburg 1879. S. 85.

Auf diesem Hintergrunde nun taucht Brentano auf, 1800, 1801 mit Savigny, 1802 mit Arnim,[1]) voll gährender, bizarrer, witzreicher Genialität und prickelnden Übermutes und als mit der Guitarre schweifender Sangesbruder die Rheinromantik schaffend und in sich verkörpernd. Immer kehrte er auf diesen Fahrten bei der gastlichen Familie Lasaulx ein,[2]) zumal seinem „herzlichen Freunde“[3]) Franz v. Lasaulx, Görres Schwager.

Das Brillantfeuerwerk seines Geistes musste hier mehr als anderswo staunende Zuschauer finden und den Effekt machen, den Stramberg, der rheinische Antiquarius,[4]) mit Hindeutung auf uns unbekannte intime Beziehungen und Persönlichkeiten streift. Mit vollem Namen nennt er aber Görres, als einen aus dem Kreise derer, die Brentano lauschten. Eine körperliche Züchtigung, die der Witzelnde damals von Görres erfuhr und deren er übrigens noch 1806 Arnim gegenüber gedenkt,[5]) scheint den Bann des Brentanischen Einflusses nicht gestört zu haben. Denn ich vermute, dass des Koblenzers noch unberücksichtigte und darzustellende Hinwendung zur „romantischen Schule“ zum Teil auf Clemens zurückzuführen ist, der, von Jena kommend, vor gewähltem Freundeskreise in der Rheinstadt unter grossem Beifall die Schlegelische Shakespeareübersetzung vorlas,[6]) die Görres in den folgenden Jahren oft hervorholt,[7]) und der vielleicht auch zur Kenntnisnahme anderer romantischer Produkte angeregt hat. Auch die Wirkung, die Brentano in späteren Jahren auf ihn

---

[1]) Steig S. 21, 22, 34, 56.

[2]) Ges. Schriften 8, 39.

[3]) Steig S. 40. Über ihn noch weiter unten.

[4]) Mittelrhein II,1, 1845, S. 113 f.

[5]) Steig S. 216. Dadurch gewinnt der ganze Strambergische Bericht an Glaubwürdigkeit. Auf ihm fusst Varnhagen, Biogr. Portraits, Leipzig 1871, S. 62.

[6]) Brentano, Schriften 8, 39.

[7]) S. gelegentlich weiter unten.

nachweislich ausgeübt,[1]) ist hier vergleichsweise heranzuziehen, und einiges dürfte noch der Lauf der folgenden Untersuchung dazu ergeben.[2])

Vorzüglich das Jahr 1802, wo Brentano während des Sommers „fünf baare Wochen“ in Coblenz weilte[3]) und im Herbst wieder auf einige Zeit dort einkehrte,[4]) mag für Görres Bekanntschaft mit der Romantik ausschlaggebend gewesen[5]) sein. Denn die 1802 erschienene, früher verfasste Schrift „Aphorismen über die Kunst“ verrät noch keine Kenntnis romantischer Erzeugnisse. Zehrend von den Pariser Kunsteindrücken baut er hier auf der vereinigten Grundlage des Schillerischen Dualismus von naiver und sentimentaler Dichtung und der Humboldtischen Untersuchungen über männliche und weibliche Form,[6]) ohne aber auf einen von beiden sich zu berufen, und mit Hilfe Schellingischer Lehren ein neues dualistisches Schema auf, den Unterschied zwischen „Produktivität“ und „Eduktivität“, das er nicht ohne die gewaltsamsten Willkürlichkeiten auf alle Künste überträgt. Dabei ergeben sich ihm absurde Analogien, welche, ganz abgesehen von der Zielscheibe,

---

1) Worüber später. Nur erwähnt sei hier die Nachricht Hermann Benders, eines mütterlichen Verwandten von Görres, wonach er vor Jahren ein Manuskript (!) der Loreleisage in der Form, wie sie Brentano darbietet, gesehen habe, etwa aus dem Jahre 1650. „Darunter waren 150 Jahre später einige auf die Sage und das Echo bezughabende Bemerkungen gesetzt mit der Unterschrift „J. Görres“. (H. Bender, Rhein. Lieder. 5. Aufl. 1899. S. X.) Vgl. darüber die guten Ausführungen von Cardauns, Die Märchen Clemens Brentanos, 1895, S. 64 ff.

2) Vgl. z. B. die Erwähnung Brentanos in einer Recension w. u.

3) Steig S. 40.

4) Steig S. 56.

5) Vielleicht enthält Brentanos Brief an Sophie Mereau vom 10. Januar 1803, dessen Schluss bei Steig, S. 79, wiedergegeben ist und worin er, zwanzig Quartseiten füllend, offenbar über sein Thun und Treiben im Verlaufe des Jahres 1802 berichtet, auch einiges über den Koblenzer Aufenthalt oder über Görres.

6) Schillers Horen, 1795, Stück 3, S. 80—103; 4, S. 14—40 = Ges. Werke, Berlin 1841, I,215—261.

die sie zur Zeit des Heidelberger Vossischen Streites dem Witze der Gegner boten,[1]) Jean Paul in der „Vorschule der Ästhetik“ [2]) mit Recht als unnütz und seiner unwürdig gerügt hat; derselbe, den er gerade in dieser Schrift auf den Schild erhebt, als einen Dichter, der beinahe das in der Mitte zwischen den Gegensätzen schwebende „Ideal“ erreicht habe.[3])

Gotische Baukunst und altdeutsche Malerei nennt er natürlich noch nicht, sondern mit besonderer Vorliebe weilt er bei der Antike.[4]) Hierin wie in der Eingenommenheit für Jean Paul und dann in dem Rufe nach einer stärkeren Berücksichtigung der weiblichen, wie „eine Goldwaage feinen Kunstjustitia“ und nach weiblicher Emancipation in der Wissenschaft[5]) hat er eine gewisse Ähnlichkeit mit Friedrich Schlegel.[6])

Aber erst die im Jahre 1803 erschienenen „Aphorismen über Organonomie“ preisen dithyrambisch Fichte und Schelling als Propheten, denen eine neue Lehre sich geoffenbart, und stellen sie nicht gerade glücklich zusammen mit Michel Angelo und Raphael in der Kunst, von deren übermächtigem Eindruck er noch nicht loskommt.[7]) Hier auch findet sich zuerst in romantischen Tönen der Protest gegen die Aufklärung,[8]) „gegen dies vornehme Ignorieren der wichtigsten Ereignisse im Gebiete der Kunst und Wissenschaft; das kalte, herzlose Vorübergehen an dem Herrlichsten, mit dem der Genius uns

---

1) Arnims Trösteinsamkeit, hrsg. von Fr. Pfaff. Freiburg 1883. 2. Ausg. 1890. S. LXII ff. u. a. Vgl. aber auch die Recension in den Göttinger gelehrten Anzeigen 1805, I,118 ff. Das Buch erschien 1804 in neuer Titelauflage.

2) Hempelsche Ausgabe (Werke 49—53) S. 15 f.

3) Aphorismen über die Kunst, S. 46 f.

4) Vgl. bes. S. 210 ff.

5) Vgl. S. 206.

6) Gewiss hat er, der sonst wenig Umgang mit Frauen hatte, nächst seiner Gattin das Bild Sophie Brentanos im Auge, die ja als emancipierte Lais im Aristipp Wielands fortlebt. Vgl. a. Walzel, Anz. f. d. Altert. 25, 310.

7) S. I ff.

8) S. XII ff.

beschenkt, während man die verbutteten Erzeugnisse einer kärglichen Fantasie über die Gebühr anpreist; diese Stockblindheit für alles, was die Betastnis nicht angreifen kann, was sich über die Sphäre der untersten Erregungen erhebt; diese Anmassung, die Höhe, zu der die Mühseligkeit seit Jahrtausenden sich hinaufgearbeitet hat, für das Höchste zu halten, zu dem gebrechliche Sterbliche sich erheben können, und die Region über ihr als die bezauberte Wohnung phantastischer Luftgespenster scheu zu fliehen."

Aber daneben wehrt sich doch der ehemalige Republikaner gegen einen despotischen Zwang der „Schule",[1]) gegen Ausschliesslichkeit und Alleinherrschaft in Wissenschaft und Kunst. Und dabei spricht er das Wort über die Schönheit:[2]) „Wer wagt es, ihren Statthalter auf Erden sich zu nennen?", ein deutlicher Bezug auf das schöne Bild, das Novalis im „Blüthenstaube" des Athenäums[3]) von Goethe braucht.

Unter dem Eindrucke von Novalis, seinen „Hymnen an die Nacht", scheint auch der prächtig gehaltene Exkurs[4]) über die Schauer der Nacht, des Schlafes und Traumes zu stehen, der von dem ruhigen sachlichen Tone der übrigen Darstellung auffällig absticht.

Auf Görres Verhältnis zu Schelling, dessen Grundgedanke, dass das System der Natur zugleich das System unseres Geistes sei, in der Schrift äusserlich und gewaltsam weitergebildet wird, wie auf die naturwissenschaftlichen Konstruktionen seiner folgenden Arbeit,[5]) um „die Projektion des Weltbaues in dem Organism nachzuweisen und die individuellen Lebensverhältnisse in die grossen kosmischen zu übersetzen",[6]) ist nicht einzugehen. Aber man wird

---

[1]) S. VIII ff.

[2]) Aphorismen über Organonomie, S. VIII.

[3]) Athenäum I,1, S. 103 f. = Schriften, 3. Theil, Berlin 1846, S. 164.

[4]) S. 402 ff.

[5]) Exposition der Physiologie. Koblenz 1805.

[6]) ibid. S. 1.

von hier aus doch hinüberschauen dürfen zu zeitgenössischen Männern, die auf dem Boden der Naturphilosophie und Naturwissenschaft stehend zugleich der Romantik huldigten, wie die Hülsen, Ritter, Steffens;[1]) mit diesem letzten ist auch seinem ganzen Wesen nach Görres von Eichendorff,[2]) Perthes,[3]) Hebbel[4]) und Heine[5]) verglichen worden, und mit ihm[6]) hat er das masslose Schwelgen in rätselvollen Bildern gemein. Dies ist eine Mitgabe der Naturphilosophie auf seinen weiteren schriftstellerischen Weg. Dann aber trübte ihre alle geheimen Abgründe durchsuchende Spekulation sein Auge für die reine Erkenntnis historischer Wahrheit ebenso, wie etwa das seines späteren Freundes und Gesinnungsgenossen, des Symbolikers Creuzer.

Die Einleitung zu der schon gestreiften „Exposition der Physiologie“, Koblenz 1805, geht noch schärfer und witziger der kleingeistigen, rationalistischen, geniemordenden Kritik zu Leibe,[7]) unter deren Opfern Fichte, Tieck, Novalis, Schlegel, Jean Paul neben Kant, Goethe, Schiller figurieren,[8]) sucht den ihm nach diesem Buche geistesverwandten Theophrastus Paracelsus wieder zu Ehren zu bringen,[9]) und parodiert im Anschluss daran in ironisch-aufklärerischer Maske ein berühmtes Wort Friedrich Schlegels: „Überhaupt kann ich alle Arten von Aberglauben nicht leiden, und ich halte das Buch vom Aberglauben[10])

---

1) Vgl. Haym, Die romantische Schule, S. 445 ff., 613 ff, 620 ff.

2) Aus dem liter. Nachlasse d. Frhrn. v. Eichendorff, 1866, S. 306.

3) Perthes Leben, 2. Bd., 4. Aufl., Gotha 1857, S. 89.

4) Tagebücher II,182.

5) „Romantische Schule“, Elster V,296.

6) Vgl. Walzel, Schriften der Goethe-Gesellschaft, 13. Band, S. XCI f.

7) S. XVII f. u. a. 8) S. XVIII. 9) S. IV ff.

10) (Heinrich Ludwig Fischer) Das Buch vom Aberglauben, 2 Bde., Leipzig-Hannover 1791, 1793, oder etwa desselben Verfassers ebenso aufklärerische „Bauern-Philosophie oder Belehrung über die wichtigsten Gegenstände des Aberglaubens und andere nützliche Kenntnisse u. s. w.“, Passau 1802, sind gemeint.

nebst dem Noth- und Hülfsbüchlein[1]) und der Braunschweiger Mumme für die drey höchsten Tendenzen des Jahrhunderts".[2])

Nicht ohne dann auf eine gewisse, Schelling und seiner Schule gegenüber vermeintlich errungene philosophische Selbständigkeit zu pochen,[3]) zieht er folgendes Facit:[4]) „Was ich wollte, habe ich deutlich genug ausgesprochen, es ist das Nämliche, was jetzt immer mehr herrschender Geist in der teutschen Litteratur wird: nämlich unbefangene Würdigung alles Guten und Vollendeten auch in der engsten Sphäre, Achtung für jede Selbständigkeit, Huldigung für alles Grosse, Reaction gegen jede Arroganz und jede despotische Anmassung, Hass gegen alles Verkehrte...... Dieser Geist, jener ächte griechische, republikanische Geist hat alle die Wunderwerke hervorgebracht, die das Alterthum uns überlieferte; ihn habe ich durch mein ganzes Leben beschworen, und die Zeit hat ihn heraufgeführt über Deutschland, und sie wird ihn zu schützen wissen gegen die Eingriffe roher, brutaler Gewalthaber, die die ganze Welt zum Reflexe ihrer eigenen geschnürten Gemeinheit machen mögten."

Aber schon vor diesen Worten hatte er in einer für seine litterarische Entwicklung hochbedeutsamen, bisher kaum beachteten Reihe von Aufsätzen und Fragmenten,

---

[1]) Noth- und Hülfs-Büchlein oder lehrreiche Freuden- und Trauer-Geschichte der Einwohner zu Mildheim, Gotha 1799. (Verf. Rud. Zacharias Becker.) Die Noth- und Hülfsbücher gegenüber den echten Volksbüchern auch angegriffen von Tieck (Schriften IX,8 f.), Brentano (Gustav Wasa, Deutsche Litteraturdenkmale 15, S. 121 f.), A. W. Schlegel (Sämmtliche Werke VIII,79).

[2]) Das Ganze eine witzige Parallele zu Nicolais Parodie desselben Dictums („Vertraute Briefe von Adelheid B.... an ihre Freundin Julie S....", Berlin und Stettin 1799, S. 85). „Sonst dächte ich: Friedrich der Grosse und die amerikanische Republik und — die Kartoffeln — wären ganz andere Tendenzen des Zeitalters als der arme Meister u. s. w."

[3]) Exposition der Physiologie, S. XXIII.

[4]) ibid. XXV.

die in der Münchener Zeitschrift „Aurora“ seit 1804 erschienen, seine gründlich modernisierte Stellung zur eigentlichen, zumal romantischen, deutschen Litteratur jener Tage dargethan.

3.

Der Herausgeber der „Aurora“ [1]) war der Münchener Oberhofbibliothekar Christoph von Aretin, in der Geschichte der deutschen Philologie zu nennen weniger wegen seiner eigenen verschollenen Abhandlungen und Publikationen aus den Schätzen der durch das Handschriftengut der säkularisierten Klöster bereicherten Bibliothek, sondern weil die Brüder Grimm ihre ersten germanistischen Sporen in dem von ihm herausgegebenen „Neuen litterarischen Anzeiger“ 1807 sich verdient haben. Dieser, der die „Aurora“ ablöste, wurde auch von Görres in der Frühzeit seiner altdeutschen Studien mit einem gewissen Respekte vor den „gelehrten Wechslern“, die in ihm hausten, angesehen,[2]) ohne dass er daran teilnahm.

Für die „Aurora“ aber wurde er von Aretin, nachdem schon gewisse frühere Berührungen voraufgegangen sein müssen,[3]) durch ein Cirkular vom November 1803 zur Mitarbeiterschaft aufgefordert. „Ich werde, so viel es der Kreis meiner gegenwärtigen Beschäftigung, der etwas entfernt von Ihrem Plane liegt, erlaubt, zu Ihrem Unternehmen beitragen, wenn ich einmal aus den ersten Nummern werde beurtheilen können, in wiefern meine Denkweise mit denen Ihrer Mitarbeiter zusammentrifft und über welche Gegenstände sie sich vorzüglich verbreiten,“ versprach er ihm.[4])

Die Zeitschrift durfte sich keines langen Bestehens noch irgend tieferen Eindruckes in der litterarischen Welt

---

[1]) Fehlt bei Goedeke, VI,324 f.
[2]) Die teutschen Volksbücher, 1807, S. 309 f.
[3]) Das geht aus Br. II,5 hervor.
[4]) Br. II,5.

erfreuen und wurde schnell vergessen.[1]) Aber doch ist es nicht berechtigt, wenn Goethe, ohne das Blatt selbst noch zu kennen, Eichstädt vor einer Lobrede darauf in der Jenaischen Litteraturzeitung warnt, wenn er befürchtet, es werde nicht aus seinem Geschlecht herausgehen, und es mit dem „Freimüthigen“ und der „Zeitung für die elegante Welt“ zusammengestellt wissen möchte.[2]) Denn von diesen Journalen unterschied sich die „Aurora“ nicht nur durch das wohlthuende Aussenbleiben alles litterarischen Gezänkes und boshaften Klatsches, sondern positiv durch manche historisch-antiquarische und altdeutsche Neigungen. Da suchte man kulturhistorische Studien zu treiben, machte aus ungedrucktem oder seltenem gedrucktem Material der Münchener Bibliothek einiges bekannt, wie, durch Schillers „Tell“ angeregt, Auszüge aus dem einzigen Münchener Drucke von Jakob Ruefs schweizerischem Tellschauspiele (1545).[3]) Da musterte Görres Schwager Franz v. Lasaulx ältere und neuere französische Poesie und behandelte schliesslich Docen altdeutsche Litteratur, so Heinrich Frauenlob oder die Wiedererstehung der niederdeutschen Litteratur angeknüpft an die Entdeckung des Heliand.

Und dann verleihen Görres sprachkräftige Artikel der Zeitschrift eine gewisse romantisch-revolutionäre Miene,[4]) und müssen den Beifall, von dem Aretin

[1]) Ich danke die Benutzung der beiden Jahrgänge 1804 und 1805 der Münchener Hof- und Staatsbibliothek. Der Jahrgang 1805 ist selbst dort nicht vollständig, doch fehlen sicherlich keine Nummern darin, die görresische Beiträge enthalten. Ein unvollständiges Exemplar des Jahrganges 1804 ist jetzt von München auch der Kgl. Bibliothek zu Berlin geschenkt.

[2]) 3. April 1805. Weim. Ausgabe, IV,17,270 f. Vgl. IV,19,2.

[3]) 1804 No. 113—115. Bächtold, Schweizerische Schauspiele des 16. Jahrhunderts, 49 ff. Vgl. Roethe, Forschungen zur deutschen Philologie, Festgabe für Rudolf Hildebrand, 1894, S. 226.

[4]) Eine Recension der „Aurora“ von Caroline Schelling ist nach Waitz, Caroline, S. V, Anm. 2 handschriftlich vorhanden. Es wäre interessant, zu wissen, wie sie über den romantischen Parteigänger in dem Blatte urteilte.

schreibt,[1]) in der That gefunden haben; denn noch 1806 in Heidelberg denkt ihr Verfasser daran, sie bei Zimmer „als halbwegs käufliche Waare“ in einem Bändchen erscheinen zu lassen.[2]) Sie, die auch heute noch einen Neudruck wohl verdienten, erheischen, bevor sie ihr Teil zur Kenntnis des Litteraten Görres beisteuern, einige kritische Bemerkungen, da sie anonym erschienen und erst seiner Autorschaft vollzählig zuzuweisen sind. Nicht nur die als „Corruscationen“ im Briefwechsel mit Aretin genannten[3]) Beiträge (1804 No. 71—74, 94, 96, 117, 121, 129, 151, 152; 1805 No. 10, 12, 13, 21, 22. 55, 56), sondern auch eine Reihe solcher mit verschiedenen Titeln gehört ihm zu, und zwar aus dem Jahrgange 1804: No. 89 „Kann man die Epoche des Mittelalters schon für geschlossen ansehen?“, No. 123 „Herder“, No. 124 „Deutsche Kritik“, No. 125 „Nord- und Süd-Deutschland“, No. 128 „Hyperion“,[4]) No. 150 „Dramatische Phantasien von Sophie Bernhardi“;[4]) aus dem Jahrgange 1805: No. 1 und 2 Einleitung zu Görres demnächst erscheinender Schrift „Glauben und Wissen“, München 1805 (im Schererschen Verlage, dem der „Aurora“),[5]) No. 30 „Goethe“, No. 34 „Die Almanache“, No. 40 und 41 „Mystik und Novalis“.

Nur durch die Überschrift[5]) unterscheiden diese Aufsätze und Kritiken sich von den ganz verwandte Gegenstände behandelnden „Corruscationen“. Der untrügliche Stil, der, wie Görres selbst wusste, bei Kennern ihm

---

1) Br. II,9.

2) Briefe I,477.

3) Briefe II,9. Sie sind auch aufgeführt in Goedekes Grundriss VI,204.

4) Schon von Galland, Joseph v. Görres, Freiburg 1876, S. 666 notiert, der aber den Jahrgang 1805 gar nicht kennt.

5) Dass Aretin in dem Briefe vom 20. Juni 1804 (II,9) nur von „Corruscationen“ spricht, erklärt sich daher, dass der erste anders betitelte Beitrag erst am 25. Juli 1804 (Nr. 89) erschien, also erst später von Görres eingesandt sein wird zufolge der Aufforderung. Briefe II,9; Br. II,19 schickt er „einiges für die Aurora“.

überhaupt keinen Anspruch auf Anonymität gab,[1]) und dieselben oft anderswo bei ihm wiederkehrenden Anschauungen, lassen über die Autorschaft nicht den mindesten Zweifel, die noch im Einzelnen sich erhärten lassen wird.

In der Methode seiner Kritik siedelt er sich auf dem durch A. W. Schlegel umgepflügten Boden an. Anregung und Richtung gaben ihm die Grundsätze falscher und wahrer Kritik, die dieser vornehmlich in seinen Berliner Vorlesungen über „Litteratur, Kunst und Geist des Zeitalters", abgedruckt in der „Europa" II S. 3—95, die für Görres überhaupt eine Art von Programm wurden,[2]) hatte aufdecken wollen und von denen Arnim einmal sagt:[3]) „Es giebt wenig so Herrliches, als die in der Europa (II. Bd. S. 18) aufgestellte Charakteristik der meisten recensirenden Institute, ja es ist vielleicht die erste Ermunterung zum Recensiren für die geworden, welche es ernstlich mit Kunst und Wissenschaft meinten."

Aber jene überlegenen scharfen Bemerkungen Schlegels gegen die verrottete Jammerkritik seiner Tage treibt Görres ins Groteske in dem Aufsatze „Deutsche Kritik" (1804 No. 124).[4]) Nur vor der neuen Jenaischen Litteraturzeitung, die unter Goethes Auspicien durch Eichstädt begründet ward, nachdem Schütz mit seinem der Romantik feindlichen Organ nach Halle übergesiedelt war,[5]) macht

---

[1]) Briefe III,210.

[2]) Aurora 1804, No. 72 S. 287 („Corruscationen") bildet er um und erweitert er so z. B. auch die dort S. 26 (Minor, Vorlesungen II,47) von Schlegel gegebene mystische Bestimmung von Philosophie, Poesie, Religion und Sittlichkeit als der „vier Weltgegenden des menschlichen Geistes" (vgl. Haym, Rom. Schule, S. 792).

[3]) Heidelberger Jahrbücher 1811, S. 1186 f. (Besprechung von A. W. Schlegels poetischen Werken 1811).

[4]) Vgl. auch das auf die Schlegel anspielende, das gleiche Thema wie der obige Aufsatz behandelnde, z. T. wörtlich an ihn anklingende Fragment in 1804, No. 72 S. 286 f. („Corruscationen").

[5]) Haym, Romant. Schule, S. 746. Walzel, Schriften der Goethe-Gesellschaft 13,LXXIV f.

er ein Kompliment (S. 493). Zu kaum noch beziehbaren Bildern von unverfälschter Eigenart ballt er im Übrigen seine ans Fanatische grenzende Wut zusammen „gegen jene giftigen Krüppelschlangen, die in so manchen Winkel-Tribunalen sich wälzen und lauern unter dem Grase auf den Vorübergehenden und dann ihn umschlingen und mit ihrem geifernden Speichel bedecken, ehe sie ihn verschlucken; diese Menschen, die heuchlerisch sich die Miene geben, als ob sie das Gute förderten, aber hämisch es anfeinden und verfolgen, wo sie es treffen, deren nichtswürdige Leidenschaften man nur kennen darf, um zu wissen, was sie wütig anfallen und was sie herausstreichen werden". Hier ansetzend gelangt seine gesammte kritische Thätigkeit zu dem advokatorischen und polemisch-apologetischen Tone, der ihr eigen ist [1]) und zugleich immer auch an den grossen politischen Publicisten gemahnt. Und darum huldigt er der revolutionär-romantischen Bewegung, den „mächtigen Geistern", die „das versunkene Jahrhundert gewaltsam aufrütteln", und es sei nicht zu tadeln, „dass das Höhere sich auf einen Augenblick übermütig erhebe und der hoffärtigen Gemeinheit ihre Nichtigkeit vorrücke."

Und hatte W. Schlegel [2]) gesagt, dass das kritische Vermögen, „jenes nahe und unmittelbare Anschauen fremder Eigenthümlichkeit, als wäre sie im eigenen Bewusstsein begriffen, mit dem göttlichen Vermögen, selbst zu schaffen, innig verwandt" sei, dass wir nur das, „was uns schon vermöge unserer Anlagen gegeben ist, eigentlich offen-

---

[1]) Sehr bezeichnend für seinen Hass gegen die Pöbelkritik ist es, wenn er z. B. in der Vorrede zur „Exposition der Physiologie", 1805 (vgl. Intelligenzblatt zur Jenaischen Litteraturztg., 1805, No. 111, Sp. 933/934, wo die Stelle in der Ankündigung des Buches ausgezogen ist) sagt: „Ich habe Galls Doctrin zu einer Zeit verteidigt, wo sie über Gebühr vernachlässigt wurde; (vgl. die Recensionen Jen. Allg. Litt. Ztg., 1805, No. 7—9) jetzt, wo die Exklamation der Menge ihr zu Teil geworden ist, trete ich ohne Bedenken zur Opposition über."

[2]) Sämmtliche Werke VII,25 f. (Horen 1796).

baren" u. s. w. — so ruft Görres: „Wer aber Beruf zur Kritik in sich fühlt, der bescheide sich doch vor allem, dass nicht alle Pflanzen ihre Früchte an den Wurzeln tragen, dass über die Feuergestalten, die das Genie vom Himmel herabbringt, nur verwandte Geister richten können; dass überhaupt jeder nur über das aburteilen kann, von dem er sich bewusst ist, dass, wenn seine Kraft diese Richtung genommen hätte, er auch allenfalls ein gleiches Werk hätte produziren mögen."

Aus dem Schlegelschen Principe reproducierender Kritik floss ihre kunstmässige, poetisierende Form, der Friedrich Schlegel in den Fragmenten des „Lyceums" folgendermassen zum Wort verhalf:[1]) „Poesie kann nur durch Poesie kritisiert werden. Ein Kunsturteil, welches nicht selbst ein Kunstwerk ist, entweder im Stoffe, als Darstellung des nothwendigen Eindruckes in seinem Werden oder durch eine schöne Form, hat gar kein Bürgerrecht im Reiche der Kunst." Dies Theorem handhabt Görres, für inneren künstlerischen Aufbau verständnislos, unter der Form einer Art produktiver Phantasie über das gegebene Thema und in einem äusserlich poetischen, bilderübersäeten Gewande. Nie erreichen auch die „Corruscationen" — „Wetterleuchten"; ein Titel, der sich wohl anreihen liesse an Fr. Schlegels „Eisenfeile"[2]) oder Novalis „Blüthenstaub"[3]) — die als fortlaufende Fragmentenreihe gedacht sind, jene „Igel"-artige Geschlossenheit, die Schlegel für diesen Modus des schriftstellerischen Ausdruckes anstrebte,[4]) wie sie auch nie in eine scharfe, auffallende Spitze auslaufen, sondern im Bilde oder Gleichnisse spielen.

---

[1]) Fr. Schlegels Jugendschriften, hrsg. von Minor, II,200, No. 117. Auch in den „Charakteristiken und Kritiken", 1801, S. 250.

[2]) Auswahl seiner Fragmente in den „Charakteristiken und Kritiken" s. Jugendschriften II,183, Anm.

[3]) Athenäum I,1, 70 ff.

[4]) Jugendschriften II,235 No. 206.

In der späteren, Heidelberger Zeit erfahren Ausdrucksmittel und Anschauungen der dann nur spärlich vertretenen rein litterarischen und Kunstkritik kaum einen Wandel.[1]) Immer wieder auch erscheinen die Reflexionen über den verschiedenen Charakter des Antiken und Modernen, wie hier.[2]) Nicht neu sind die Gegensätze von „Einfalt und stiller Ruhe“, die „das innerste Wesen und die Physionomie“ des Antiken sind, zu vielseitiger Mannigfaltigkeit, einer seltsamen Verworrenheit, schneidenden Kontrasten, bizarren Verrenkungen, die das Wesen des Modernen ausmachen; oder etwa die nach Friedrich Schlegel schmeckende Antithese: „Der Charakter des Antiken ist Poesie, selbst in der Philosophie, der des Modernen Philosophie, selbst in der Poesie.[3]) Originell ist nur die Durchführung und Ausgestaltung dieser Gegensätze unter den verschiedensten Gleichnissen oder Symbolen, wenn er z. B., zur Veranschaulichung den Vergleich aus naturwissenschaftlicher Sphäre wählend, die Periode der Urgebirgsbildungen, des durch eine ruhige Krystallisation gebildeten Granits, der Flözzeit mit ihrer ganzen Mannigfaltigkeit von Formationen, mit ihren Fossilienlagern und Conchylienbänken gegenüberstellt,[4]) oder die antike Gewandung mit der modernen kontrastieren lässt und für seine Zwecke ausdeutet.[5]) Aber ganz genau so wie Wilhelm Schlegel von einer welthistorischen Warte auf die bestehenden Gegensätze und Bestrebungen als auf winzige Punkte herabzuschauen suchte,[6]) verkündet auch Görres in gezwungenem Prophetentone[7])

---

[1]) s. aber unten S. 345.

[2]) Aurora 1804, No. 71 S, 281 f.; No. 72 S. 286; No. 94 S. 376. No. 96 S. 383 ff. ergeht sich über das von A. W. Schlegel (1798, S. W. I,61) und Schiller (1803, Goedeke XI,330) behandelte Thema der „Antiken zu Paris“ mit schärfstem Franzosenhasse.

[3]) No. 71 S. 281.

[4]) No. 71 S. 281/82.

[5]) No. 94 S. 376,

[6]) Europa 1803, II S. 85.

[7]) Aurora 1804, No. 71 S. 282.

die Flüchtigkeit aller zeitweiligen Versuche in der Litteratur gegenüber der Unendlichkeit von Natur und Geist.

Der specifische Repräsentant des Modernen ist ihm nun Jean Paul.[1]) Solange Görres die romantische Litteratur verfocht, war Jean Paul sein Heros, wie später noch zu zeigen sein wird. Der briefliche Verkehr knüpfte sich schon in dieser Zeit an.[2])

Man muss sich bei der Görresischen Apologie Jean Pauls erinnern, dass auch Fr. Schlegel ihn in einem

---

[1]) No. 71 S. 282 ff.

[2]) Jean Paul hatte an mehreren Stellen seiner „Vorschule der Ästhetik“ 1804 Görres und seinem Stile schon einige Aufmerksamkeit entgegengebracht (vgl. Hempelsche Ausgabe [Werke 49—51] S. 15, 307 f., 337 f. u. a.). Darauf muss sich dieser an ihn gewandt haben in freier Aussprache über die ihm vermeintlich gemachten Vorhaltungen. Denn am 25. März 1805 antwortet Jean Paul in einem ersten Schreiben (Denkwürdigkeiten aus dem Leben von J. P. Fr. Richter, hrsg. von Ernst Förster, III. Bd., München 1863, S. 124 f.), das in der Sammlung der „Freundesbriefe“ nicht hätte fehlen sollen. Er schreibt dort u. a. für uns interessant und bedeutsam: „Ihren reichen Geist wird man solange verkennen, als er in der Wahl des Leibes, worin er Mensch wird, zu eigensinnig ist. Dazu rechne ich zuerst die einförmige Jamben- oder auch Trochäen-Skansion, dann das Bilder-Erstürmen, das ganze Bilder wieder zu Farben grösserer macht. Warum sperren Sie denn so romantisch-schillernde Flügel, wie Ihre, in die Eisgrube der Transcendenz? Warum machen Sie Ihrem poetischen Herzen nicht Luft und Aether? [vgl. a. a. O. III,168: Jean Paul an Marheineke über Görres, 10. Mai 1808]. Ich meine, warum geben Sie, anstatt das philosophische Lehrgebäude auf den Musenberg zu setzen, und wieder aus dieser Bergart jenes zu mauern, nicht lieber beiden Grössen geschiedene Plätze?“ Görres ausführliche Antwort hierauf ist versteckt in der Einleitung zur „Exposition der Physiologie“, 1805 (S. IX ff.), mit den Worten beginnend: „Der andere Vorwurf wird mir von Menschen gemacht werden, die ich hoch achten muss; dass ich das philosophische Lehrgebäude auf den Musenberg setze, und wieder aus dieser Bergart jenes aufmauere, kurz, dass ich die Poesie in dic Wissenschaft einmenge. Ich habe mir alles überlegt und denke, was der Himmel verbunden hat, soll der Mensch nicht trennen; wenn es eines

Athenäumsfragmente liebevoll besprochen hatte,[1]) im Gespräche über den Roman[2]) von ihm ausging und behauptete, solche Grotesken und Bekenntnisse seien die einzigen romantischen Erzeugnisse des unromantischen Zeitalters.[3]) Für Görres giebt der 1803 abgeschlossene „Titan“ die unmittelbare Veranlassung zur Aussprache. Er richtet sich aber gegen die aus früheren Werken Jean Pauls durch Schlegel abstrahierte Behauptung, dass Jean Pauls Personen zuviel Familienähnlichkeit haben, setzt sich mit ihm auseinander über die angeratene Resignation auf das Urteil des Haufens — immer ohne Namensnennung, aber mit nicht zu verfehlender Beziehbarkeit —, kämpft wortreich für seine verlästerte Weichheit und Thränenseligkeit[4]) und nimmt sich seiner von Schlegel ein wenig bespöttelten Frauen an. Und wem Jean Pauls Frauengestalten zu zart zum Greifen sind, denen rät er sich, „ihre Weiber“ aus dem „Wilhelm Meister“ zu wählen: „Therese wird ihnen ihr Holz schön und gleich gespalten zurechtlegen, ihr Hauswesen wird sie trefflich ordnen, dass sie Zeit haben zu rezensiren und ihren übrigen Geschäften nachzugehen; mit Thränen wird sie ihren Gatten nicht belästigen, wenn anders die Warze im Auge es erlaubt.“ [5])

Goethe lernte Görres 1804 als naturwissenschaftlichen Recensenten der Jenaischen Litteraturzeitung kennen, las seine „Aphorismen über Organonomie“, fand seine Arbeiten zwar ein wenig seltsam, aber doch einen sehr

---

Baumes Natur ist, dass er Früchte und Blüthen zugleich trägt, warum soll man ihn ängstigen, dass er Eines oder das Andere fallen lasse, und jedes schön zu seiner Zeit thue“ u. s. w. Hier kann auf diese überzeugte Rechtfertigung seiner Art und seines Stils nicht eingegangen werden.

[1]) Jugenschriften II,279—81 vgl. Haym, Rom. Schule, S. 689.

[2]) Jugendschriften II,308 ff.

[3]) Ebd. II,368.

[4]) Wie Schlegel a. a. O. 370 f.

[5]) No. 96, S. 383.

guten Kopf in ihnen.[1]) „Ich bin auf seinen Gang neugierig; es ist eine Natur, die man nicht aus dem Gesichte lassen muss“, schrieb er an Eichstädt.[2]) Nachfühlend citiert Görres 1800 Verse aus Goethes „Neuem Pausias.“[3]) Die „Aurora“ bringt zwei Beurteilungen Goethes aus seiner Feder:[4]) Görres grenzt verschiedene Stil- und Schaffensperioden Goethes ab, wie schon Fr. Schlegel in dem „Versuch über den verschiedenen Styl in Goethes früheren und späteren Werken“.[5]) Einmal sind es „die drei Perioden der griechischen Plastik“, die er an seinen Werken nachweisen will,[6]) das anderemal presst er sie als Landschafts- und Stimmungsbilder aus den verschiedenen Jahreszeiten in eine gezwungene Umrahmung hinein.[7]) Und wie ihm dort die „Eugenie“ („Natürliche Tochter“), die ihm, kein Marmorbild mehr, sondern aus Edelmetall gegossen, „die Periode des eleganten Stils“ repräsentiert und ihn in ihrer „Correctheit“ und „sublimirten Abgezogenheit“ an die bestgehassten Werke der französischen Bühne erinnert, nicht gerade Bewunderung abnötigt, so machen ihn hier die „nebelichten Regentage“ des „Wilhelm Meister“ und die da wandelnden, „in sich zusammengedrückten, laut- und tonlosen Gestalten“ frostig erschauern. Das ganz unkünstlerische, die „Kunst der Darstellung“ nur nebenbei nennende Missurteil über den „Wilhelm Meister“ besitzt für Görres ferneres Verhältnis[8]) zu Goethe eine typische Wichtigkeit. Zweierlei mag es erklären: einmal seine eigenartige Verständnislosigkeit für

---

1) Weimar. Ausgabe IV,17,92, 122, 126. IV,19,4.

2) 21. April 1804.

3) Briefe I,32.

4) 1804, No. 96 S. 382 f. („Corruscationen“). 1805, No. 30, S. 119 „Goethe“.

5) Gespräch über die Poesie, Jugendschriften II,376 ff.

6) 1805, No. 30 S. 119.

7) 1804, No. 96 S. 382 f.

8) Die Darstellung s. weiter unten, wo auch Görres in Heidelberg gesprochenes Verdammungsurteil über den „Wilhelm Meister“ folgt.

Geschöpfe des Dichters, die solche nicht als an sich selbstherrlich bestehend, sondern immer nur als Dokumentationen der Gesinnung des Producenten fasst, daher ihnen Sympathien und Antipathien des gewöhnlichen Lebens entgegenbringt und hier nur eine idealische und eine verdammenswürdige tellurische Richtung kennt.[1]) Und gerade beim „Wilhelm Meister" frappiert dieses Verdikt, weil er doch das Evangelienbuch Fr. Schlegels gewesen, der da warnend gesagt hatte:[2]) „Wenn ein Einzelner nur aus dem Standpunkte seiner Eigenthümlichkeit über jede dieser Personen (des Romans) räsonnirte und ein moralisches Gutachten fällte, das wäre wohl die unfruchtbarste unter allen möglichen Arten, den Wilhelm Meister anzusehn." [3])

Zum andern war aber aus der romantischen Schule heraus Novalis darin vorangegangen nach anfänglicher Bewunderung, „Wilhelm Meisters Lehrjahre" „durchaus prosaisch und modern" zu finden, sie „einen Candide, gegen die Poesie gerichtet" zu nennen und die „ökonomische", d. h. soviel als „philisterhafte", Natur als die wahre darin übrig bleibende zu erkennen mit Begründung seiner Urteile.[4])

Nicht in den Fussstapfen der romantischen Schule tritt Görres in der „Aurora" auch Schiller gegenüber; der freiheitlich-demokratische Zug bei diesem imponierte ihm augenscheinlich. In den Kundgebungen seiner Re-

---

1) Vgl. a. Konrad Schwenk: Görres und Börne gegen Goethe, Literarische Charakteristiken und Kritiken. Frkf. a. M. 1874, S. 91 f.

2) Jugendschriften II,180.

3) Dieselbe Auffassung des „Wilhelm Meister" wie Görres und wohl durch ihn beeinflusst hat Wolfgang Menzel. Dagegen Gutzkow, Beiträge zur Geschichte der neuesten Literatur, Stuttgart 1839, S. LXIX.

4) Novalis Schriften, herausgegeben von Ludwig Tieck und Fr. Schlegel. Fünfte Auflage, Berlin 1837. II,182 f. Vgl. Haym, Romant. Schule, S. 375. Ganz ähnlich 1804 übrigens auch die verbitterte Dorothea Schlegel bei Reichlin-Meldegg, H. E. G. Paulus und seine Zeit, II,328.

.volutionsjahre stösst man auf Schillerische Citate, wir sahen seine Abhängigkeit von Schillers Ästhetik. So bespricht er nun den „Tell".[1]) Vorliebe für die Schweiz, die ihm immer ein Idealland war, bis er später in längerem Aufenthalte seine Sehnsucht befriedigen konnte,[2]) führt ihm hier den Hauptstrom des Interesses für das Werk und die Hauptmittel der Charakteristik zu. Bei viel „Kolorit" und „Staffierung" in dem Gedichte erkennt er in seinen Tiefen einen „grossen poetischen Geist" und übernimmt die Verteidigung des gescholtenen fünften Aktes mit der charakteristischen Wendung: „Schon des Geschreies wegen möchte ich der entgegengesetzten Ansicht sein, wenn auch weniger triftige Gründe für sie sprächen."

Mit Opposition gegen die aus der grossen Menge sich erhebenden Stimmen beginnt auch der Nachruf auf Herder.[3]) Herderischer Einfluss auf Görres, zumal in historischen Anschauungen, ist später noch oft zu belegen, und seine Erkenntnis wird zur Pflicht gemacht durch Görres Äusserung aus dem Jahre 1812:[4]) „Er (Herder) hat mich in früherer Zeit durch seine Ideen vielfältig berührt und erregt."

Man erkennt in der Tendenz des vorliegenden Artikels eine gewisse Ähnlichkeit mit Fr. Schlegels Lessingaufsatz,[5]) die nämlich, gegen die vermeintlich überschätzten litterarischen Leistungen des Mannes seinen Charakter hervorzukehren. Görres trägt aber seine eigene Persönlichkeit in die Herders hinein und man könnte ihn selbst mit gleichen Worten charakterisieren, wenn es da heisst: „Herders Geist hatte unleugbar viel Licht, aber dieses Licht ward durch eine innere Refraction bedeutend getrübt, er vermochte nicht die subjektive Empfindung und die innere wirkende Kraft,

---

1) Aurora 1805, No. 10 „Corruscationen".

2) Briefe I,154 ff. (1820, nachdem er sich 1819 seiner Verhaftung in Frankfurt durch die Flucht entzogen hatte).

3) 1804, No. 123 „Herder" S. 490 f.

4) Briefe II,305; vgl. II,29.

5) Jugendschriften II,140 ff.

die aufs Objekt geht, gehörig auseinander zu halten. . . . Diese beständige, bewusstlose Störung entgegengesetzter Grundkräfte durcheinander verräth sich denn auch in dem dämmernden, halbdunkeln, nebelhaften, wortreichen Style seiner früheren Schriften, wo noch die Poesie in ihm vorherrschte, und der oft einseitigen Polemik seiner späteren."

Noch einen anderen einstigen Heroen des Sturms und Dranges ruft Görres auf: Klinger.[1]) Freilich fällt über diese Jugendperiode kaum ein Wort, kaum ein Wort auch über sein Verhältnis zu Goethe; er betrachtet Klinger lediglich in seiner Vollendung.[2]) Aber diese Würdigung ist beachtsam als Monument für die Aufnahme des späteren Klinger in Deutschland, seiner Romane, deren neunter Band bereits sieben Jahre zurücklag. Ihnen wandte erst damals in Deutschland die Aufmerksamkeit sich zu; eine G L unterzeichnete längere Anzeige in No. 238 der Jenaischen Allg. Litteraturzeitung v. J. 1804 macht für sie Propaganda und mag für Görres neben den Bemerkungen Jean Pauls in der „Vorschule der Ästhetik" die Anregung zur Lektüre hergegeben haben. 1805 folgte der von Rieger[3]) besprochene Versuch Grubers, sie in ihrem idealen Zusammenhange zu fassen.[4]) Stärker und plötzlicher wirkten die von Görres hier zur Ausmalung des Klingerischen Charakterbildes besonders herangezogenen, 1805 zum Abschlusse gelangten „Betrachtungen über verschiedene Gegenstände der Welt und Litteratur" — die „Fragmente", wie er sie mit Schlegelschem Ausdrucke benennt — beim deutschen Publikum.[5]) Lediglich die stofflichen Interessen sind für Görres ausschlaggebend, eine Verwandtschaft der Individualität muss wie gewöhnlich dazukommen, um

1) Aurora 1805, No. 55 und 56 „Corruscationen".

2) Vgl. Max Rieger, Klinger in seiner Reife, Darmstadt 1896. Das Folgende als kleine Ergänzung zu S. 412 ff.

3) A. a. O. S. 417.

4) Hallische Literaturzeitung 1805, 22.—25. April.

5) Rieger S. 496.

ihn zu erwärmen.[1]) Und nun war Klinger, wie er, ein unerzogener, freiheitlich-revolutionärer Autodidakt, ein Rousseau-Anbeter, Hasser jedes despotischen Zwanges und jedes „Systems", ein besserungssüchtiger Pessimist gegenüber den Zuständen der Gegenwart und der bürgerlichen Gesellschaft, überhaupt ein Mann von weniger künstlerischem, als moralisch angelegtem, praktisch-politischem Naturell!

Und eben darauf fällt durch Görres auch das Hauptgewicht. Seine Poesie glaubt er am besten mit einem Worte bezeichnen zu können, „das eigens für ihn erfunden zu sein scheint": barsch, und aus dem Fehlen jeglicher Sentimentalität, aus dem Widerwillen gegen weibliche Empfindungsart bei diesem „poetischen Wilden" leitet er seine Gegensätzlichkeit zu Jean Paul sowie ganz zutreffend viele „Cruditäten" und eine Fülle von Unpoesie seiner Romane ab.

Allein der Schluss[2]) pocht auf Klingers lautere Gesinnung und braven, kräftigen Charakter: und, heisst es, „bei der gegenwärtigen Lage Europas steht er wie durch eine höhere Schickung gerade an dieser Stelle (d. i. der vorher in seiner Wirkung auf ihn gewürdigte russische Hof), von wo aus er vielleicht mehr Einfluss auf die Ereignisse der Gegenwart und Zukunft hat, als man wohl ahnden mag."

Die Prophetie bildete einen integrierenden Bestandteil des von Görres zur Schau getragenen Wesens,[3]) und gegenüber dieser verfehlten Prophezeiung haben die seherisch mahnenden Worte, die er über Heinrich v. Kleist spricht, ihre Bestätigung gefunden. Er zeigt die „Familie Schroffenstein"[4]) an und ist mit der übrigen Tages-

---

[1]) Über das Verhältnis Friedrich und Wilhelm Schlegels zu Klinger vgl. Walzel, Anzeiger f. deutsches Altertum 25,307 f.; beide konnten ihm hier keine Vorbilder sein.

[2]) No. 56, S. 223.

[3]) S. a. w. u.

[4]) 1804 No. 129 „Corruscationen".

kritik[1]) einig in der sympathischen Aufnahme der vielverheissenden Erscheinung.

Die meisterhafte Exposition und „eine grosse architectonische Regularität“ in dem Stücke nötigen ihm mit gutem Rechte Bewunderung ab. „Wie zwei Säulenordnungen stehen die beiden Familien einander gegenüber, und wie eine der Säulen auf jener Seite stürzt, folgt eine auf der entgegengesetzten.“ Sein Urteil stimmt gleichfalls mit dem unsrigen überein, wenn er die Szene zwischen Ottokar und Agnes in der Höhle im letzten Aufzuge von grosser Schönheit findet und das Ende des Stückes „übereilt, kalt abgestossen“ nennt. Er weist auch schon eine frappante Reminiscenz (4,1: „Das eben ist der Fluch der Macht“ u. s. w.) aus Shakespeares „König Johann“ (4,2: „Es ist der Könige Fluch, bedient von Sklaven“ u. s. w.) auf.[2])

„Die Zeit, der solche Erstlinge zum Opfer dargebracht werden, zeigt sich ihrer unwert, wenn sie sie nicht dankbar aufnimmt und den jungen Genius auf ihren Flügeln trägt, bis er erstarkt und auf eigenen Fittigen sich über sie hinausschwingt.“ Mit solchen Warnerworten lässt dieser Aufsatz das Thema eines um eine Nummer vorausgehenden nachklingen, der unter dem Titel „Hyperion“ über den unglücklichen Hölderlin sich auslässt.[3])

Hier ergiebt sich ihm der willkommenste Ausgangspunkt, um eine schier unendlich anastrophierende, von Bitternis überströmende Periode über „die Schlechtigkeit des Jahrhunderts“ und „die Verworfenheit der gezähmten und dressierten Menschennatur“ zu ergiessen. Wer alles dies tief empfunden, „der wird in Hyperion einen Bruder grüssen, erstaunt wird er seine ganze Vergangenheit in ihm umarmen“. Über Deutschlands Dichter und Künstler

---

[1]) Vgl. Kleists Werke, hrsg. von Zolling (Nationallitteratur Bd. 149 f.) I,65 ff.

[2]) Vgl. aber Schiller, Wallensteins Tod V,11: „O Fluch der Könige, der ihren Worten das fürchterliche Leben giebt“ u. s. w.

[3]) 1804 No. 128.

lässt er das sattsam bekannte Wehe erschallen, pochend auf jenen vorletzten Brief des „Hyperion“,[1]) der die Elendigkeit der Deutschen beklagt.

Aber bei Abwägung der litterarischen und politischen Zustände in Frankreich und Deutschland und des beiderseitigen Nationalcharakters sinkt die Schale tief zu Gunsten des Deutschen, und die vollste Ladung seines Zorns trifft Frankreich.[2]) So grollen die Revolutionsenttäuschungen nach. Doch der Eintritt einer neuen Epoche bei ihm ist schneidend zu belegen: einst hatte er mit der französischen Revolution Kants kritische Philosophie parallelisiert,[3]) jetzt malt er in furioser, hochaufatmender Prosa das Bild dreier Revolutionen.[4]) Die dritte ist die Litteraturrevolution durch die Romantik. Was ihm die politische versprochen und nicht gehalten, erfüllt ihm die litterarische.

Alle drei sind ihm „die Idee,[5]) die sich lange in sich selbst zurückgezogen hatte, und nur von Zeit zu Zeit als Fremdlingin, von wenigen gesehen, auf die Erde herabgestiegen war, jetzt mit Macht vom hohen Äther niederkam, in der Kunst, in der Wissenschaft und überall ihr Erbe zurückfordert“. Auf einem Punkte gescheitert, ist sie auf dem andern siegreich. Wie sich in ihm die Romantik malt, das wird am besten auch als Musterbeispiel der in diesen Fragmenten bisweilen herrschenden allegorischen, geheimnisvollen, anonymen Schreibweise wörtlich hierhergesetzt:[6]) „Da wanderten excentrische Menschen, fremde

---

[1]) Hölderlins Gesammelte Dichtungen, hrsg. von B. Litzmann, Stuttgart (Cotta), II,198 ff.

[2]) Vgl. Aurora 1804, No. 73 („Corruscationen“), ein genial aufgeputzter Vergleich; und abgesehen von leichteren Seitenhieben Jenaische Allg. Litteraturztg. 1805, No. 9, Sp. 65 ff., aus der Besprechung von Galls Schädellehre und einschlägigen Schriften, die Goethe doch einige Skrupel verursachte (an Eichstädt, 21. April 1804).

[3]) S. o. S. 3.

[4]) Aurora 1804, No. 117 („Corruscationen“).

[5]) No. 121, 1804, S. 481 („Corruscationen“).

[6]) 1804, No. 117 S. 466.

Zauberer ins Land, die sich wohl auch früher von Zeit zu Zeit hatten blicken lassen, aber niemals sehr geachtet worden waren. Aber jetzt waren ihrer viele und die waren keck und unternehmend und zogen ihre Kreise und sprachen ihre Formeln, allerhand unverständliche Worte,[1]) und es entstand eine grosse Konfusion. Alte Marmorbilder stiegen von ihren Gestellen herunter[2]) und wandelten nackt durch die Strassen; wunderliche Träume der Mitternacht,[3]) in denen Himmel und Erde ineinanderlaufen, von Äther, Dunst, Licht und Gold zusammengesetzt, liefen am hellen Tage herum; die Bäume fingen an zu sprechen und die Kräuter und Blumen zu singen, jede auf ihre Weise, und der Winde Brausen artikulirte sich und das Murmeln der Quellen, und das Todte durchdrang eine ungefühlte Lebenswärme und es regte sich und empfand auf seine Art, und Luftgeister und Erdgeister trieben sichtbar sich in den Elementen umher;[4]) bisher ungesehene Vögel flogen aus dem Süden herauf und brachten fremde, seltsame Gesangweisen mit,[5]) und die Echos in den Bergen sprachen alle fremden Sprachen, die Kinder mussten den Alten ihre Märchen zum Spiele bringen,[6]) und die Erde ward durchsichtig und in ihren Tiefen erschien die alte Zeit in ihrer hohen erhabenen Majestät und alle ihre kolossalen Kinder um sie her, und wunderbare Töne aus der alten Fabelwelt drangen aus dem Abgrunde herauf, und der Himmel klärte sich und hellere Lichter wurden durch den Erdenschatten getragen, und die grossen Geister aller Zeiten und Sprachen wurden aufgerufen[7]) und

---

1) Fr. Schlegels Paradoxien.

2) Fr. Schlegels gräcisierende Jugendschriften.

3) Novalis „Hymnen an die Nacht".

4) Die Naturphilosophie und ihr Einfluss auf die Poesie; Tieck. Vgl. unten gelegentlich der „teutschen Volksbücher".

5) A. W. Schlegels „Blumensträusse" und andere Übersetzungen.

6) Tiecks „Volksmärchen".

7) Litterarhistorische Bemühungen der Romantik.

sammelten sich wärmend um den Lichtpunkt her. Und die Phantasie jubelte hoch auf, dass sie von den Fesseln losgekettet war, in die man sie so lange als eine gefährliche, närrische und ausschweifende Gemüthskraft von Polizey wegen gelegt hatte, und der Witz spottete,[1] um sie zu rächen, bitter der alten Poesie, die sich vor Erstaunen nicht zu lassen wusste, als sie dem Unwesen zusah" u. s. w. Enthusiastischer war das romantische Evangelium von seinen Aposteln selbst nicht ergriffen worden.

Er fühlt auch mit seinen Verkündigern in einem Fragment über die Gründer neuer Schulen.[2] Aber wieder doch ruft er:[3] „Keine Fessel der Schule!" — — „Alle bessere Menschen gehören einer Kirche an; es bedarf keiner Regel, keines Bundes, keiner Dogmen, um sie zu vereinen; denn das Höhere, was über ihnen ist, hält unsichtbar sie zusammen."

Auch in Einzelnheiten sucht er gern ihm eingewurzelte Anschauungen vor romantischen Einflüssen zu retten. Er citiert und paraphrasiert etwa Klopstocks Ebertode,[4] die Trösterin in den düstern Stimmungen seiner Jugendjahre,[5] und setzt dann den Trumpf darauf: „Lese die Ode wer mag und wiederhole mit fester Stimme: Klopstock war ein grammatischer Poet." Dass er das sei, hatte ein Athenäumsfragment A. W. Schlegels behauptet.[6]

Er bespricht nun aber auch einzelne Männer der Schule und ihre Leistungen, so am umfänglichsten und geradezu hymnisch seinen steten Liebling Novalis.[7] „Was

---

[1]) Der „Litterarische Reichsanzeiger" des Athenäums und Ähnliches.

[2]) 1805, No. 13 S. 50 („Corruscationen").

[3]) Vgl. oben S. 13.

[4]) 1804, No. 74 („Corruscationen").

[5]) S. o. S. 4.

[6]) Athenäum I,1 S. 34, No. 127; Fr. Schlegels Jugendschriften, hrsg. v. Minor, II,223.

[7]) 1805, No. 40 u. 41, „Mystik und Novalis".

ist Mysticismus? Was muss mystisch behandelt werden? Religion, Liebe, Natur, Staat. — Alles Auserwählte be zieht sich auf Mysticismus. Wenn alle Menschen ein paar Liebende wären, so fiele der Unterschied zwischen Mysticismus und Nichtmysticismus weg“, hatte Novalis gesagt,[1]) und Friedrich Schlegel wiederholte: „Geheimniss und Mysterie ist alles was nur durch Enthusiasmus und mit philosophischem poetischem oder sittlichem Sinn aufgefasst werden kann.“[2])

Das sind etwa einige in Görresischen Zündstoff fallende Funken, und mit den aus solchen Anschauungen gewonnenen Waffen verteidigt er Novalis gegen den banausischen Vorwurf einer falschen, schädlichen Mystik. Von der mystischen Anschauung ausgehend würdigt und charakterisiert er auch den „Heinrich von Ofterdingen“ unzureichend. Aber es ist richtig erkannt, dass „das Wesen und die eigentliche Mitte seines Ofterdingen die symbolische Darstellung seiner Weltanschauung in Bildern und Tönen der Phantasie“ sei, und so ist ihm, wie Neueren,[3]) das grosse Märchen am Ende des ersten Teils der Höhepunkt, eine kosmogonische Darstellung der philosophischen und poetischen Natur des Dichters. Menschliche Worte über den früh Geschiedenen, der „Held oder Vermächtniss einer besseren Zeit war“, schliessen ab.

Mehr zur Tageskritik gehört die Besprechung[4]) von „Lessings Gedanken und Meinungen“ von Fr. Schlegel.

Es fällt dabei für Schlegel der von diesem provocierte[5]) Vergleich ab, dass Lessing für sein Geschlecht war, was Schlegel für das gegenwärtige. Die wieder originell bildernde Charakteristik Lessings und seiner Zeit, im Thatsächlichen nicht gerade bedeutsam, bringt nochmals einige ungerechte

---

1) Schriften, 5. Aufl. II,204.

2) Athenäum I,2, S. 135 f. Jugendschr. II,282.

3) Haym, Romant. Schule, S. 383. Vgl. Ergänzungsheft zum „Euphorion“, 1899, S. 112.

4) 1804 No. 151, 152 („Corruscationen“).

5) Haym, Rom. Schule, S. 242.

Ausfälle gegen den „Irrstern“ der französischen Litteratur und seinen Einfluss auf die deutsche. Natürlich uneingeschränktes Lob des Herausgebers; nur das, was er bei Gelegenheit der Auszüge aus dem Laokoon über das Verhältnis von Malerei und Plastik und ihren Rang äussert, giebt Anlass zum Widerspruch und dann zu einer mit dem Thema in keiner Berührung mehr stehenden längeren Erörterung über die Grenzen der Künste, die nebenbei auch für das musikalische Element in der Poesie „Schlegels und seiner Schule“ eintritt.

In der Recension von A. W. Schlegels „Blumensträussen italiänischer, spanischer und portugiesischer Poesie“ [1]) malt er den Süden und seine Dichtung in brennenden, lockenden Farben. Das italienische Blut, das von mütterlicher Seite her in seinen Adern rollt, kommt ihm zu Hilfe. Wo „die Erde den Blüthengürtel des Reitzes und der Grazie um sich gewunden hat, da ist auch das Heiligthum der Poesie, da sprossen brennend und prächtig und glühend die Gefühle in dem durchwärmten Gemüthe auf“ u. s. w. — — — „Daher muss dem Geschlechte, das die Zeiten so weit nach Norden hinauf verschlagen haben, die Nahrung des Gemüthes aus dem Überflusse des Südens nachgeführt werden.“ Das enthusiastische Eintreten für die Verdienstlichkeit der Schlegelschen Eindeutschungen entgegen dem „Unkraut, was unsere Felder überwuchert und seine innere Kärglichkeit hinter einer officinellen oder ökonomischen Brauchbarkeit versteckt“, macht den Aufsatz erfreulich. Bei der versuchten Charakteristik einzelner Proben gelangt er wieder nur zu einem willkürlichen und in schönen Bildern wenig Greifbares bringenden Spiel der Phantasie, und es ist richtige Selbsterkenntnis, wenn er es „feineren Verskünstlern“ überlässt, im einzelnen zu zeigen, „was allenfalls an der Übertragung des Pastor Fido, des Camoens, des Ariosto und des Cervantes auszusetzen sein könnte“.

1) 1805 No. 12 („Corruscationen“).

Wir werden ihm auch nicht mehr folgen können, wenn er einseitig dem „trefflichen, glücklichen Übersetzer des kecken, genialisch wilden, männlich rauhen Shakespeare“ ganz die Fähigkeit zur Wiedergabe der in einem „weiblichen Gemüthe empfangenen“ Sonette Petrarcas abspricht und dann an die Dichterin der „Wunderbilder“[1]) Sophie Bernhardi geb. Tieck einen Appell ergehen lässt, den „zartesten Dichter in unsern Norden an ihrer Hand einzuführen“.

Eben diese Sophie Bernhardi und ihre „Dramatischen Phantasien“ hatte er schon einmal verhimmelt,[2]) die Kunst der Versifikation mit einigem Recht gerühmt und diese „poetische Putzmacherkunst“ für eine wahrhaft weibliche Kunst ausgegeben.

Im Übrigen ist das Aufwerfen für dieses süssliche, traumhafte Versgeklingel, das auch Fr. Schlegel überschätzte,[3]) uns kaum mehr begreiflich und zeigt, wie unbedingt die Parteinahme für alles, was von der Romantik herrührte, bei Görres war. Vielleicht darf man auch darin eine Reaktion gegen die romantikfeindliche Kritik sehen. Denn die „Dramatischen Phantasien“ waren im „Freimüthigen“ 1804, No. 124, totgeschlagen worden, und Görres Recensionen tragen oft den Charakter von Antikritiken.

So hat er sicher bei Bemerkungen über eine andere romantische Dichterin,[4]) Sophie Mereau-Brentano und ihre „Spanischen und italienischen Novellen“, Penig 1804, den boshaften Schmähartikel eines gewissen A. in No. 118 des „Freimüthigen“ von 1804 im Sinne gehabt.[5]) Die Stelle

---

[1]) Wunderbilder und Träume in elf Märchen, Königsberg 1802.

[2]) 1804 No. 150.

[3]) Briefe an seinen Bruder August Wilhelm, hrsg. von Walzel, 1890, S. 497, 524.

[4]) 1804 No. 94 („Corruscationen“).

[5]) Gegen diesen Artikel kehrte sich in der „Zeitschrift für die elegante Welt“, 1804 No. 76, zunächst ein Freund der Brentanos, Fritz Börsch, dann aber in No. 82 S. 652 ff. der beleidigte Clemens

heisst wörtlich, nachdem er zuvor Sophiens Roman „Eduard und Amanda“ besprochen:[1] „Ihre Novellen sind, was auch die unberufene Kritik sagen mag, von der spanischen Mutter gut ausgestaltet und von der Pflegerin wohl gehalten; die dritte aber trägt überall die Spuren eines nahen Geistes, der wie der electrische Funke an allem Metall hinunterläuft, und wenn er auf eine Unterbrechung stösst, sich in ein glänzendes Funkenspiel ergiesst.“ Der „nahe Geist“ ist natürlich der Clemens Brentanos.

Noch einer anderen kleinen Arbeit Sophie Brentanos, auch einer spanischen Novelle: „Die Rückkehr des Fernando de Lara in sein Vaterland“, spendete er überschwängliches Lob. Ihr zu Liebe ist der kurze in echt Görresischem Bilderstil gehaltene Artikel „Die Almanache“[2]) geschrieben, der eben diese Erzählung aus dem Wust der jährlichen Almanachpoesie heraushebt. Sie steht im „Taschenbuch der Liebe und Freundschaft gewidmet für das Jahr 1805“, Frankfurt bei Wilmans, dessen Beiträgerin Sophie überhaupt in den Jahren 1803—6 war. Merkwürdig ist Görres Aufmerksamkeit auf diese Nippespoesie des bekannten Frankfurter Taschenbuches.

Von Frankfurt wurde aber noch immer der rheinische Buchhandel zum grössten Teile bestritten: alle litterarische Neigung dieser Gegenden schöpfte daher und musste wieder dahin zurückführen.[3]) Ja, in jenem Taschenbuche versuchte Görres sich unbegreiflicherweise selbst in rein poetischer Produktion, die ihm ja Jean Paul angeraten.[4]) „Kindermythen (Prolog, Christkindchen)“ ist der mit Görres

---

Brentano selber in einem mit vollem Namen unterzeichneten, bisher unbekannten Aufsatze, überschrieben: „Donna Maria de Zayas y Sotomayor. Eine spanische Novellendichterin des siebzehnten Jahrhunderts.“ Ich verweise hierfür auf meinen Aufsatz in einem der nächsten Hefte des „Euphorion“.

[1]) 1804 No. 94, S. 376.

[2]) 1805 No. 34, S. 134.

[3]) Vgl. Perthes Leben II, 5. Aufl. 1851, S. 115 ff.

[4]) S. o. S. 23.

Namen versehene Beitrag[1]) im „Taschenbuch der Liebe und Freundschaft“ auf das Jahr 1806, S. 221—240, betitelt. Es ist ein durch die Erzählung der Mutter angeregter Traum eines kleinen Mädchens vom Christkindchen.

Die von Görres verherrlichend hervorgehobenen[2]) Träume und Visionen im „Heinrich von Ofterdingen“, die in Träumen zerfliessende Phantastik einer Bernhardi beeinflussten seine eigene transscendente, rege Einbildungskraft.

Ein anderes romantisches Motiv ist die in der Erzählung der Mutter wie in dem phantastischen Traume beinah totgehetzte eigenartige Vorstellung, die Kinder mit Blumen paart, sie aus ihnen geboren werden und mit ihnen verwelken lässt. Der durch Tieck der Romantik gewonnene[3]) Maler Philipp Otto Runge hatte dies Motiv ausgegeben. In seinen 1807 an die Öffentlichkeit tretenden „Zeiten“ beherrscht es die ganze zeichnerische Komposition; durch seine Kupfer und Vignetten zu Tiecks „Minneliedern“ 1803, Schnitzeln aus der Werkstatt jener grösseren Arbeit,[4]) mochte es Görres bekannt sein. Den Eindruck von Runges Schaffen auf Görres verbrieft ja

---

[1]) In diesem Taschenbuch (S. 187—215) wie auch in der „Aurora“ (s. o. S. 17) erscheint als Görres Genosse in der Mitarbeiterschaft sein oben (S. 10) als intimer Freund Brentanos genannter Schwager Franz v. Lasaulx; dieser schrieb auch einen Roman, der jedoch nur von Brentano „stets als Meisterwerk glühender Begeisterung, an Schönheiten überreich, gepriesen wurde“, (Rhein. Antiquarius II. Abt. 1. Bd., Coblenz 1845, S. 113). Er war der Verleger Görresischer Schriften. Ein von ihm herausgegebenes „Historisches Taschenbuch auf das Jahr 1804“, Andernach oder Coblenz 1803, in dem ich auch Beiträge von Görres vermute, habe ich bis jetzt nirgends auftreiben können. Er wurde dann 1810, zusammen mit andern Romantikern, von Baggesen im „Karfunkel oder Klingklingel-Almanach“ verspottet, (Pfaff, Trösteinsamkeit LXXXVIII). Vgl. Brentano an Görres, Briefe II,84.

[2]) Aurora 1805 No. 41, S. 161; 1804 No. 150, S. 598.

[3]) Hinterlassene Schriften von Philipp Otto Runge, hrsg. von dessen ältestem Bruder, Hamburg 1840, II,116, 124 f., 158.

[4]) Ebenda I,226.

seine grosse Phantasie über die „Zeiten“ in den „Heidelberger Jahrbüchern“ 1808.[1])

Die „Kindermythen“ wurden mit Recht von den Zeitgenossen läppisch gefunden,[2]) aber allzustark von Gegnern jetzt und später aufs Korn genommen,[3]) sodass schliesslich Görres selbst sich veranlasst sah, im Intelligenzblatt No. 66, Sp. 563 der Jenaischen Allgemeinen Litteraturzeitung 1807 eine hübsche, wenn auch grobe Abwehr aus Heidelberg loszulassen.

Das Streben nach einem naiven Ton darin bei völligem dichterischem Unvermögen führt zu platter Lächerlichkeit oder einer Geziertheit, die zumal in der Überfülle süsslicher Deminutiva übel auffallen muss.

Aber der kleine Taschenbuchbeitrag bildet doch eine Etappe auf Görres Wege zur Heidelberger Romantik hin. Seine Bedeutung für das Wesen des Mannes hat Arnim richtig erkannt;[4]) nämlich die liebreiche Hinneigung zur Kindheit und Kindlichkeit, die ein so bezeichnender Zug der Heidelberger Freunde und derer, die ihnen nahe standen, war, findet in der Erzählung immerhin ihren Ausdruck, besonders aber in dem ihr vorausgeschickten *prologus galeatus.* Dieser Prolog will zurücklenken zu der roman-

---

[1]) V. Abt. II,261 ff. „Die Zeiten. Vier Blätter nach Zeichnungen von Ph. O. Runge.“ S. w. unten.

[2]) Z. B. Hallische Litteraturzeitung 1807, II. Bd., S. 156; Heinrich Voss an Charlotte v. Schiller (III,227) u. a.

[3]) S. Reinbeck, Beschreibung von Heidelberg, 1807, S. 181; Epigramme im „Morgenblatt“ 1807, u. a.; s. Pfaff, Einleitung zu dem Neudrucke von Arnims „Trösteinsamkeit“ S. LXVII. Ein Epigramm des „Morgenblatts“ lautet (Reinbeck a. a. O.): An **

Was mir vor allem verhasst, und ein Gräuel mir ist, wie die Sünde?
Ein unkindlicher Mann, der sich geberdet als Kind.
Selbst die Kinder verhasst macht solch ein Gaukler zuletzt noch,
Welcher die Lieblichen äfft, ohne Geschick und Natur.

[4]) Steig, Arnim und Brentano 239.

tischen „Zauberinsel" der Kindheit, die „umspült vom wilden Strom der Zeiten" daliegt und die alle einst bewohnt haben.[1]) Von hier aus nun findet man auch eine Erklärung seiner aufkeimenden Liebe für das Mittelalter. Was der Prolog in Jamben so ausdrückt:

---

[1]) Dieser Prolog scheint nachgebildet zu sein dem von Tiecks „Ritter Blaubart. Ein Ammenmärchen von Peter Leberecht. Berlin und Leipzig 1797" (in den „Volksmärchen" von Peter Leberecht 1797 nicht wiederholt, ebensowenig im „Phantasus", Schriften V,7 ff. vgl. Köpke, L. Tieck II,290 f.):

Vgl. Tieck:

Der Zauberstab der Dichtung schliesst uns oft
Die fernsten, wundervollsten Welten auf
— — — — — — — — — — — —
Doch fernab, heimlich im Gebüsch versteckt
Liegt eine alte Grotte, lange nicht
Geöffnet, kaum ist noch die Thür zu kennen
— — — — — — — — — — — —
Es ist der Kindheit zauberreiche Grotte,
In der der Schreck und liebe Albernheit
Verschlungen sitzen, dem der näher tritt
Ein altes Lied im leisen Tone sumsen.
Vergönnt dem Dichter diese Thür zu öffnen,
Hört gerne zu dem lispelnden Gesang,
Der sich in wilden dunkeln Blumen wiegt;
— — — — — — — — — — — —
lasst
Durch Traumgestalten euch ergötzen, stört
Mit hartem Ernste nicht die gaukelnden.

Görres:

Umspült vom wilden Strom der Zeiten liegt
Romantisch eine Zauberinsel da,
Ein lieblich süsser Duft hält sie umschwebt
Und Engel steigen in dem Duft herab,
Hernieder zu der Unschuld munterm Spiel
Und zu der Jugend harmlos frohem Thun
— — — — — — — — — — — —
Vergönnt dem Dichter einen Augenblick
Nur Rast, denn lenken will er euch zurück,
Wo ihr die Wunderinsel liegen seht,
Die eure Jugend sorgsam zart gepflegt
u. s. w.

lieblos rauhen Sinnes sind
Unfreundlich trotzig Viele unter euch;
Denn gross und breit sind sie geworden nun,
Und schämen itzt der alten Zeiten sich,
Wo man sie wohl noch schön und lieb genannt,
Tand ist den Weisen nun ihr kindisch Thun,
Sie wollen nur verständig, altklug seyn,
Mit Solchen hat die Dichtung nichts gemein,
Sie mögen mürrisch ihre Strasse ziehn,
Und bleiben hochgelahrt und ehrenvest.
Nur solch ein zart und liebevoll Gemüth,
Das gern, ein Kind selbst, unter Kindern weilt,
Mag sich vertraulich ihrem Kreise nah'n,

kehrt in einer Besprechung [1]) der unter Friedrich Schlegels Namen erschienenen „Sammlung romantischer Dichtungen des Mittelalters“ (Leipzig 1804) — I. Geschichte des Zauberers Merlins II. Geschichte der schönen und tugendsamen Euryanthe — in Prosa wieder. Von der Poesie des Mittelalters im allgemeinen heisst es dort S. 81 f.: „Es ist uns, wenn wir in diese Dichtungen uns verlieren, wie wenn wir in die Umgebung unserer Kindheit zurückversetzt uns finden, wir verwundern uns, wenn wir das, was damahls uns so gross erschien, jetzt so klein finden; aber es ist uns gemüthlich und wohl in dieser kleinen Welt, gern ducken die Gefühle sich zusammen, und werden wieder Kinder, gern ruft die Phantasie die Vergangenheit mit ihren unerwachsenen Freuden zurück und spielt mit grossen Kräften kleine Spiele, wie die Natur, wenn sie heiter und fröhlich ist, und die Vernunft schliesst die Augen zu dem frohen Scherze. Geschäftsmänner lassen sich freilich in der Kinderstube nicht betreten; sie würden sich schämen unter den Zeugen ihres ehemaligen kindischen Sinnes und ihres frohen Muthwillens, der arg abstäche mit dem gegenwärtigen Ernste, überrascht zu werden; aber ein jugendlich unbefangenes Gemüth wird mit Freude den Abdruck seines vergangenen Daseyns in ihnen sehen und in der Gesellschaft der alten Gespielen sich gefallen. Und so wird es auch an diesen Dichtungen sich ergötzen.“

---

[1]) Aurora 1805 No. 21, S. 81 ff.

Noch ein zweiter Pfad führte ihn zum Mittelalter: sociale und ethische Momente, die für ihn immer am meisten ausschlaggebend waren, machten ihn dem geneigt. Wieder waren die Brüder Schlegel seine Vorgänger auf diesem Wege. — „Dass wir eigentlich selbst in dem wahren Mittelalter leben und dieses fälschlich in die vergangne Zeit versetzt haben," dass das Mittelalter „keineswegs bloss ein Übergang aus einem Zustand in einen andern, sondern unstreitig an sich selbst etwas sehr bestimmtes war, ... da hingegen wir wohl nur die Gränze zweier sehr verschiedenen Zeitalter zu bilden und eben darum in so mancher Rücksicht den Charakter der Nullität an uns zu tragen bestimmt scheinen können," hatte Friedrich Schlegel gemeint.[1])

Wilhelm Schlegel sprach in dem schon oft herangezogenen, in der „Europa" gedruckten Teile seiner Berliner Vorlesungen die Überhebung des Aufklärungszeitalters gegenüber dem Mittelalter mit ausführlicher Darlegung für alle einzelnen Zweige der modernen Bildung als Selbsttäuschung an und kam zu dem Schlusse:[2]) „Weit entfernt von der Weisheit des Zeitalters mit einer Art von Mitleid auf die Werke der Vorzeit herunter zu schauen, auf ihre Rohheit, die in ihnen herrschenden abergläubigen Vorstellungen, trete ich mit der innigsten Ehrerbietung vor sie hin, fest überzeugt, dass jedes Zeitalter in Rücksicht auf Poesie und Kunst vorzüglicher sey, als das unsrige."

Wie sehr musste doch solchen Äusserungen die Görresische nach der Revolution sich gestaltende Auffassung von der Verkehrtheit, der Unnatur und dem Ungeschmack des Zeitalters willig entgegenkommen! Das früher in rationalistischen Hohlspiegeln geschaute Zerrbild des Mittelalters zog sich zurecht und trat in die ihm jetzt eingeräumten Vorrechte ein. Und mit Schlegelschem Rüst-

---

[1]) Europa I,29 f.: A. W. und Fr. Schlegel, herausgegeben von Walzel (Nationallitteratur Bd. 143), S. 288.

[1]) Europa II,83.

zeug ging Görres gegen die jetzt abgewirtschaftete, an der Georgia Augusta vorzüglich residierende,[1]) dünkelhaft-aufklärerisehe Geschichtschreibung vor: gegen Meiners und dessen „Historische Vergleichung des Mittelalters mit unserm Jahrhunderte“, die den Beweis von der Vortrefflichkeit der gegenwärtigen Zeit in drei dicken Bänden brachte.

„Kann man die Epoche des Mittelalters schon für geschlossen ansehn?“ lautet die Überschrift der Besprechung jenes Buches in der „Aurora“ 1804 No. 89, S. 352 f. Noch einmal wiederholt er sich nachdrücklich die Frage, „ob wir wirklich in Sitten, Meynungen und Kenntnissen so verbessert und gebildet sind, dass man annehmen kann, wir leben in einer andern Epoche als die Zeitgenossen des sogenannten Mittelalters?“ Er glaubt sie nur so beantworten zu können, dass er sich, „um nicht Partei und Richter in einer Person zu sein,“ mit seiner Einbildungskraft ein halbes oder ganzes Jahrtausend weiter vorwärts denkt und aus dem Geiste kommender Generationen seine Zeit anschaut.[2]) „In jener Zeit, würde es heissen, fiel es den Europäern ein, sich plötzlich als eine ausgebildete und veredelte, oder wenigstens in der Vervollkommnung schnell voraneilende Menschheit zu betrachten. Das Wort: Mittelalter ward erfunden, um sonnenklar zu beweisen, dass die Zeiten der Barbarei längst verflossen seien. — Waren sie es auch wirklich?“ „Die Charakter-Schilderung, welche die modernen Europäer vom Mittelalter entwarfen, war im Wesentlichen folgende,“ und nun giebt er wörtliche, ziffernmässig belegte Auszüge aus Meiners, die da Sitte, Verfassung, Religion, Wissenschaft und Kunst des Mittelalters verunglimpfen. „Bedarf es eines anderen Beweises,“

---

[1]) Scherer, Litteraturgeschichte, 5. Aufl., S. 630.

[2]) Die Eigentümlichkeit, aus fremdem Geiste heraus oder in fremder Maske zu sprechen, ist eine von Görres oft angewandte und wirksame Stilform seiner politischen und litterarischen Polemik und mimischen Satire. Vgl. die näheren Ausführungen weiter unten.

ruft er, „als eben dieser Schilderung, um darzuthun, dass sie selbst noch im Mittelalter lebten?“ Vorzüglich aber die Politik,[1]) „die, wie sie glaubten, nur hellen Köpfen und Zeiten zugeschrieben werden konnte,“ beweist den Späteren, „dass man damals noch mitten im Mittelalter steckte“.[2])

Drittens aber konnte Görres rein historisches Interesse, das nicht immer von der Gegenwart ausgeht, die Gabe des Sichhineinträumens in Zeiten und Völker, worin ihm Herder ein Wegweiser war, verbunden mit antiquarischen Neigungen, am Mittelalter nicht länger achtlos vorüberschweifen. Schon in den Briefen von der Pariser Reise liest man:[3]) „Warum ich auch immer in der Vergangenheit wühle? Da erinnere ich mich, als ich noch ein Kind war und Geschichte zu lesen anfing, wünschte ich mir immer in Italien geboren zu sein, um dort den Boden recht nach Herzenslust durchsuchen zu können, wie wollte ich mich freuen, dacht' ich, wenn ich irgend ein antikes Geräth, eine Bildsäule oder so etwas fände. Da ich kein Herculanum, kein Pompeji hier hatte, da begnügte ich mich, irgend eine alte Ritterburg aufzusuchen und dort mein Nachgraben anzustellen.“ Aus ähnlichem Geiste heraus ist die kraftvolle Vergegenwärtigung des Spätgriechentums geboren in einer Anzeige[4]) des durch Friedrich Ast übersetzten Romans „Leukippe“ von Achilles Tatios.

Auch hier der Wunsch, in den Resten des aufgedeckten Herculanums zu wandeln. Eine grosse welt-

---

[1]) Das Heranziehen und Schildern der Politik, deren die Schlegel und auch Meiners nicht gedachten, zeugt nebst manchen stilistischen Kennzeichen ebenfalls für Görres Autorschaft des Artikels.

[2]) Vgl. Briefe II,6 (6. Februar 1804): „Sonst führen wir durchaus ein glückliches, gedeihliches Leben, nur mit der kleinen Veränderung gegen sonst, dass wir .... 3—4 Jahrhunderte in der Zeit, gegen die Mitternacht des Zeitalters hingerückt sind.“

[3]) Briefe I,53.

[4]) Aurora 1805 No. 22: „Corruscationen“.

geschichtliche Empfindung erfüllt die elegischen Klänge, die Görres einer Zeit weiht, „die an der Gränze zweier Zeiten steht“, und den sehnsüchtigen Wunsch, „in der Doppelbeleuchtung dieses Zwielichtes“ zu leben und „aus der Mitte des kolossalen Alterthums hinauszublicken in die Gegenwart“. Sonderbare Mischung des Antiken mit dem Modernen findet er auch in jenem Roman. Wenn er ihn anknüpft an die Besprechung des „Merlin“ und der „Euryanthe“, wenn er eine auffallende Gleichheit mit dieser in Fabel, Gang der Handlung, Personen und Entwickelung finden möchte, so schaut man wohl hinüber auf Untersuchungen der „Teutschen Volksbücher“. Aber noch herrscht eine internationale, universelle Betrachtung des Mittelalters bei ihm vor. Das deutsche Altertum sollte erst unter anderen Verhältnissen, nach der Lektüre von originalen Dichtungen den Heidelberger Görres ganz hinnehmen. Schon jetzt aber war der Boden dafür bereitet.

Und auch schon zur Mythenforschung, die ihm in jener späteren Epoche einen Namen machte, liegen hier die Keime. In Tiecks „Poetischem Journal“, Jena 1800, hatte zuerst Friedrich Majer, ein Schüler Herders, über die mythologischen Dichtungen der Inder in Briefen umfänglicher gehandelt, „über die ersten Blüthen der jugendlichen Fantasie dieser Menschen, von welchen Sakontala zum Theil schon die Früchte enthält“. „Himmel und Erde fliesst dir noch in bunter, mannichfaltiger Verknüpfung ineinander und du fühlst dich wieder in die der Erinnerung so reizende, chaotische Verwirrung der Kinderjahre versetzt“, heisst es dort.[2])

Dorthin, „wo die Menschheit ihre frohen Kinderjahre verlebte und die Götter zu ihren Lieblingen hinabstiegen“, nahm auch Görres kindlicher Sinn den Weg in der Einleitung[3]) zu seiner Schrift „Glauben und Wissen“, München

[1]) 1. Jahrgang, 1. Stück, S. 165—216. Haym, Rom. Schule, S. 695.

[2]) S. 167.

[3]) Auch Aurora 1805 No. 1. u. 2 abgedruckt, als Probe der in dem Werke herrschenden „warmen und kräftigen Schreibart“.

1805, deren ganzes System sich auf die Uridee der Gottheit gründet, wie sie in der Trias des indischen Mythus sich darstellt. Dieser farbenprächtige Dithyrambus vermischt zu Anfang die Kindheit des Einzelmenschen mit der der Menschheit in liebevoller Verklärung. Von der südlichen Mythe findet er den Weg zur nördlichen der Edda, und die spätere „Mythengeschichte der asiatischen Welt“ verkündet schon *in nuce* der versprengte Satz:[1]) in Indien „ward dem Menschengeschlechte das göttliche Gedicht anvertraut. . . . Wie ein heiliges Feuer tragen es die Völker auf ihren Wanderungen herum, nur matter glühte die Flamme auf, wie sie weiter von der Heimat sich entfernten.“

So muss schon überall hinübergeschaut werden in eine neue Zeit von Görres Schaffen, die mit der Übersiedlung nach Heidelberg anhebt. Aber die ihr voraufgehenden sechs Jahre dürfen zur gründlichen Würdigung seiner von 1806 ab datierenden Bestrebungen für die deutsche Litteratur und die Romantik nicht ausser Acht bleiben. Überall werden später die schon hier angeknüpften Fäden nur weitergesponnen. Er selbst misst diesen Jahren den richtigen Wert für seine Entwicklung bei, wenn er 1805 an seinen Freund Charles Villers schreibt:[1]) „Ich unterdessen habe immer fort und fortgearbeitet, und Feuer geschlagen und Licht herausgelockt und es heller und heller in mir gemacht, und blicke mit vieler Freude auf die gethane Arbeit und auf das, was noch zu thun ist.“

---

[1]) S. 15. Vgl. S. 14: „Dahin (nach Indien) gelangen wir, wenn wir dem stillen Strome, der in Sagen und heiligen Gesängen durch die Zeiten fliesst, bis zur Quelle folgen.“

[2]) Briefe an Villers, hrsg. von M. Isler, Hamburg 1879, S. 73.

II.

Heidelberg. Görres und die jüngere Romantik.

1.

Im achtzehnten Jahrhundert waren deutsche Universitäten vornehmlich Trägerinnen der litterarischen Entwicklung. Leipzig, Halle treten in seiner ersten Hälfte als kampfbereite Hüterinnen ästhetischer Theorien auf; in seiner zweiten wird Strassburg eine Pflanzstätte des Sturms und Drangs, Göttingen ein Sammelpunkt enthusiastischer Dichterjünglinge und später der Sitz des Goethe verstehenden und verehrenden Forsterschen Kreises, dessen Mitte Caroline Böhmer bildete. Zu ihren Füssen sass August Wilhelm Schlegel als gelehriger Schüler, der aus diesem Boden zum kritischen Führer der älteren Romantik herauswuchs.[1])

Die Glieder der romantischen Schule sind am Ende des Jahrhunderts beisammen in Jena, das als Nachbarin des Weimarischen Musensitzes, als Schillerstadt und Pflegerin des Kantianismus, zu einer tonangebenden und zugkräftigen Stätte der Kunst und Wissenschaft geworden war. Mit dem letzten Jahrzehnt des 18. Jahrhunderts aber ist Jenas Blüteperiode vorüber. Andere Universitäten teilten sich gleichsam in seine „Trümmer".[2])

---

1) Vgl. Walzel, Schriften der Goethe-Gesellschaft, 13. Bd., S. I ff. XV, XVI.

2) Aus dem Leben von Johann Diederich Gries, 1855, S. 65 f. Vgl. Gries an Paulus, 29. Sept. 1807: „Dass unser altes Jena noch in einem ganz anderen als blos im figürlichen Sinne zertrümmert werden würde, wer hätte es damals gedacht, als wir uns zuletzt sahen?" (Reichlin—Meldegg, Paulus und seine Zeit II, 33).

Da erwachte 1803 in Süddeutschland nach über hundertjährigem, trägem Schlafe eine alte Musenstadt, die eine bedeutende litterarische Vergangenheit hinter sich hatte, zu verjüngtem, modernem Leben: Heidelberg.[1]). Mit ihr erstand eine direkte Nachfolgerin in der Wissenschaft und im Geiste Jenas; denn schon den grössten Teil der neuen Lehrkräfte bildeten ehemalige Jenenser.[2]). Zwar lässt sich nicht im Einzelnen bestimmen, was die Ackermann, Fries, Schelver, Thibaut, Voss u. a. trieb, dem Heidelberger Rufe Folge zu leisten; jedenfalls aber wurden allenthalben Erwartungen in die Neckarstadt gesetzt, und ihr rascher Aufschwung ward in Journalen viel besprochen.

Und hatte einen grossen Sohn des achtzehnten Jahrhunderts, Albrecht Haller, die Lage der Stadt noch unangenehm berührt, das Schloss ziemlich gleichgültig gelassen;[3]) — jetzt wurde die Heidelberger Szenerie bald ein Prototyp der romantischen Landschaft, das Schloss „ein Denkmal, ein grandioses Denkmal vergangener Herrlichkeit",[4]) und eine rousseauistische Naturschwärmerei begann diese Stätten zu feiern.[5])

„Wenn Heidelberg nun auch einige litterarische Wichtigkeit bekommt, so kann ich mir keinen besseren

---

[1]) Vgl. Bartsch, Romantiker und germanistische Studien in Heidelberg 1804—1806, Heidelberg 1881, S. 5 ff.; Kuno Fischer, Festrede zur fünfhundertjährigen Jubelfeier der Ruprecht-Karls-Hochschule zu Heidelberg, Heidelberg 1886, S. 88 ff.; Dittenberger, Die Universität Heidelberg im Jahre 1804, 1844; Ed. Heyck, Heidelberger Studentenleben zu Anfang unseres Jahrhunderts, 1886; M. Koch, Arnim, Brentano und Görres (Kürschners National-litteratur Bd. 146), S. LIV ff.

[2]) S. w. unten über das Projekt, die Jen. Allg. Litteraturzeitung nach Heidelberg zu verlegen.

[3]) Albrecht Hallers Tagebücher seiner Reisen nach Deutschland, Holland und England, hrsg. v. L. Hirzel, Leipzig 1883, S. 23.

[4]) Kuno Fischer a. a. O. S. 92.

[5]) Vgl. Georg Weber, Heidelberger Erinnerungen, 1886, S. 107 ff.; Unvergessenes. Denkwürdigkeiten aus dem Leben v. Helmina v. Chezy, Leipzig 1858, II, S. 4.

Aufenthalt wünschen“, schreibt[1]) der Tassoübersetzer Gries, auch ein dorthin übersiedelter Jünger des Jenenser Kreises. Die litterarischen Leistungen blieben nicht aus: der „Heidelberger Romantik“ verdankt die Sammlung „alter deutscher Lieder“ in „Des Knaben Wunderhorn“ ihre Entstehung. Der erste Band fand während des Zusammenseins Achims v. Arnim mit dem seit 1804 in Heidelberg ansässigen Clemens Brentano im Frühjahr 1805 dort seinen Abschluss[2]). Diesen beiden Freunden reiht die Litteraturgeschichte als dritten Heidelberger Romantiker Joseph Görres an.

Je grösser der Kreis seiner Beschäftigungen wurde, um so peinlicher musste er das Missverhältnis zwischen ihnen und der geistigen Öde in Koblenz empfinden[3]). Dazu kam der bittere Hass gegen die Herrschaft des Korsen[4]) und auch eine gewisse Unstätheit, um „Auswanderungsprojekte“ in ihm reifen zu lassen. Aretin, der Redakteur der „Aurora“ sollten ihm in Bayern eine Anstellung verschaffen[5]). Auf Landshut oder gar auf Schellings Lehrstuhl in Würzburg machte er sich vergebliche Hoffnungen[6]), ebensowenig verwirklichten sich die ihm von München her vorgehaltenen Aussichten auf eine Stellung an der dortigen Akademie[7]). Da hörten denn auch die Beiträge zur „Aurora“ auf, durch deren Unterstützung er sich „Verdienste für Baiern“ erworden haben sollte[8]). Und so zog auch er nach Heidelberg. Die Nähe „seines Rheins“ und der Heimat, an der er hing[9]), waren einer

---

1) Aus dem Leben v. Joh. Diederich Gries, S. 66. Bald freilich, nachdem er keinen Anschluss an die führenden Persönlichkeiten gewonnen, änderte sich sein Urteil über den Ort, wo er gehofft hatte, „ein neues, schöneres Jena aufblühen zu sehen.“ (Vgl. Reichlin—Meldegg, Paulus, II, S. 33).

2) Vgl. Steig, Arnim und Brentano, S. 143.

3) Vgl. Briefe II, 18. 4) Briefe II, 6, 12, 13.

5) Briefe II, 12; vgl. Briefe an Charles Villers. Hrsg. v. M. Isler, Hamburg 1879, S. 72.

6) Briefe II, 13, 14. 7) Briefe II, 18, 19. 8) Briefe II, 17.

9) Briefe II, 13.

vorübergehenden, zunächst auf ein Jahr berechneten, dann um ein weiteres verlängerten[1]) Übersiedlung an die Universität förderlich. — Am 11. Sept. 1806 beschliesst der Senat, „das Gesuch des H. Goerres aus Koblenz (vom 7.) Vorlesungen über Physiologie und Philosophie an der Universität halten zu dürfen, der Kuratel angelegentlichst zu empfehlen, besonders da derselbe schon durch seine Schriften als ein geistvoller Mann bekannt sei“[2]). Damit trat dieser ein in ein lebhaft bewegtes Centrum rein geistiger Interessen, und der eigenartige Reiz seiner Persönlichkeit fand darin Gelegenheit zur vollen Entfaltung. Er las laut den Vorlesungsverzeichnissen: über Organopöie, Physiologie, Phychologie, Philosophie „in ihrer Totalität nach eigenem, zum Druck bestimmten Plane“, über Ästhetik, über spekulative Physik, über den Bau des Himmels, über „Hygieine“ u. a.; endlich noch spät im vorgerückten Sommersemester 1808 fing er eine Vorlesung an „über die altteutsche Literatur, die erste in ihrer Art“[3]). Ein tiefer Eindruck des im dämmerhaften Halbdunkel sich bewegenden, sprachgewaltigen Vortrages, die fortreissende Kraft seines drängenden und treibenden Wesens bei seiner Heidelberger Jüngerschaft wird uns mehrfach bezeugt[4]) — zumal der junge Joseph v. Eichendorff ist von seinem

---

1) Vgl. Briefe I, 493 f. 495 f.

2) Urkundenbuch der Universität Heidelberg. Zur fünfhundertjährigen Stiftungsfeier der Universität im Auftrage derselben hrsg. v. Eduard Winkelmann. II. Bd. Regesten. S. 340, Nr. 2644; vgl. Briefe II, 27 f.

3) Briefe I, 506; so seine eigenen Worte, die aber nur relative Gültigkeit haben. Bereits seit zwei Jahren las Benecke in Göttingen über altdeutsche Litteratur (Götting. gel. Aug. 1806, I, 472; vgl. Scherer ADB 2,323).

4) Vgl. Briefe II, 69, 417; Heidelberg und seine Umgebungen im Sommer 1807. In Briefen v. G. Reinbeck. Nebst einem merkwürdigen Beytrage zum Prozesse der Publicität gegen ihre Widersacher und einer Beylage. Tübingen, Cotta, 1808, S. 190; u. a. m.

Lehrer hingerissen[1]) —, mochten auch die Gegner sich gegen diese Wahrnehmung sträuben[2]). Der wissenschaftliche Nutzen seines Auftretens mag dahingestellt bleiben; aber der Wunsch, den seine „Ankündigung philosophischer und physiologischer Vorlesungen[3]) im Winterhalbjahre 1806-7" ausdrückt, „dass es ihm gelingen möge, indem er vom Leben lebendig spricht, auch Leben im Lebensfähigen zu wecken, und jene Begeistrung hervorzurufen, die allein des Wahnes wirre Misgestalten niederschlägt", scheint sich ihm erfüllt zu haben. Diese Ankündigung, die vom Werden des All anhebend in ungeheuerlich ansteigenden Perioden das Verhältnis der „Philosophie und der Physiologie, Allleben und Einzelnleben; Weltgeist und Menschengeist, Himmelsbahn und irdisch Pulsiren" u. s. w., in wenig Worten bestimmen will, ist in ihrem pansophistischen Inhalt nur stellenweise fassbar, und man hat hier ein wenig das Gefühl, dass ihr Verfasser eine effektvolle Pose einnimmt. Sie bot manchen Missgünstigen einen Angriffspunkt[4]). Aber auch Schelling durfte sie „wahnsinnig" finden. „Wie ist es möglich", meinte er, „dass Männer wie Creuzer und Daub einen so wahnwitzigen Mitarbeiter an den Studien und der Universität in ihre Protektion nehmen!"[5]) Doch grade unter Görres Amtsbrüdern findet man bald einen Beleg für den durchdringenden Einfluss seiner wuchtigen Persönlichkeit und

---

1) Vgl. jetzt Herm. Anders Krüger, Der junge Eichendorff. Ein Beitrag zur Geschichte der Romantik, Oppeln 1898, S. 83 f., 89. Briefe II, 80 f.; III, 341.

2) Reinbeck a. a. O.; Heinrich Voss an Charl. v. Schiller: Charl. v. Schiller III, 227 f.; vgl. im Morgenblatt 1808, Nr. 61, das mimisch-satirische Schreiben eines Studirenden auf der Universität... an seinem Vater, den Baudirektor R . . . zu B; ferner ebd. 1808, Nr. 160, S. 640 und mehrfach.

3) Heidelberg zu finden bei Mohr und Zimmer (wiederabgedruckt bei Reinbeck a. a. O.), 8 S. kl. 8⁰.

4) Reinbeck a. a. O; Heinrich Voss an Goethe: Goethe-Jahrbuch V, 52.

5) Plitt, Schellings Leben in Briefen, II, 136.

ihrer revolutionären Anschauungen. Es ist die geharnischte Erklärung[1]) jener 18 Heidelberger Professoren vom Ende des Jahres 1807 gegen die im Stuttgarter „Morgenblatte“[2]) abgedruckten hämischen Briefe über Heidelberg und seine Umgebung. Sie trägt ganz die Physiognomie ihres Verfassers Görres,[3]) wie sie sich ihm in den vorhergehenden Jahren herausgebildet hatte, und die er jetzt auch andern aufzuzwingen wusste. Nicht persönliche Anfeindungen, wie die Gegner meinten[4]), brachten sein Blut in Wallung, sondern sein schon mehrfach zu beobachtender Zorn über den niedrigen deutschen Journalismus, den er im Morgenblatt, das 1807 begründet wurde, von vornherein witterte[5]), „gegen die Institute, die, allein berechnet auf den schlechtesten Grundzug im Charakter der Nation, jeglicher Gemeinheit fröhnend, auch allein die Herberge des litterarischen Pöbels seyn und bleiben sollten“, diktierte ihm diesen heftigen Protest.

Diese typische Bedeutung liegt offenkundig in dem Eingange des Manifestes: „Die Unterzeichneten, ergriffen von dem Gefühle der höchsten Indignation über die immer mehr zunehmende Klatscherei in den deutschen Journalen,

---

1) 1807, Nr. 277, 279, 293, 295, 296, 305, 309; s. Reinbeck a. a. O.

2) Vgl über sie: H. Voss: Charl. v. Schiller III, 235, 236, 241; Goethe-Jahrbuch V, 55; Pfaff, Einleitung zu Arnims Tröst Einsamkeit XXXIX f.; Steig, Arnim und Brentano, S. 230. Sie steht im Rheinischen Bundesblatt, Heidelberg 1807, Nr. 98, abgedruckt bei Reinbeck a. a. O.

3) Dass das Concept des Manifestes nach Stoll, Der Geschichtschreiber Friedrich Wilken, Cassel 1896, S. 339, nicht von Görres', sondern von Creuzers Hand geschrieben ist, erklärt sich wohl aus dem Umstande, dass dieser an dem ursprünglichen Görresischen Text eine abschwächende Redaktion vollzogen hat. (Vgl. Reinbeck a. a. O.)

4) Reinbeck a. a. O. 181. H. Voss a. a. O. 235 f.

5) Von hieraus nimmt übrigens der von Fr. Pfaff (Einleitung zu Arnims Tröst Einsamkeit, Freiburg u. Tübingen 1883) so ausführlich behandelte Streit des „Morgenblattes“ mit der Heidelberger Romantik eigentlich seinen Ausgang. Vgl. Pfaff ebd. S. XL u. Br. I, 505.

glauben endlich einmal zur Sprache bringen zu müssen, was schon so lange alle rechtlichen Menschen empört, und wollen, indem sie den öffentlichen Ankläger einer der neuesten Versündigungen dieser Art machen, wenigstens versuchen, ob dem fressenden Übel nicht noch einigermassen Einhalt gethan werden könne."

So strebte man auf diesem Neulande eine ernste Regeneration des deutschen Journalwesens an, die sich positiv äusserte bei der Gründung eines eigenen vornehmen kritischen Organs, den „Heidelbergischen Jahrbüchern der Litteratur."

Der Plan einer reformatorisch wirkenden, grossen kritischen Zeitschrift spukte schon längere Zeit in der Romantik. Die vorwiegend kritische Richtung und Begabung der Romantischen Schule verlangte nach einer solchen,[1]) als das „Athenäum" einging und der Bruch mit der Schützischen Jenaer Litteraturzeitung unvermeidlich war, in der A. W. Schlegel seine „Armee" — wie Dorothea ausrief — von Recensionen hatte aufmarschieren lassen. In ihm reifte das Projekt zu „kritischen Jahrbüchern der Wissenschaft und Kunst in Deutschland." Die Konkurrenz eines gleichzeitigen und ähnlichen Fichtischen Planes liess keinen von beiden zur Ausführung gelangen.

Aber im Sommer 1800, damals als die Haupterörterung des Schlegelschen Planes unter den Freunden und die Ausarbeitung stattfand, in der er uns vorliegt,[2]) weilte der junge Savigny zum zweiten Mal in Jena, stand im Verkehr mit den Romantikern, empfing eine Fülle der stärksten persönlichen Eindrücke und Anregungen.[3]) Er kümmerte sich um Schlegels Streit mit der Litteraturzeitung und rief schon damals: „O wenn nun die besten Köpfe Deutschlands . . . . mit Würde das ernste Geschäft der Kritik betrieben,

[1]) Vgl. Haym, Rom. Schule S. 737 ff.

[2]) A. W. Schlegels Sämmtliche Werke VIII, 50 ff.

[3]) A. Stoll, Savignys sächsische Studienreise, Kassel 1890, S. 6, 34, 39; vgl. sein Jenaer Tagebuch aus dem Jahre 1799: Preussische Jahrbücher IX, 478 ff; Steig, Arnim und Brentano S. 17 f.

was könnte diese und was könnte unsere ganze Litteratur werden!"[1]) Er mag das Schlegelsche Jahrbücherprojekt kennen gelernt haben; denn dessen Grundzüge findet man im Wesentlichen in einem Plane des Jahres 1802 wieder, von dem Clemens Brentano, ihn durchgehen lassend durch das Medium seines eigenen Geistes also berichtet:[2]) „Savigny will mit wenigen langgeprüften, wackern Freunden einen stillen Wunsch in sich und allen theilnehmenden Gemüthern, bescheidenen vortrefflichen, die in Deutschland versteckt, keimen mögen befriedigen; er will ein unschuldiges kritisches Blatt unternehmen, das sich total in der Tiefe und Unbefangenheit gleich, doch partheilos und unpolemisch auftritt, und die ganze Summe von lieben Büchern in allen Fächern nicht richterlich absprechend, sondern blos wie der gerührte und zugleich innerlich scharfe Sinn des Lesers behandelt, der nicht auf dem angemassten endlichen Richterstuhl sitzt — sondern die unendliche Bildung mit vorstellend an der Spitze dieser Werke mit fortgeht. Auch soll dies Blatt nicht unumgänglich Rezensionen, sondern auch eigene Ergüsse in Hinsicht auf Werke und am besten, wo sich beide durchdringen, menschliche Urtheile umfassen" u. s. w. Hier wie bei Schlegel etwas Neues an Stelle der bestehenden Kritik. Auch Schlegel wollte alles nur „nach seinem allgemeinen menschlichen und Bildungswert" hervorgehoben, den Ausdruck „Rezension" vermieden wissen, auch er wollte das schon auf eine Weise Abgehandelte wieder in anderen Beziehungen und Einsichten unter den Mitarbeitern in Anregung gebracht sehen, der Form des Vortrags unbeschränkte Freiheit und ein eigentümliches Gepräge lassen. Savigny, der übrigens Görres schon früh — vermutlich auf der Rheinreise mit Brentano — kennen gelernt zu haben scheint,[3]) stand mit der Heidelberger Universität in enger Verbindung.

---

1) Stoll a. a. O. S. 31 f. 2) Steig a. a. O. S. 30.
3) Vgl. Briefe II, 5.

Friedrich Creuzer, die eigentliche Seele und der erste Redakteur des schönwissenschaftlichen und historischen Teils der „Heidelbergischen Jahrbücher“, war sein intimster Freund und hatte seinen Einfluss erfahren;[1]) „ich verdanke ihm viel“, schreibt er einmal, „ich lernte von ihm, was man nicht immer aus Büchern lernt. Aber auch im litterarischen Sinn war mir sein Umgang teuer.“[2]) Im Jahre 1804 brachte er längere Zeit in Heidelberg zu,[3]) bei der Organisation der Universität erteilte er seinen Rat,[4]) noch 1807 hoffte man, dass er als Professor hinüber kommen werde.[5]) So konnten seine Anregungen wohl wirksam sein bei den Jahrbüchern, wie sie mit dem Jahre 1808 ins Leben traten. Sie haben ausser dem wenigstens erstrebten Geist und dem Namen des Schlegelschen Projektes auch das Princip der Selbstanzeigen von Mitarbeitern wie dieses und wollten ebenso eine Kritik der Kritik ausüben.[6]) Von dem bei ihrer Gründung überwundenen Plane Vossens und einer Partei, die Jenaische Litteratur-Zeitung mit ihrem Redakteur nach Heidelberg zu verpflanzen, spricht einige Male[7]) Friedrich Creuzer: so setzte sich auch hier der Antagonismus einer neuen Richtung mit dem Geiste des achtzehnten Jahrhunderts fort. Die Blütezeit der Jahr-

---

[1]) Vgl. Stoll, a. a. O. S. 2 ff.; Creuzers Selbstbiographie. Zeitgenossen. Neue (zweite Reihe) 1822. Heft VII, 16 f., 18; Erwin Rohde, Fr. Creuzer u. Carolino v. Günderode, Heidelberg 1893, S. 93, 106.

[2]) Aus F. H. Jacobis Nachlass. Hrsg. von R. Zoeppritz, Leipzig 1869, II, S. 23.

[3]) Dittenberger, Die Universität Heidelberg im Jahre 1804. S. 24 f.; Rohde a. a. O. S. 8, 10, 13 f., 18 u. a.

[4]) Bartsch, Romantiker u. germanistische Studien S. 6, 40 (nach Aufzeichnungen Kaysers). Enneccerus, Friedrich v. Savigny. Nebst ungedruckten Briefen, Marburg, 1879, S. 14.

[5]) Briefe I, 493. Sein lebhaftes und thätiges Interesse an den Jahrbüchern ist aus den „Freundesbriefen“ mehrfach zu ersehen.

[6]) Vgl. die Ankündigung, z. B. Morgenblatt 1807, Intelligenzblatt Nr. 23, S. 917.

[7]) Selbstbiographie, a. a. O. S. 26, 37. Rohde, Creuzer u. C. v. Günderode, S. 116.

bücher bis zum Jahre 1811, solange wie die Romantik reg daran mitwirkte, bietet eine intime Geschichte dieses Gegensatzes. Doch ging man anfangs einmütig in Ernst oder Begeisterung an das grosse Erwartungen hervorrufende Unternehmen.[1]) „Was nun einmal eine Recensionsanstalt in dieser Zeit bedeuten kann, das, glaube ich, werden diese Jahrbücher wenigstens stellenweise erreichen. Be sonders über dem ästhetischen Teile, den Creuzer im besten Geiste redigirt, scheint ein günstiges Gestirn zu walten“ schreibt[2]) Görres; und Arnim begrüsste diese „glücklich begonnenen“ Jahrbücher und ihren Hauptleiter in der Einsiedlerzeitung:[3]) „Frau Wirtin, einen Schoppen Wein, wir müssen seine Gesundheit trinken; auch Heidelberg soll leben, denn es muss da ein gutes Leben seyn, freye, ernst und eifrig. — Gott segne die Studien!“ So hoffte die jüngere Romantik: sie recensierte ganz im oben erklärten Sinne Schlegels, Savignys. Arnim empfing[4]) dafür 1809 von Ernst Wagner das schöne Zeugnis: „Hat man wohl in unsern übrigen lit. Zeitungen nur einen Begriff von Wert und Nutzen eines Richterstuhls, wie der Ihrige ist? Da ist kein guter noch böser Wille gegen den Autor, sondern nur reines Streben, das Organ der Welt für den Autor, und das Organ des Autors für die Welt zu sein!“

Über andere Quellen für unsere Kenntnis der Heidelberger liesse sich sagen, dass zunächst zwei vielfach für die Charakteristik des Kreises benutzte und aus persönlichen Erinnerungen fliessende malerische Schilderungen bei methodischer Verwertung sich nicht ganz bewähren:

---

[1]) Vgl. z. B. Heinrich Voss, Goethe-Jahrbuch V, 73; Marheineke an Jean Paul: Förster, Denkwürdigkeiten a. d. Leben Jean Paul Fr. Richters, III, 155; s. a. Georg Weber, Heidelberger Erinnerungen, 1886, S. 99.

[2]) Briefe II, 30.

[3]) Neudruck v. Fr. Pfaff, S. 99.

[4]) Zeitschrift f. deutsche Philologie XXIX, 209.

Eichendorffs Aufzeichnungen[1]) „Halle und Heidelberg“ aus später Zeit sollen eine freie Darstellung der Führer der Romantik, Görres, Arnim, Brentano in persönlichen lebendigen Bildern sein[2]) und werden durch das gleichzeitige Tagebuch in manchem widerlegt; Görres prachtvolle Nänie auf Arnim[3]) ist doch mit fremden Ingredienzien versetzt, dient als Sprachrohr für aktuell politische und religiöse Herzenserleichterungen, betont einseitig solche Gesichtspunkte und verrückt oder vernachlässigt die litterarischen.

Über die in den Görresischen Familienbriefen in einem Anhange mitgeteilten[4]) Briefe von Görres an seine Schwiegermutter, Frau v. Lasaulx in Koblenz, hat schon der kritische Böhmer sich dahin geäussert,[5]) dass sie „die Blüthe und Fülle des damaligen Lebens“ nicht wiedergeben. „Die bedeutenderen Leute werden weder sämmtlich noch tief berührt, und die damalige litterarische Production nicht ordentlich geschildert.“

Eine Fülle von Aufschlüssen bietet die Arnim-Brentanische Korrespondenz;[6]) einige Ergänzungen enthalten die Briefe der Romantiker an den Heidelberger Buchhändler und Verleger Zimmer,[7]) bei aller Sorglosigkeit mit der ihr Herausgeber sie behandelt hat.[8])

---

1) Aus dem litterarischen Nachlasse Joseph Frhn. von Eichendorffs, Paderborn 1866, S. 305 ff.

2) Vgl. H. A. Krüger, Der junge Eichendorff. Oppeln 1898. S. 88 u. a. S. aber Steig. Dt. Littztg. 1899, No. 7.

3) Menzels Litteraturblatt, 1831, Nr. 27—30.

4) Briefe I, 476—509.

5) Janssen, Böhmers Leben, Briefe u. kleinere Schriften, III, 235.

6) R. Steig, Achim v. Arnim u. Clemens Brentano, Stuttgart 1894.

7) Joh. Georg Zimmer und die Romantiker. Ein Beitrag zur Geschichte der Romantik nebst bisher ungedruckten Briefen, hrsg. von Heinrich W. B. Zimmer, Frankfurt, 1888.

8) Über die Mängel dieser Publikation hat Walzel, Zeitschrift f. d. östreich. Gymnasien 1890, S. 529 ff., gesprochen. Vor der Einsicht in Walzels Besprechung war mir die falsche Datierung und Anordnung der S. 203—208 abgedruckten fünf Briefe von Görres an Zimmer aufgestossen. Es sei gestattet, Walzels Rekon-

Von den vielen einzelnen Materialien — hierzu rechne ich auch die lang ignorierten 10 Görresischen Briefe an Charles des Villers (Isler, Briefe an Ch. de Villers, Hamburg 1879, S. 72—97) — abgesehen, die einer kritischen Erörterung nicht bedürfen, fliesst die Hauptquelle für Görres in den von Binder musterhaft gesichteten „Freundesbriefen." Freilich ist die Korrespondenz zwischen ihm und Arnim und Brentano nicht vollständig. Vollzählig bis auf einen[1]) sind die Briefe Arnims an Görres; von Bren-

struktion des Görres-Zimmerischen Briefwechsels etwas zu modificieren: Falsch datiert sind die Briefe Zimmer S. 205, 206, 207, die drei letzten. Aus Briefe II, 256 geht für den bei Zimmer S. 206—7 abgedruckten Brief unzweifelhaft das Datum des 11. November 1811 statt des fälschlichen vom 11. Mai 1812 hervor. Ob eine Verwechlung mit einem im Manuskripte vorhandenen, nicht publicierten Briefe vorliegt, muss dahingestellt bleiben. Der besprochene Brief muss sich auf S. 205 dem vom 26. Juli 1811 (Nr. 2) anschliessen. Der Brief S. 207 f. ist fälschlich vom 8. Juni 1812 datiert, wofür 8. Januar zu schreiben ist, vor allem des den Brief eröffnenden Neujahrswunsches wegen.

Walzel nimmt aber dies Datum nur für den ersten Teil des Briefes bis S. 208, Z. 7, in Anspruch. Den zweiten Teil glaubt er in der That vom 8. Juni 1812 datiert, und wider alles Recht dem Briefe vom Anfange des Jahres angeschweisst (a. a. O. S. 532). Er stützt sich darauf, dass die in dem letzten Abschnitte erwähnte Ankündigung einer Bibliotheca Vaticana altdeutscher Dichtungen in den Briefen an die Grimm erst unterm 2. Juni 1812 auftauche (II, 325). Allein schon am 23. Januar 1812 (II, 282) berichtet Görres mit ähnlichen Worten, wie an Zimmer von dieser entworfenen Ankündigung. Somit ist die Einheit des Briefes gesichert und die Verlesung etwa der Abkürzung Jan. in Juni hat bei Görres Handschrift nichts Auffallendes. — Walzel hält auch das Datum des Briefes S. 205, den 23. April 1812, für richtig. Doch handelt der ganze Brief vom „Rheinischen Merkur" (1814—16), wenn auch ohne Titelnennung, und da überdies Görres dort erzählt, er sei unter die Censur gethan, was erst im Jahre 1815 geschah (vgl. Brentano an Arnim, Steig 342), so ist der 23. April 1815 für den Brief in Anspruch zu nehmen, der also die Reihe schliessen muss.

[1]) Ihn erwähnt Görres als drei Wochen vor seinem Tode geschrieben im Nachrufe auf Arnim (a. a. O. S. 115.)

tano müssen mehrere entbehrt werden.[1]) Ebenso fehlt[2]) ein gemeinsamer Brief Arnims und Brentanos aus Berlin v. J. 1810. Übler steht es mit den Antworten von Görres an beide. Sehr spärlich überhaupt sind Görres Briefe an Brentano vor dem Jahre 1825 wahrscheinlich gewesen.[3]) In der Sammlung ist keiner enthalten; ein Schreiben aus dem Jahre 1817 bringt unser Anhang. Auch kein Brief von Görres an Arnim war bisher bekannt.[4]) Das war gegenüber den zahl- und inhaltsreichen Briefen Arnims doppelt bedauerlich. Ihnen können jetzt im Anhange wenigstens vier Antworten von Görres und eine von Frau Katharina entgegengestellt werden.

2. Arnim wird 1802 auf seiner Rheinreise[5]) mit Clemens Brentano in dem Koblenzer Kreise Görres nur flüchtig und ohne einen nachhaltigen Eindruck zu hinterlassen oder zu empfangen begegnet sein. Der Ton, in dem Clemens dem Freunde von Görres Ankunft in Heidelberg spricht,[6]) lässt dies empfinden. Doch nahm Görres Notiz von Arnims naturwissenschaftlichen Arbeiten: er citiert ihn 1803 in den „Aphorismen über Organonomie."[7])

Mit August Winkelmann, jenem im Februar 1806[8]) verstorbenen Busenfreunde Arnims und Brentanos[9]) verbanden Görres naturphilosophische Interessen und eine Korrespondenz.[10]) Vielleicht hatte die verstorbene Sophie Brentano die Annäherung beider vermittelt.[11]) Winkelmann

---

[1]) Vgl. Br. II, 72; II, 466; III, 175; Anhang Nr. 1 und Nr. 3; s. a. Helmina v. Chezy, Unvergessenes II, 164 f., der Görres 1815 oder früher „entzückende," witzige Briefe von Brentano vorgelesen haben soll. Es könnte von Gedrucktem nur Br. II, 72 ff. in Betracht kommen.

[2]) Vgl. Br. II, 103. [3]) Vgl. Br. III, 173 ff. [4]) Vgl. Briefe II, VII.

[5]) Steig a. a. O. S. 34. [6]) Steig a. a. O. S. 216. [7]) S. 5.

[8]) Steig a. a. O. S. 172.

[9]) Vgl. über ihn Steig a. a. O. S. 9, 172, 174 f., 188 u. mehrfach; Euphorion 2, 318 ff.

[10]) Briefe II, 2—5.

[11]) Über Winkelmann und Sophie vgl. Steig, Euphorion 2, 322; Arnim u. Brentano S. 22.

begeisterte sich für Görres, dieser besprach lobend und günstig prognosticierend dessen den „Freunden Ritter und Arnim zurückgegebene“ „Einleitung in die dynamische Physiologie“ 1803, in der Jenaischen Litteraturzeitung 1804.[1])

Ältere Beziehungen zu Brentano sind schon erörtert. Ein früherer Missklang war schnell vergessen, als Görres Ende Oktober 1806 in Heidelberg anlangte. Es fügte sich, dass er Clemens gleich beim Tode seiner geliebten Sophie, der ihn seines Haltes beraubte, stützen und trösten durfte.[2]) Ein Lebensbund ward dadurch geschlossen und geheiligt. Brentanos dankbare Erinnerung an jene Stunden ist allezeit unauslöschlich geblieben;[3]) Sophien und Görres nennt[4]) er in einem Atem einmal die „herrlichsten Güter“ seines Lebens. Die Bewunderung seiner Person bei ihm ist tief und ehrlich.[5]) „Über seiner Brust und seiner Stirn schlagen alle Wünschelruthen und schwebt kein Irrlicht mehr,“ schreibt er mit wehmütigem Seitenblick auf eigene Zerrissenheit. Brentano blieb bis Ende März 1807 in Heidelberg.[6]) Mit seiner Abreise schliesst die erste Periode von Görres persönlichen Heidelberger Beziehungen zur Romantik. Die zweite beginnt im Januar 1808 mit Arnims Ankunft.[7]) Sie umschliesst die Zeit des Zusammenlebens[8]) aller drei im Mai 1808 und die Zeit der Einsiedlerzeitung (April bis August 1808). Ende Juni 1808 verliess Brentano Heidelberg, um nicht mehr dahin zurückzukehren.[9]) Vom Ausgang des Mai bis zum 21. Juni, die letzten Tage des Juli und den grössten Teil des August war Arnim abwesend, wobei er Görres Angehörige in Koblenz besuchte.[10]) Die ver-

---

1) Nr. 167, 168. 2) Steig a. a. O. S. 216, 267; Briefe I, 479 f.

3) Vgl. Steig a. a. O. S. 216; Briefe II, 466; Brentanos Ges. Schriften II, 380 ff., VII, 284 f.

4) An Rahel: Varnhagen, Biogr. Portraits S. 110.

5) Vgl. Steig S. 216 f., 240; Zimmer a. a. O. S. 182; Bartsch, Romantiker und germanistische Studien S. 17, 45. Anm. 81 (Aufzeichnung Kaysers v. 22. Febr. 1807).

6) Briefe I, 485—87. 7) Vgl. Steig S. 225—28. 8) Ebd. 254.

9) Briefe I, 507; Steig S. 254.

10) Vgl. Steig S. 254; Briefe I, 508.

schiedenen Phasen des Zusammenseins der Heidelberger Freunde müssen auseinandergehalten werden.

Clemens Brentano steht am Eingange von Görres Heidelberger Bestrebungen, wie sein Einfluss schon einmal bei Görres wirksam gewesen zu sein scheint und bei dessen Wandlung zum kirchlichen Mystiker nicht in letzte Linie zu stellen ist,[1]) obwohl Görres, auch in späterer Zeit, oft nur ein Lächeln für den Freund gehabt haben soll.[2]) Seiner Person und Bibliothek verdankt Görres die wichtigste romantische Frucht seines Heidelberger Aufenthalts: die Beschäftigung mit dem Altdeutschen, die fortan auf Jahre hinaus die Mitte seiner jetzt auf das Historische anstatt der früheren Systematik gerichteten Studien bildete.

Und zweitens: Brentano begegnet sich mit Görres in der Anlage zur ausgelassensten Komik und Satire, im heitern Wohlgefallen an der Lügengeschichte.[3]) So entstand unter kindlicher Freude[4]) der beiden abwechselnd schreibenden Verfasser die „Wunderbare Geschichte von BOGS dem Uhrmacher, wie er zwar das menschliche Leben längst verlassen, nun aber doch, nach vielen musikalischen Leiden zu Wasser und zu Lande, in die bürgerliche Schützengesellschaft aufgenommen zu werden Hoffnung hat oder die über das Ufer der badischen Wochenschrift als Beilage ausgetretene Konzert-Anzeige[5]). Sie richtet sich eingangs gegen das Philistertum des wie eine Uhr funktionierenden korrekten Bürgers und gegen eine dressierte Natur. Aber Selbstironie, verkappter litterarischer Scherz gegen Nicolai

---

[1]) Vgl. bes. Briefe III, 179, 180; Sepp. Görres 1877, S. 375.

[2]) Briefwechsel des Historienmalers Steinle, Freiburg 1897, (Steinle an Diel: 22. April 1872).

[3]) Siehe oben S. 2 f. [4]) Br. I, 485, 489.

[5]) (Heidelberg) 1807, erneut in Brentanos Ges. Schr. V, 327. Das der Originalausgabe vorgesetzte bunte Bildnis des „Uhrmachers" ist jüngst reproduciert in der „Zeitschrift für Bücherfreunde", April 1900. Einiges Tatsächliche über den Bogs und die Scheidung des Eigentums beider Verfasser werde ich demnächst im „Anzeiger für deutsches Altertum" bei Gelegenheit der Besprechung von Wibbelts Schrift über Görres als Litterarhistoriker beibringen.

und Kotzebue, gegen das „Morgenblatt", gegen Merkel und Reinbeck[1]), wohl auch gegen Voss, obwohl man es leugnete[2]), spielt hinein. Brentano steuerte den auferstandenen Schelmuffsky nebst dem Bruder Grafen und der Dame Charmante und schöne Liederstrophen bei; Görres setzte in seiner Art[3]) die musikalischen Sinneseindrücke des Bogs in tolle malerische Visionen um und verwertete seine medizinischen Kenntnisse in einem Gutachten über dessen Gehirnzustand, einer Münchhausiade, zu der Jean Pauls „Titan" den Namen des Doctor Sphex lieh.

In die Zeit nach der Abreise Brentanos von Heidelberg nun fallen neben dem Erscheinen der „Teutschen Volksbücher"[4]) die Verhandlungen über die Gründung der „Jahrbücher", das erwähnte Manifest der Professoren, schliesslich die Veröffentlichung einiger kleinerer mimisch-satirischer Beiträge zur ergötzlichen Charakteristik schaler und bornierter Tageskritik durch Görres in der schweizerischen Zeitschrift „Isis"[5]). Dann kam Arnim, der durch seines Clemens enthusiastische Urteile auf den neuen Freund vorbereitet war, aber aus der Ferne kühl ihm gegenüber gestanden hatte[6]). Erst der persönliche Verkehr hat

---

1) Ich verweise auf die Seiten 5, 35, 52 des Originaldruckes.

2) Karl Mayer, L. Uhland, I, 151 f.

3) Vgl. Br. I, 311. 4) Br. I, 493, 498; Steig 218.

5) Maiheft 1807 (5. Bd.), S. 398—400; Septemberheft (6. Bd.), S. 237—38. Ich habe sie Görres zuerteilt; den Erweis seiner Autorschaft s. w. u. III. 5. — Für die „Kurfürstl. privilegirte Wochenschrift für die Badischen Lande", hrg. v. A. Schreiber, Heidelberg, Juli 1806 bis Ende December 1807, an der Brentano mitarbeitete (vgl. Steig S. 180, 186 f., 357) hat Görres nur die kurze, anonyme Anzeige von Windischmanns philosophischen Gesprächen über die „Selbstvernichtung der Zeit und die Hoffnung zur Wiedergeburt", Heidelberg (Mohr u. Zimmer) 1807, geliefert (1807, No. 24, Sp. 381 f.) wie ich mit Vorbehalt anzunehmen geneigt wäre. Für zweimalige Hersendung des Heidelberger Exemplares der Wochenschrift danke ich der dortigen Universitäts-Bibliothek. Die Angabe, dass die Zeitung nur bis Ende Juni 1807 erschienen sei (Steig S. 186, 238, Goedeke [2] VI, S. 59, No. 12), ist irrig.

6) S. u. sein Urteil über die „Volksbücher".

ihren Bund begründet und musste ihnen manche Ähnlichkeiten ihrer Denkart aufthun. Auch Arnim war, wie Görres, aus den Naturwissenschaften hervorgegangen, auch er verfolgte mit reger Anteilnahme die Zustände des öffentlichen und staatlichen Lebens. Nur Arnims treuer preussischer Patriotismus wurde von dem Freunde schon in Heidelberg oft verletzt[1]). Aber, um eine einzelne Übereinstimmung gerade auf politischem Gebiete anzudeuten: Arnim wünschte den leeren Streit zwischen dem Norden und Süden Deutschlands — eine damals mehr als heute erörterte Frage — geschlichtet, wie den Wettstreit des Wassers mit dem Weine (Wunderhorn 2, 39), d. h. durch Vermischung der Gegensätze[2]); auch Görres hatte in einem Fragmente der „Aurora" 1804 für den geistigen Austausch der beiden deutschen Zonen untereinander gesprochen[3]).

Görres wie Arnim sind von dem durchschnittlichen Tiefstande ihrer altklugen Zeit in Leben und Kunst, Litteratur und Kritik überzeugt, in beiden waltet das starke Bedürfnis an einer Regeneration zu wirken. Sie flüchten zur Kindlichkeit, zur Volkspoesie, in „die frische Morgenluft altdeutschen Wandels". Ein gewisser Rousseauismus ist ihnen eigen: sie kämpfen entgegen einer Schul- und Bücherweisheit, ja entgegen abstrakter Wissenschaft überhaupt für die Rechte der Anschauung und des Gefühls. Aber Arnim, der Dichter, zeigt sich hier noch weit radikaler als der immer spekulative Görres, worauf noch bei mancher Gelegenheit hinzuweisen sein wird. Auch dieser freilich stemmt sich oft urwüchsig dem Gelehrtentum und Gelehrtendünkel

---

1) Briefe III, 73, vgl. III, 66 und den Brief von Görres an Arnim a. d. J. 1820 unten Anhang No. 5.

2) Steig S. 31; ähnliche Worte gebraucht er in den Heidelberger Jahrbüchern 1808, V, 3, 368.

3) No. 125. „Nord- und Süddeutschland." Goethe soll allerdings 1815 von Görres und Arndt gemeint haben: „Diese Männer werden die Kluft zwischen dem nördlichen und südlichen Deutschland noch erweitern." (Erinnerungen des Dr. Joh. Nep. v. Ringseis, hrg. v. Emilie Ringseis, I, 210.)

entgegen. „O Allergelehrteste, wie seid ihr so dumm, wenn ihr die Bücher zu Hause gelassen“, ruft er einmal auch 1808 in den „Schriftproben von Peter Hammer“[1]). Es ist dies Schriftchen, wie Görres selbst authentisch angiebt, „in bitterem Unwillen auf die Zeit und die allgemeine Hohlheit“[2]) geschrieben. Einem tieferniedrigten Geschlechte soll hier mit Jesaiasstimme ein Spiegel seiner Sünden vorgehalten werden; schauerliche Orgien feiert die Phantasie, seine Verwerflichkeit ihm halbdramatisch, allegorisch ausmalend; eine kraftvolle, geheiligte Vergangenheit wird angerufen. Was sich seit Jahren in Görres an Bitternis über die „politische Niederträchtigkeit“[3]) angesammelt hatte, entlud sich hier in so unergründlichen und doch grandiosen Tönen, wie weder vorher noch nachher. Das Poetasterwesen und natürlich wieder die Wasserflut des Journalismus empfangen ihren Teil an Sarkasmen. Doch es sind generelle Richtungen die gegeisselt werden, und nur Napoleon wird in Person mehrmals stark getroffen; daher denn auch das Pseudonym „Peter Hammer“, hinter das seit Jahrhunderten die politische Opposition und Satire besonders in Frankreich hatte flüchten müssen[4]). Der Gedanke, den Schriftproben einer Druckerei einen bedeutenden aphoristischen, der Typenform sich anschmiegenden Inhalt zu geben, ist ohne Vorgang; und unerhört das virtuose Wahnsinnsspiel des „toll gewordenen Epilogus“, in dessen ganz brentanesken Einfällen freilich einige Personalanspielungen versteckt sein mögen, die eben Clemens aus diesen „entsetzlich schönen Sachen“ herausfinden wollte[5]), Man begreift, dass das „Morgenblatt“ starr war[6]). Vieles aber in dem Heftchen musste Arnim für Görres einnehmen. Er interessierte sich sofort

---

[1]) S. 7. [2]) Briefe an Villers, hrg. v. Isler, 1879, S. 78.

[3]) Menzels Litteraturblatt 1831, No. 27, S. 107. (Nachruf auf Arnim.)

[4]) Emil Weller, die falschen und fingirten Druckorte, Leipzig 1864, I, IV f.

[5]) Steig 240. [6]) Vgl. Morgenblatt 1808, No. 159, 160.

dafür und bewog Zimmer, es zu verlegen[1]). In Görres Familie fand er dann bald eine ihm liebe Stätte, wo er meist die Abende verbrachte, und es ward ihm „recht wohl da“[2]). Erst die „Zeitung für Einsiedler“ aber stellte die Arnim, Brentano, Görres als litterarische Partei in die Öffentlichkeit hinaus. Es ist notwendig, Görres und die beiden anderen Freunde in ihrem Verhältnis zu den Führern der voraufgegangenen und gleichzeitigen litterarischen Bewegung zu überblicken: die Stifter der neuen Richtung, die Brüder Schlegel, respektierte man in Heidelberg allseitig, trotz der ziemlich argen Trübungen, die das persönliche Verhältnis Brentanos zu ihnen erfahren hatte[3]). Arnim würdigt anerkennend und dankbar ihre Verdienste um das deutsche Geistesleben in den Heidelberger Jahrbüchern 1810, V. Abtlg., I, 4, 145 und 1811, No. 75, in Besprechungen von Fr. Schlegels Gedichten (Berlin 1809) und Aug. Wilhelms Poetischen Werken (Heidelberg 1811), findet lobende Worte für Kunstübungen wie den „Jon“ und sucht den „Alarkos“ durchaus zu retten, legt den gebührenden Nachdruck auf die kritischen Erfolge der Brüder, aber meint doch, „dass sie ihren Zweck viel früher erreicht, wenn sie nicht zu schnell darauf zugeeilt wären, und wie Goethe früher durch Werke, und erst später durch Beurteilung anderer auf das Bessere hingedeutet hätten“. Er bleibt also auch hier seiner geistigen Natur treu, verkennt dabei jedoch die historische Notwendigkeit ihres Auftretens nach einer litterarischen Periode des regsten Schaffens. Görres frühere Abhängigkeit von den Brüdern hat ihre Erörterung schon gefunden. Bei kleinen gelehrten Differenzen zwischen ihm und Friedrich in einer quellenkritischen Frage[4]) der indischen Philosophie bleibt seine

---

1) Ebd. 230, 237. 2) Ebd. 229, 239.

3) Vgl. Steig 23, 351; Jugendbr. der Brüder Grimm S. 22 u. a. m.

4) Vgl. Br. II, 136, 191, 225. Es handelt sich um die Upanishad. Görres erliess eine Erklärung in den Heidelbg. Jahrbüchern 1811, Intelligenzblatt No. 10. Br. II, 283 schreibt er aber: „Überhaupt sollten Leute, die im Ganzen und Grossen einverstanden sind

Hochachtung für sie sich fortdauernd gleich. Persönliche und briefliche Beziehungen beginnen[1]) aber erst später, zuerst mit Friedrich, als dieser auch Görres dem nationalen und romantischen Programm seines „Deutschen Museums" dienstbar machte.[2])

Das merkwürdige Absprechen Arnims und Brentanos über Novalis unterscheidet sie beide von dem mit ihm, wie gezeigt, stark sympathisierenden Görres.

Doch waren alle drei wieder einig in der Schätzung Ludwig Tiecks. Das nahe litterarische und persönliche Verhältnis Arnims und Brentanos zu ihm lässt sich an der Hand ihrer gegenseitigen und der an ihn gerichteten Briefe[3]) übersehen und aus ihren Werken erläutern. Wäre seine Berufung nach Heidelberg,[4]) wo er im Juli 1803 und September 1806 weilte, zustande gekommen, so hätten die beiden ihn, den man als kritischen Mentor hochhielt und den seine Kennerschaft des Altdeutschen besonders schätzbar machte, vielleicht doch als dritten vor Görres in ihren Bund hineinzuziehen vermocht, wozu sie so, bei Tiecks reservierter Haltung und ungerechter Ablehnung von

über Einzelnes sich nicht veruneinigen, da man ohnehin kaum Waffen genug hat, um sie gegen das Schlechte und Gemeine zu kehren. So setzt sich auch bei Fr. Schlegel wegen unserer Differenzen gegen mich üble Laune an; ich möchte diese nicht zu einem Streite ausspinnen, weil ich ihn achte." — Ich will hier zu oben S. 45 nachtragen, dass natürlich auch Friedrich Schlegels frühe Hinweise auf Indien (Jugendschr. II, 362; Nat.-Litteratur 143, S. 290) für Görres anregend gewesen sein mögen.

[1]) Vgl. Br. II, 337; III, 264–66, 337 f; Walzel, Nat.-Litteratur 143, S. LIX. Lobende Urteile beider über die „Volksbücher" s. w. unten.

[2]) Vgl. Steig 41, 51, 66, 136, 262. Die Urteile liessen sich erklären, ich kann darauf nicht eingehen. Eine einzelne Erklärung giebt Brentano an Rahel: Varnhagen, Biogr. Portraits S. 108.

[3]) Briefe an Ludwig Tieck ausgewählt und herausgegeben v. Karl von Holtei, Breslau 1864, I, 9—15; 94—107; vgl. a. Frühlingskranz (3. Ausg.) S. 260.

[4]) Bartsch, Romantiker und germanistische Studien, S. 7, 8, 41, 42, (nach den Aufzeichnungen Kaysers.)

Arnims Poesie, vergebliche leise Versuche machten. Auch Görres steht unter Tiecks Einfluss, er feiert ihn mehrfach, besonders in der Recension seiner Bearbeitung[1]) des „Frauendienstes“ von Ulrich von Lichtenstein in den Heidelberger Jahrbüchern 1813, No. 37. Nachdem Tieck 1817 auf der Rückreise aus England und Frankreich in Koblenz vorgesprochen hatte,[2]) knüpfte sich auch eine beiderseits herzliche persönliche Freundschaft.[3]) Aber Tieck war zu mannigfach gebildet und scharfäugig, um nicht die einseitigen Schwächen der Görresischen romantischen Produktion zu überschauen. Er charakterisiert sie schlagend in einem Briefe an Solger vom 18. Mai 1818, auf den ich noch zurückkomme; ja er dachte wohl gar an eine spasshafte Parodie.[4])

Für Arnim und Brentano folgte Tieck gleich nach Goethe, ihrem Meister.[5]) Zwischen den beiden Freunden und Görres gähnt hier eine Kluft; denn immer weiter[6]) schritt er vor in der Ablehnung des Goethischen Schaffens. Heinrich Voss meldete sein Urteil nach Weimar. Er schreibt am 30. September 1807[7]): „Er (Görres) lehrt hier ganz unerhörte Dinge. Runge, Tieck und Jean Paul seien die einzigen Dichter. Goethe habe in früheren Jahren einige Anlagen gezeigt, sein Wilhelm Meister enthalte eine niedrigökonomische Ansicht des Lebens, sei zu verwerfen. Schiller verdiene nicht den Namen eines Dichters u. s. w. „So lieb' ich sie aber,“ erwiderte Goethe darauf in einem

---

1) S. unten III, 2.

2) Köpke, Ludwig Tieck, I, 372.

3) Briefe II, 600 f; III, 110 ff.

4) Solgers nachgelassene Schriften und Briefwechsel. Herausgegeben von Ludwig Tieck und Friedrich von Raumer. I, Leipzig 1826, S. 637.

5) Vgl. bes. Hermann Grimm, Beiträge zur deutschen Culturgeschichte, 1897. S. 248 ff.

6) Siehe oben S. 24 ff.

7) Goethe-Jahrbuch V, 69 f; vgl. Charlotte v. Schiller, III, 227 ff.

Gespräche mit Riemer.[1]) Aber eine gewisse Gereiztheit kann man doch aus den Worten heraus hören, die er über die „Herrn Görres und Konsorten“ bei Gelegenheit der Nibelungen spricht.[2])

Sein schon früher geäussertes Interesse an Görres Person wurde neu angeregt durch Arnim, der am 29. September 1808 Goethe die „Volksbücher“ und die „Schriftproben“ zuschickt und sich für den braven Görres verwendet;[3]) er entkräftet die Anschwärzungen des „Morgenblattes“, betont seine Selbständigkeit und Universalität und entschuldigt seinen Stil kurz und gut: „er gehört zu denen, welche die Natur bestimmt hat zu schreiben, wie sie wollen.“ Freilich ging Goethes Interesse nicht soweit, um ihm eine Anstellung an einer andern Universität zu verschaffen, was Arnim mit dem Briefe bezweckt hatte und hoffte.[4]) Aber er schreibt[5]) an seinen in Heidelberg studierenden Sohn August am 7. November 1808: „Ich höre, Görres ist weggegangen. Schreibe mir doch etwas über diesen Mann, wenigstens über die äusserlichen Verhältnisse, die ihn vertrieben haben.“ Und am 1. Februar 1809 verrät auch Görres in einem unten[6]) abgedruckten Brief an Arnim einige Neugier nach Goethe: „Man schreibt mir, Sie seyen lange in Weimar gewesen, schreiben Sie mir etwas von Goethe.“ In der Würdigung Jean Pauls[7]) „markirte“ er den „alten Herrn zu Weimar“ wiederum ziemlich, wie Creuzer[8]) herausfand, der daher um ihre Aufnahme dort besorgt war.

---

[1]) Goethes Gespräche, hrsgb. v. Biedermann, II, 189. („Bei Gelegenheit von Görres dummem Urteil über Goethe und dass Tieck, Runge und Jean Paul die einzigen Dichter seien.“)

[2]) An Knebel; 25. November 1808; vgl. Steig, Goethe u. die Brüder Grimm S. 43. S. auch weiter unten III, 3.

[3]) Schriften der Goethe-Gesellschaft XIV, 132 f.

[4]) Br. II, 39. [5]) Goethe-Jahrbuch X, 23.

[6]) Anhang No. 1.

[7]) Heidelbergische Jahrbücher 1811. S. 1201—39.

[8]) Briefe II, 288.

Sein Unverständnis geläuterter Goethischer Darstellungskunst bekundet Görres dann abermals in einem nur mit Rücksicht auf die Begeisterung Wilhelm Grimms gemilderten Missurteil über Goethes „Dichtung und Wahrheit“.[1]) Dessen Stimmung gegen ihn ist nach den publicistischen Grossthaten des „Rheinischen Merkur“ und einem Zusammensein in Koblenz am 29. Juli 1815,[2]) wohlwollend. In den „Noten und Abhandlungen zum west-östlichen Divan“ führt er lobend die „teutschen Volksbücher“ an und nennt ihn „unsern Görres“; in den „Sprüchen in Prosa“ nimmt er einen Einfall von ihm über das Verhältnis der Baukunst zur Musik auf.[3]) Görres heisst ihm da ein „edler Philosoph“, mochte auch Sulpiz Boisserée von seiner gegen Goethes Autorität sich empörenden Kunstkritik erzählt[4]) und ihn zu den „Widerbellern“ gerechnet haben. Goethe erwiderte nichts darauf. Auch zu Göttlings abfälligem Bericht über den Münchener Görres[5]) besitzen wir keine Äusserung von ihm. Einigemale erfahren wir, dass bei Goethe über politische Schriften von Görres gesprochen wurde.[6]) Soweit die äusseren urkundlichen Zeugnisse. Ein letztes grosses Monument der Spiegelung Goethes in Görres Geiste ist die Besprechung des „Briefwechsels mit einem Kinde.“

Dass schliesslich Schiller bei dem immer weiter in die Romantik sich vertiefenden Görres schlecht fahren musste, würde man sich denken können, auch wenn nicht Heinrich

---

[1]) Briefe II, 371 f. an W. Grimm; vgl. II, 362.

[2]) Vgl. Sulpiz Boisserée II, 65 (= Hempel 26, 374); Goethes Tagebücher: Weim. Ausg. III, 5, S. 173; Briefe II, 470, 476 f.

[3]) Hempel XIX, 148, No. 694. Die Beziehung dieses Prosaspruches auf Görres habe ich in einer demnächst im „Euphorion“ erscheinenden Mittheilung nachzuweisen gesucht.

[4]) Sulpiz Boisserée II, 144.

[5]) Goethes Briefwechsel mit Göttling, hrsg. v. Kuno Fischer, München 1880, S. 27.

[6]) Knebel an Goethe, 20. Okt. 1819; Gespräche hrsg. v. Biedermann, III, 240, X, 108.

Voss es ausdrücklich berichtete,[1]) und nicht aus Görres Briefen[2]) der Spott gegen Schillers „Glocke“ und „Würde der Frauen“ bei Gelegenheit herausklänge. Man kann sich dabei auch der unmutigen Worte[3]) Brentanos gegen die „Braut von Messina“, Arnims gegen den „Tell“ erinnern, aber man wird diese Urteile nicht verallgemeinern dürfen. Denn untersucht man beider Werke nach ihrem Verhältnis zu Schiller, so ist das Resultat doch ein etwas anderes.[4]) Übereinstimmend aber empfanden alle drei Hölderlin aus dem Innersten nach.[5])

Trotz allem waren die Ansichten von der Dichtkunst überhaupt unter ihnen die gleichen: die Gewissheit einer poetischen Natur, das Vorhandensein einer unmittelbaren Hervorbringungsgabe, nicht künstlerischer Aufbau oder berechnendes Durchdenken und Anwenden kunstmässiger Gesetzgebung hatte für sie, wie einst für Stürmer und Dränger, Wert im Reiche dichterischer Schöpfung. „Was die Revolution als äusseres Naturereignis, was die Fichtesche Philosophie als innere absolute That, das wollte dieses Bündnis als reine, wild spielende Phantasie entwickeln“.[6]) Der Niederschlag einer solchen Anschauung konnte in Görres Kunsturteilen schon wahrgenommen werden, und statt Arnims und Brentanos eigene Produktion als Belege dafür ausführlich heranzuziehen, will ich mich auf zwei apodiktische Aussprüche berufen, die die Untheorie ihrer Kunstauffassung wiedergeben: „Die

---

[1]) S. o. [2]) Briefe I, 486.

[3]) Steig S. 97, 115; vgl. Savigny bei Geiger, Die Günderode u. ihre Freunde, 1895, S. 38.

[4]) Vgl. Steig a. a. O. 384; Goethe u. d. Brüder Grimm, S. 28; Euphorion II, 410. Ich möchte für Brentano, um ein schlagendes Beispiel herauszuheben, auf die „Viktoria“ (VII, 279) verweisen, wo „Wallensteins Lager“ und die „Jungfrau von Orleans“ als litterarische Vorbilder mit Händen zu greifen sind.

[5]) Görres s. o. S. 30 f., Arnim bes. Berliner Conversationsblatt 1828, No. 31 ff. („Ausflüge nit Hölderlin“), Brentano, Ges. Schr. VIII, 139, 217 und an Rahel bei Varnhagen, Biogr. Portraits, S. 116.

[6]) Steffens, Was ich erlebte, VI, 111 f.

Kunst ist durch sich selbst da, und der speculirende Künstler mag wohl ein eben so trauriger Komet der verlorenen Kunst sein, als alle Philosophie überhaupt da anfangen dürfte, wo das Leben Abschied genommen“ sagt Brentano,[1]) und Arnim kürzer und bündiger:[2]) „Ein denkender Künstler ist ein Narr!“ Nichts lächerlicheres konnte es für sie geben als die schablonenhafte Regelpoetik des 17. Jahrhunderts.[3]) So entsprang eine fröhliche, schöpferische Bejahung und ein freudiges Geniessen; auf der andern Seite, da man Kunstwerken immer nur ein Wohl- oder Missfallen ohne bewusstes Urteil entgegenbrachte,[4]) ein energisches Ablehnen jeglicher das Auffassen und Geniessen der Poesie verkümmernden Kritik und Spekulation überhaupt, das bei Arnim unzähligemal zu Worte kommt, wenn er auch häufig über ein Geistesprodukt sich sein Herz erleichterte.

Beide hyperpoetische Dichternaturen standen hier doch etwas abseits von Görres, der zwar gegen das ausgeartete deutsche Recensierwesen zu Felde zog, des beurteilenden Raisonnements aber voll war. Auch sonst noch war sein Bildungsgang von dem ihrigen in so manchem verschieden. Jene beiden waren vielgereiste, allenthalben in der besten Gesellschaft auftretende, ungebundene junge Leute: er am rheinischen Boden haftend, damals noch ohne weiteren Verkehr, in einen familiären und bürgerlichen Wirkungskreis eingeengt. Jene für die Bühne interessiert: Görres sein ganzes Leben hindurch ohne Fühlung mit ihr. Sie schlugen wohl gelegentlich das Thema der Manon Lescaut

---

1) Ges. Schriften VIII, 145. 2) Steig a. a. O. 52.

3) Vgl. Euphorion I, 124—128: „Ein ungedruckter Beitrag Clemens Brentanos zu Arnims „Tröst Einsamkeit“ von R. Steig; Spott gegen Erdmann Uhses „Wohl informirten Poeten“. (Vgl. Brentano Ges. Schr. V, 409; der Katalog seiner Bücher, Berlin 1817, auf den ich noch zurückkomme, enthält die Ausgabe von 1715 mit dem Vermerk: „Ein ausnehmend lächerliches Buch.“ Die wenigen charakterisierenden Notizen in diesem Kataloge gehen, wie ich nach andern Beispielen glaube, auf Brentano selber zurück.)

4) Vgl. z. B. Brentano Ges. Schriften VII, 144; Steig a. a. O. 263 u. oft.

an: Görres war ohne Sinn für solche Probleme[1]) und Stimmungen. Er eignete sich zum älteren kritischen Berater[2]) des Einsiedlerbundes — denn wenn Kritik „ein frommes Geheimnis zwischen zweien, keine feile Öffentlichkeit“[3]) war, ausserdem wenn sie als Scherz oder Satire auftrat,[4]) hatte der Herausgeber der Einsiedlerzeitung gegen sie nichts einzuwenden —; und als solchen zeichnet sich Görres recht anschaulich in einem ungedruckten Briefe an Brentano[5]) bei Gelegenheit der ihm gewidmeten „Viktoria“[6]) 1817: „Ich der Leser,“ schreibt er dort, „habe in completer Illusion wieder in Heidelberg gesessen am grünen Platze im getäfelten Zimmer, und jener (Brentano, der Dichter) hat ihm, das ist mir, den Bärenhäuter vorgelesen, und ich habe ihn hier und da gedehnt und fürs Publikum zu hochbeinigt gefunden, der damalige Leser aber hat sichs nicht einreden lassen, sondern den langen Kerl subtil in den Einsiedler, wie in eine Lade hineingelegt, Arnim aber hat daneben gesessen, und immer mit einem Fuss getänzelt und war immer meiner Meynung nur nicht bey eignen Sachen.“

Der gleiche Brief gedenkt dann auch der litterarischen Balgereien mit Voss und seinem Anhange, die uns nicht weiter beschäftigen sollen. Die von Görres ver-

---

1) Vgl. Brentano; Ges. Schr. II, 161, 416, im Godwi, im Wunderhorn (Walzel, Chronik des Wiener Goethevereins vom 15. Mai 1896; Anzeiger f. d. Altert. 25, 310, 312 f.); Arnim: Sämmtl. Werke VIII, 46, 66 ff., XXII, 259, 262, 272. Man vgl. auch Eichendorff, Ahnung u. Gegenwart, 1815, 219 ff. über die „Gräfin Dolores“ mit dem was Görres (unten Anhang No. 2) über den Roman zu sagen weiss.

2) Vgl. auch Steig a. a. O. 252, 253. Eichendorff (Aus dem litterar. Nachlasse, Paderborn, 1866,) sagt S. 308, beide verhielten sich zu ihm wie fahrende Schüler zum Meister.

3) Einsiedlerzeitung, Neudruck S. 196 Anm.

4) Arnim an Tieck, Holtei I, 18; an Goethe, Schriften der Goethe-Gesellschaft XIV, 126.

5) Anhang No. 3. Vgl. auch den Brief von Görres an Arnim vom 2. Juli 1810, Anhang No. 2, wo seine Urteile über beide Dichterfreunde grotesk zu Worte kommen.

6) Brentano, Ges. Schriften VII, 279 ff.

fasste Selbstparodie der Vossischen Poesie in der „dramatischen Idylle“ „Des Dichters Krönung,“ womit die Einsiedlerzeitung[1]) schloss, ist vernichtend. Er war ja, nicht ohne Grund, am meisten angefeindet worden, wie er denn selbst an Villers 1808 schreibt:[2]) „Seine (Vossens) Feldzüge gegen die Romantiker sollen hauptsächlich mir gelten, was unendlich lächerlich ist, weil ich kein Dichter bin.“ Und doch wurden beide noch einmal gut Freund miteinander während seines zweiten Heidelberger Aufenthalts im Herbst 1816. Voss hatte sich durch den Rheinischen Merkur, dessen fleissiger Leser er war, gänzlich versöhnen lassen, so erzählt Frau Görres 1819 in dem unten abgedruckten Briefe an Arnim,[3]) und auch ihr Mann berichtet[4]) im Jahre 1817 an Brentano das Merkwürdige: Voss hat „mir die Hand gereicht und herablassend von den Nibelungen gesprochen, und mir hinter dem Rücken gesagt, es sey an mir am meisten von den Dreyen gewesen, da ich ihn am wenigsten geärgert.“ Dann fachte confessioneller Gegensatz die Polemik von neuem an.[5])

Die Streitgenossenschaft der Heidelberger Zeit aber knüpfte die drei Romantiker erst recht fest aneinander; und die Erinnerung an den selbstgeschaffenen burlesk-satirischen „Heidelberger Apparat“[6]), wie an manche so köstliche Intimität, „mit sympathetischer Tinte geschrieben, die nicht jedem erscheint“,[7]) blieb unter ihnen, die mit souveräner Verachtung des Publikums für einan-

---

[1]) Seine übrigen satirischen Allegorien in der Einsiedlerzeitung übersieht man in Pfaffs Neudruck: sie sind gelegentlich von mir berücksichtigt worden.

[2]) Briefe an Villers, hrsg. v. M. Isler, S. 78.

[3]) Anhang No. 4.

[4]) Anhang No. 3; vgl. übrigens auch Br. II, 157.

[5]) Über „Johann Heinrich Voss und seine Todesfeier in Heidelberg, Strassburg o. J. (1826), von J. Görres,“ siehe weiter unten (III, 5).

[6]) Vgl. Anhang No. 3.

[7]) Arnim an Tieck: Holtei I, 14.

der und einen kleinen Kreis Gleichgestimmter geschaffen hatten, lange erhalten.[1])

„Dass alles so aufhört, thut einem doch leid," schreibt Arnim am 1. Oktober 1808 bei Görres Scheiden von Heidelberg,[2]) dessen Hoffnungen auf eine feste Anstellung oder eine bessere Sicherung seiner dortigen Existenz fehlgeschlagen waren.[3]) Und da auch die wieder auftauchenden Aussichten auf Baiern in nichts zerflossen, zumal auf Landshut,[4]) wo ja eine Zeit lang Savigny einen gewissen romantischen Centralpunkt bildete,[5]) eine Schar junger Studenten für die Einsiedlerzeitung schwärmte und sie fortsetzen wollte, war es Zeit für ihn gewesen, in seine offen gehaltene Koblenzer Stelle wiedereinzurücken.[6]) Das Ergebnis seines Aufenthaltes am Neckar jedoch dürfte mit seinen eignen Worten dies sein:[7]) „Ich bin mit viel guten Leuten in Verkehr gekommen, in deren Leben das Zusammentreffen mit mir nicht verloren sein wird, die Blume der Universität ist immer um mich her gewesen, ich habe sehr viel zugelernt, viel gearbeitet und erfahren."

In Koblenz, wo er dann in Zurückgezogenheit[8]) die Heidelberger Anregungen verarbeitete, suchten ihn wohl in den folgenden Jahren romantische Jünger und Freunde auf, wie Steffens,[9]) Dorow,[10]) Sulpiz Boisserée u. a. m. Im Oktober 1811 aber kam Arnim hinüber,[11]) fand ihn tief in grosse wissenschaftliche Arbeiten vergraben, erfreute

---

[1]) Vgl. neben manchem anderen Briefe III, 175, 177, 222.

[2]) Steig a. a. O. 257.

[3]) Briefe I, 496 f.; Schriften der Goethe-Ges. XIV, 132.

[4]) Vgl. Steig a. a. O. 256 f., 259, 261 f.; Anhang No. 1.

[5]) Vgl. Steig 256, 261, 265 f.; Briefe II, 31 ff.; Einsiedlerzeitung vom 23. Juli 1808. Vgl. auch Anhang No. 1 und Ringseis Erinnerungen, I, 88 ff.

[6]) Briefe I, 508. [7]) An Villers: Isler S. 82.

[8]) Vgl. Rhein. Antiquarius I, 2, (1853) S. 460 und den Brief vom 1. Februar 1809 (Anhang No. 1).

[9]) Steffens, Was ich erlebte, VII, 363 f.

[10]) Dorow, Erlebtes a. d. Jahren 1790—1827, III, 64 f.

[11]) Steig 290.

sich wieder in seiner Familie und frischte alte Erinnerungen auf; er erkannte alles wieder, und sie waren zusammen, als hätten sie nie Abschied von einander genommen. Görres war und blieb ihm „ein brav Kerl, der zu gut ist, um angestellt oder gelobt zu werden.“ Für die neue Universität zu Berlin aber, wo er und Brentano 1809 und 1810 so schaffelustig Wand an Wand hausten,[1]) und einen neuen romantischen Dreibund dort konnten ihn seine uneigennützigen und treugemeinten Anerbietungen nicht gewinnen.[2]) Die gewaltige Wirkung des „Rheinischen Merkur“ sodann weckte in Arnim wie Brentano Wünsche nach einem erneuten romantischen Zusammenschluss:[3]) Arnim hoffte zeitweise aus seinen durch die Zeitläufte zerrütteten Vermögensverhältnissen und der „Hardenbergerei“ auf Savignys Anraten durch eine Civilanstellung in Görres Nähe sich herauszufinden.[4]). Brentano bot seine persönliche Hülfe als Correktor und Correspondent an. Es ist rührend, wie er auf der Suche nach einem festen Halt in der Friedlosigkeit seines Daseins hier gegen das Entgelt von Görres Umgang, in untergeordneter mechanischer aber nutzbringender Beschäftigung Ruhe und Glück zu finden meinte;[5]) und vielleicht dachte er zugleich an ein neues auch litterarisch thätiges romantisches Organ, wenn er Görres empfahl, das einflussreiche Blatt nach dem Frieden zum Teil aus der Politik heraus in die wissenschaftliche und Kunstkritik überzuführen.[6]) Die Erörterung des späteren Verhältnisses zwischen Görres und Clemens Brentano gehört

---

[1]) Steig 286. [2]) Briefe II, 159, 196 f.

[3]) Ihre Beiträge anlangend siehe für Arnim Br. II, 448, 449, Brentano Ges. Schriften II, 66—69; Br. II, 468.

[4]) Briefe II, 449 f., 481. [5]) Briefe II, 468.

[6]) Es ist möglich, dass Görres bei längerem Bestehen des „Merkur“ diesem Rate entsprochen hätte. Kurz vor seinem Verbote — die letzte Nummer erschien am 10. Januar 1816, — am 4. und 6. Januar, findet sich unter der ständigen Rubrik „Litteratur“ als erster nicht politisierender litterarischer Beitrag die Besprechung des „Taschenbuchs für Freunde altteutscher Zeit und Kunst“, Köln 1816, durch Görres.

nicht mehr in den Rahmen dieser Untersuchung:[1]) erwähnt sei nur, dass noch 1828 in München Görres Brentanos „Philister vor, in und nach der Geschichte“ für weitere Kreise herauszugeben plante.[2])

Die auf gegenseitiger höchster Achtung beruhenden Beziehungen zu Arnim dauerten bis zu dessen Tode fort. Arnim hat bei seinem Aufenthalt in München und im Görreshause 1829 den Freund selbst nicht mehr wiedergesehen.[3]) Dagegen mit Bettinen, die oft bedauert hatte, ihn nicht zu kennen,[4]) freundete dieser sich bei ihrem Besuche[5]) in München im Sommer 1830 an, „noch frühe genug, um das schöne, grosse, unverfälschte Naturell in ihr zu erkennen und die grosse Wahrheit in ihrem Innersten.“ Fortan ist seine Bewunderung für sie bleibend. Der Nachruf auf Arnim nennt sie „eine Frau, so verschieden von den meisten ihres Geschlechtes, wie er irgend es von den meisten sein mochte, die im gelehrten Deutschlande aufgeschrieben stehen.“ Die Recension des Briefwechsels mit einem Kinde aber, die Bettinens Freundschaft mit Görres ihren Ursprung verdankt,[6]) konnte ihren Absichten keineswegs entsprechen.[7])

---

[1]) Ich will hier bemerken, dass der Aufsatz „Brentano und seine Märchen“, Histor.-pol. Blätter 1847, 1, 85—94, nicht wie Sepp, Görres, 1877, S. 357 noch annimmt von Görres herrührt; er gehört Jos. v. Eichendorff.

[2]) Vgl. den von Steig, Euphorion III, 707, publicierten Brief Brentanos an Arnim vom 7. Dezember 1828. Das Görresische Projekt hängt wahrscheinlich zusammen mit Bemühungen beider Freunde um eine Volksbibliothek, worüber zu vergleichen Frh. v. Hertling in den Histor.-polit. Blättern CXVI. Bd., S. 190 f.

[3]) Br. III, 362 f. [4]) Br. III, 62; vgl. I, 624 f.

[5]) Vgl. den unten (Anhang No. 6) wiedergegebenen Brief von Görres an Arnim, woraus die folgende Stelle entnommen ist, wie auch die Bemerkungen dazu.

[6]) Br. III, 429 f.

[7]) Sieh Meusebachs Briefwechsel mit Jakob u. Wilh. Grimm, S. 403, und weiter unten.

III.

Görres als Herausgeber, Litterarhistoriker, Kritiker.

Der Briefwechsel zwischen Görres und Arnim handelt nur in den ersten nachheidelberger Jahren recht eigentlich von romantisch-litterarischen Interessen; innere und äussere Politik, Wirtschaftliches und Häusliches macht später seinen Hauptinhalt aus. Will man Görres gesammte, durch die jüngere Romantik erzeugte, wissenschaftliche und litterarische Thätigkeit kontrolieren, so wird man sich vor allem an zwei andre umfangreiche Correspondenzen in den „Freundesbriefen" halten: die mit Creuzer und den Brüdern Grimm.

Creuzer hatte Arnim und Görres von allen Heidelbergern ja am nächsten gestanden, weil er frei war „von aller hölzernen Steifelei, die den deutschen Gelehrten wie eine Art von Zunftkrankheit anhaftet."[1] Mit Görres, dem er „viel verdankte,"[2] verbanden ihn die in ihren Briefen traktierten mythenhistorischen Studien.[3] Er stellte aber auch die zerrissene Verbindung mit Heidelberg her, indem er Görres über die Vorgänge am Neckar auf dem Laufenden

---

1) Görres an Ch. de Villers, Isler a. a. O. S. 79; Vgl. Steig S. 253; Creuzers Autobiographie, Neudruck v. Dittenberger (Die Universität Heidelberg im Jahre 1804) S. 79; u. a. m.

2) Aus dem Leben eines alten Professors. Friedrich Creuzers Deutsche Schriften, V. Abthlg., 57; vgl. W. Menzel, Denkwürdigkeiten, 1877, S. 197 f.

3) Die Mythengeschichte der asiatischen Welt, Heidelberg 1810, ist ihm gewidmet. S. oben S. 6 Anmerk.

hielt, ihn mit dem neuesten Klatsch fütterte und als einziger endgültig dortgebliebener Romantiker gegen die antiromantische Partei die Fehde weiter focht, deren Preis die Heidelberger Jahrbücher bilden sollten.

Das endliche Resultat war,[1]) dass, nachdem Creuzer sich bald des Ärgers überdrüssig von der Redaktion und der Theilnahme an ihnen überhaupt zurückgezogen, seit 1811 kein Beitrag von Arnim sich mehr vorfindet, Görres 1813, nach völliger Pause im Jahre 1812, die letzten Beiträge für zehn Jahre hinaus lieferte, und somit das „Dagewesensein poetischer Naturen", wie Creuzer mit Bitterkeit schreibt, in den Jahrbüchern nicht mehr verspürt wurde, die, schon seit 1811 durch die aufgegebene Sonderung in fünf Abteilungen ihres grossartigen Charakters verlustig, dann müd und schwächlich dahinschlichen. Aber die Beiträge aus der Frühzeit ihres Bestehens noch nie genügend gesammelt und ausgeschöpft, bergen, wie schon oben angedeutet, einen reichen Schatz an Material für die litterarhistorische Einsicht in die jüngere Romantik, worauf schon Friedrich Böhmer hinweisen durfte.[3]) Ich gebe im Folgenden eine Zusammenstellung sämmtlicher Besprechungen[4]) von Görres:

1808.

Fünfte Abtheilung. Philologie, Historie, schöne Literatur und Kunst.
II, 261: Ph. O. Runge. Die Zeiten. Vier Blätter. Von J. Görres.
III, 409: J. Görres. Die teutschen Volksbücher. Im Inhaltsverzeichnis: *Von Görres.*

---

[1]) Es sei für die Parteiungen verwiesen auf: Briefe II, 45, 46, 47, 52, 53, 54, 60, 63, 88—99, 102, 107, 116, 161, 162 u. o. Vgl. auch den ungedruckten Brief an Arnim v. 2. Juli 1810: Anhang No. 2, u. Arnim an Zimmer d. 28. Juni 1811, Zimmer u. d. Romantiker S. 152.

[2]) Br. II, 47.

[3]) Janssen, Böhmer I, 438; er bedauerte auch schon mehrfach, dass wir keine Sammlung der kleinen litterarischen Aufsätze von Görres besitzen.

[4]) Citiert nach Abteilung, Band und Seitenzahl.

III, 432: Fr. Schlegel. Poetisches Taschenbuch[1]*) für das Jahr 1806.*

III, 439: Coup-d'oeil sur les Universités et le mode d'instruction publique de l'Allemagne protestante etc. p. C. Villers Cassel 1808. Im Inhaltsverzeichnis: *Von Görres.*

1809.

Erste Abtheilung. Theologie, Philosophie und Pädagogik.

II, 193: Oupnek'hat, id est secretum tegendum, opus ipsa in India rarissimum etc. etc. in Latinum conversum, Dissertationibus et Annotationibus .... illustratum studio et opera Anquetil Duperron. Argentorati, 1801, T. I. 1802, T. II. Im Inhaltsverzeichnis: *Von Görres.*

II, 221: Versuch einer neuen Darstellung der uralten indischen All-Eins-Lehre ... von Th. Anselm Rixner. Nürnberg 1808. Im Inhaltsverz.: *Von Görres.*

II, 269: Othmar Frank. Das Licht vom Orient. Nürnberg 1808. Im Inhaltsverz.: *Von Görres.*

Fünfte Abtheilung. Philologie u. s. w.

I, 222: L. A. v. Arnim u. Clemens Brentano. Des Knaben Wunderhorn. Im Inhaltsverz.: *Von φ—ς.*[2]

1810.

Erste Abtheilung. Theologie, Philosophie und Pädagogik.

I, 94—126:

1. *Über Licht und Wärme von Oken. Jena 1808.*
2. *Lehrbuch der Naturphilosophie von Oken. Jena 1809.*
   Anomym, aber sicher von Görres.

I, 241: Mythologie des Indous par Mde. Polier. 1809. Anonym, vgl. aber Br. II, 91.

Fünfte Abtheilung. Philologie u. s. w.

I, 249: C. W. Ahlwardt, Probe einer neuen Übersetzung der Gedichte Ossians aus dem galischen Original.
Anonym, vgl. aber Br. II, 104.

II, 30: Des Knaben Wunderhorn. Beschluss. Im Inhaltsverz.: *Von π—ς.*[3]

---

[1]) Anonym, aber Wortschatz und Stil, die hier niedergelegten litterar- und kunsthistorischen Lieblingsanschauungen, die ich aus anderen Aufsätzen von Görres zu belegen vermag, lassen mir über seine Autorschaft keinen Zweifel.

[2]) φ—ς = (Jose)ph (Görre)s.

[3]) Unter der Chiffer π—ς, oder Π—ς recensierte gelegentlich Arnim (vgl. 1810. 1. Abtlg., II, 116; 5. Abtlg., II, 116; 1811, II, 1195); es sollte wohl eine Anähnlichung an das Görresische φ—ς sein. Die Chiffer π—ς für diesen wird hier beim Beschluss der Wunderhornbesprechung als Versehen oder Druckfehler aufzufassen sein.

1811.

II, 1201—1239: Jean Paul, Fr. Richters sämmtliche Werke. Unterzeichnet: φ—ς.

II, 1239—46: Über Meteorcultus der Alten ... von Fr. v. Dalberg. Heidelberg 1811. Unterzeichnet: φ—ς.

1813.

I, 337: Die beiden ältesten deutschen Gedichte aus dem achten Jahrhundert: Das Lied von Hildebrand und Hadubrand u. d. Weissenbrunner Gebet, hrsg. durch die Brüder Grimm. Cassel 1812. Unterzeichnet: *J. Görres.*

I, 582: Frauendienst, oder: Geschichte und Liebe des Ritters und Sängers Ulrich von Lichtenstein u. s. w.. bearbeitet und herausgegeben von Ludwig Tieck. 1812. Unterzeichnet: *J. Görres.*

II, 753: Über den altdeutschen Meistergesang von Jakob Grimm. Göttingen 1811. Unterzeichnet: *J. Görres.*

1824.
II, 945:
1825.
I, 561:
II, 761:
} *Geschichte und Beschreibung des Doms von Köln nebst Untersuchungen über die alte Kirchenbaukunst u. s. w. von Sulpiz Boisserée.* Unterzeichnet: *J. Görres.*

Die Korrespondenz zwischen Görres und den Brüdern Grimm beginnt mit dem 20. März 1810. Schon 1805 hatte Jakob auf seiner Rückreise von Paris mit Savigny Görres flüchtig gesehen und gesprochen und Clemens Brentano hatte dann viel von ihm erzählt.[1] Die Freundschaft der Brüder mit Arnim seit 1807[2], die Mitarbeiterschaft an der „Zeitung für Einsiedler“ und den „Heidelbergischen Jahrbüchern“, schliesslich die zeichnerische Mitwirkung ihres jüngeren Bruders, des Malers Ludwig Grimm, an Produkten der Heidelberger, die von diesen ihm auch vergolten wård[3], brachte beide Teile einander so nahe, dass es Wilhelm 1810[4] gar nicht so war, als wenn er an Görres „zuerst wie an einen Fremden schriebe“. Waren doch auch seine Person und seine Arbeiten von ihnen aufmerksam

[1]) Briefe II, 191, 201.
[2]) Vgl. Steig, S. 225.
[3]) Steig, S. 257 u. o. ... Briefe II, 108, 113, 140, 195.
[4]) Briefe II, 140. Vgl. auch Creuzer an Görres II, 50.

verfolgt[1]), sein Stil in einer mit Arnim und Brentano gemeinsam verfassten Ankündigung der „Altdänischen Heldenlieder“ von Wilhelm einmal nachgeahmt worden[2]).

Nun hatte ein Vergleich ihres zurückgezogenen Arbeitens mit dem in weitverzweigtem gelehrten Verkehre stehenden v. d. Hagen den Brüdern doch die Überzeugung von der Nützlichkeit, ja Notwendigkeit litterarischer Correspondenzen aufgedrängt[3]). So knüpfte Jakob den Briefwechsel mit Görres an, damals noch nächst dem mit Arnim[4]) der einzige, der ihnen zeigte, „dass jemand ein wohlwollendes und nachsichtiges Interesse an ihren Arbeiten nahm“[5]). Bald werden auf beiden Seiten innige Herzenstöne laut. Es ist erbaulich zu sehen, wie schnell und instinktiv sicher Görres aus der Ferne in den Kern ihres dem seinigen so entgegengesetzten Wesens und Arbeitens eindrang, wie liebevoll er es charakterisierte, wie fein er den Unterschied in den Naturen der Brüder herausfühlte. Beide steuerten dann auch begeistert und entrüstet zum „Rheinischen Merkur“ bei[6]), und nach dem Verbot schrieb Jakob: „Wenn man ihm (Görres) mit Unrecht ein Haar krümmte, wäre ich gleich dabei, öffentlich und namentlich dagegen zu sprechen. Man sollte ein paar tausend blosse Namensunterschriften unter eine ganz kurze Erklärung sammeln und drucken lassen“, und

---

1) Vgl. z. B. Briefwechsel a. d. Jugendzeit 81, 83, 89, 90, 98, 110, 114, 116, 151—54.

2) Jugendbriefe 193; Heidelb. Jahrb., V. Abt., 1810, Intelligenzblatt III, 9—11 = Kl. Schriften von W. Grimm I, 173—175; über sie R. Steig, Zs. f. deutsche Philologie 29, 195 ff.; ich komme noch einmal auf sie zu sprechen.

3) Jugendbriefe 139, 168, 173.

4) Dieser Briefwechsel wie auch der Arnims mit Bettina (R. Steig und H. Grimm, Achim v. Arnim und die ihm nahe standen, Bd. 2 u. 3) wird uns natürlich auch manche bemerkenswerte Äusserung über Görres bringen.

5) Briefe II, 313.

6) Briefe II, 422, 443 ff., 454 f., 478 u. a. m. Ich brauche auf ihre Beiträge hier nicht einzugehen.

Wilhelm dachte ihm damals eine Ehrung in Form eines kunstreich gearbeiteten Bechers zu [1]).

Görres war den Brüdern in den ersten Jahren ihres Briefwechsels, zumal für eine erfolgreiche Konkurrenz mit dem materiell besser gestellten v. d. Hagen, von Nutzen durch die Verbindung mit seinem in Rom deutsche Manuskripte abschreibenden Landsmanne [2]) Ferdinand Glöckle. Dieser fand nach dem jüngeren Adelung [3]) und L. Tieck [4]), seit 1807 in Rom [5]), den schwierigen Zugang zu den pfälzischen Handschriften der Vaticana, dem von der jungen deutschen Philologie heissbegehrten, kostbaren Schatze. Er wurde von seinem Freunde Görres noch in Heidelberg mit Aufträgen betraut und angeleitet, und hielt durch seine, wenn auch ganz miserablen Copien altdeutscher Gedichte dessen germanistische Interessen vor allem lebendig in der ersten, der Haupt-Periode seiner altdeutschen Studien, reichend bis zum Erscheinen des „Rheinischen

---

1) Freundesbriefe von Jakob und Wilhelm, hrsg. v. Alex. Reifferscheid, Heilbronn 1878, S. 33, 34; Stengel, Beziehungen der Brüder Grimm zu Hessen I, 146, II, 191.

2) Vgl. Meusel, Das gelehrte Teutschland im neunzehnten Jahrhundert. Zehnter Band, zweite Lieferung, Lemgo 1831, s. v. Glöckle. Er verkehrte in römischen Künstlerkreisen (vgl. seine „Kunstnachrichten aus Rom“ Intellig.-Bl. z. d. Heidelberg. Jahrb. 1808, No. 81, 98—106; s. a. Seuffert, Maler Müller S. 50), verfiel in Trunksucht und starb 1819. Eine Vermutung, die ich hegte, dass er aus Ingelheim stamme — Goethe erwähnt nämlich einmal („Im Rheingau Herbsttage. Supplement des Rochusfestes 1814“; Hempel 26, 263) eine Frau Postmeisterin Glöckle zu Ingelheim — bestätigt sich mir soeben durch einen Brief W. Grimms an Benecke a. d. J. 1815 (Briefe a. d. Frühzeit der deutschen Philologie, hrsg. v. R. Baier, Leipzig 1901, S. 18). Er wollte „der Snorre Sturleson des deutschen Volkes werden“ (bei Baier a. a. O.).

3) Vgl. dessen Nachrichten von altdeutschen Gedichten, welche aus der Heidelbergischen Bibliothek in die Vatikanische gekommen sind, Königsberg 1796, und Altdeutsche Gedichte in Rom oder fortgesetzte Nachrichten u. s. w., Königsberg 1799.

4) Köpke I, 326. Steig, Arnim u. Brentano S. 192. Klee, Tiecks germanistische Studien, Progr., Bautzen 1894.

5) Briefe II, 106, 127 f. und sehr oft sonst.

Merkur", Januar 1814. Sie wird bezeichnet auch durch die Teilnahme an den „Heidelbergischen Jahrbüchern" und gipfelt recht eigentlich in einem grandiosen Plane zur Herausgabe altdeutscher Dichtungen nach vatikanischen Manuskripten von Glöckle unter dem Titel Bibliotheca Vaticana[1]), der aber aufgegeben wurde[2]), nachdem die deutschen Handschriften für Heidelberg 1816 wiedergewonnen waren. Als Görres nach völligem Aussetzen 1814 und 1815, in dem für die methodische historisch-philologische Erforschung des Altdeutschen epochemachenden Jahre 1816[3]) seine Arbeiten wieder aufnahm und während seines Exils in Strassburg und der Schweiz seit 1819 auch fortsetzte[4]), durfte seine Begeisterungsfähigkeit für dieses Gebiet nur noch geringe Anteilnahme beanspruchen. Den Trieb zur Beschäftigung mit deutscher Litteratur hatten doch im Grunde nur seine Beziehungen zum öffentlichen, politischen Leben Deutschlands hergegeben. Er hatte es von der Litteratur her regenerieren wollen, in ihm selbst waren künstlerische und politische Interessen — darin besteht der einschneidendste Gegensatz der jüngeren Romantiker zu den mehr der einseitig ästhetischen Cultur des achtzehnten Jahrhunderts folgenden Genossen der „Schule" — amalgamiert. Nun, als seine politische Wirksamkeit in Deutschland einen gewissen vorläufigen Abschluss erreicht hatte, hörte die wechselseitige Bedingung und Befruchtung der beiden Interessen auf. Es entstand ein Dualismus zwischen ihnen, unheilvoll für seine litteratur-

---

[1]) Briefe 282, 325, 326; die prachtvolle Ankündigung von Görres im Anzeiger zu Gräters Iduna und Hermode No. 19 (8. Oktober 1812) und in dem Zimmerischen Allg. Bericht von neuen Büchern und Kunstsachen. 6. Jahrg., 1812, No. 2, S. 119—122; s. a. w. unten.

[2]) Briefe II, 506, 509; s. w. unten.

[3]) Vgl. Hermann Paul, Heidelberger Romantik u. d. Anfänge der Sprachwissenschaft. Beilage zur Allgemeinen Zeitung, 1886 No. 199 S. 2915.

[4]) Ich möchte für die zeitlichen Begrenzungen von Görres Arbeiten verweisen auf die Briefe der Brüder Grimm II, 500; III, 322, durch die gewisse Einschnitte deutlich werden.

wissenschaftlichen Arbeiten und Pläne, die in ihrer Uferlosigkeit und da die kirchlich-apologetische Tagespolitik, die nun immer mehr die Oberhand gewann, sie durchkreuzte, schliesslich unausgeführt bleiben mussten. An Görres „Teutsche Volksbücher" 1807 setzen sich seine weiteren Studien zum Teil auch unmittelbar an und sind so aus der Romantik geboren mit diesem Buche, der bekanntesten und am tiefsten wirkenden litterarhistorischen Leistung des einst als Jakobiner, dann als abstruser Naturphilosoph verschrieenen Mannes.

I. „Die teutschen Volksbücher".

Die Geniezeit des achtzehnten Jahrhunderts brachte die von der feineren Geisteskultur rund zwei Jahrhunderte lang verschmähten, in schlechtem Druck auf den Jahrmärkten verkauften Volksbücher oder -romane in der Litteratur wieder zu Ehren. Dem Fauststoffe zogen so Goethe, der Maler Müller, Klinger, der Sage vom ewigen Juden Goethe, der Genovevalegende wiederum Müller ein neues Gewand an. Das konnte geschehen, weil sie manchen Phantasie- und Gemütreicheren unter den Gebildeten von ihrer Kindheit her wieder eine liebe Lektüre geworden waren: sie hatten sich in Goethes [1]), Müllers [2]) Einbildungskraft unauslöschlich fürs Leben geprägt, in sie vertiefte sich Jung-Stilling [3]), und dass sie die Karschin [4]) litterarisch bilden geholfen haben, sei ihnen verziehen. Aber auch Lessing hatte während der Breslauer Zeit inniges Wohlgefallen an manchen vergessenen Romanen gefunden [5]) und wünschte, dass sie wieder gedruckt würden. Und wie er bei seiner Beschäftigung mit altdeutscher Litteratur überhaupt dem erzählenden und didaktischen Fache vor

---

1) Aus meinem Leben: Weim. Ausg. I, 26, 51; 28, 157 u. a.

2) Seuffert, Maler Müller, S. 11, 176.

3) Lebensgeschichte, Stuttgart 1835, S. 103, 106.

4) Helmina v. Chézy, Unvergessenes I, S. 17 f.

5) Lessings Leben von K. G. Lessing, I (1793), S. 245; Erich Schmidt, Lessing² II, 89.

dem lyrischen den Vorzug gab [1]), so registrierte er auch bei Musterung der Wolfenbütteler Manuskripte und Inkunabeln manches Stück unserer Gattung oder dessen Quelle für eine litterarhistorische Verwertung [2]). Aus den reichen Gothaer Schätzen schöpfte dann Heinrich Aug. Ottokar Reichard [3]). Er brachte, wie weniger bekannt [4]), unter dem alten Titel: „Buch der Liebe. Inhaltendt herrliche schöne Historien, allerley alten und newen Exempel; züchtigen Frauwen und Jungfrauwen, auch jedermann in gemein, zu lesen lieblich und kurzweilig.“ Erster Band. Leipzig bei Weygand 1779, den Abdruck einer Ausgabe des „Ritter Galmy“ vom Jahre 1588 und eines handschriftlichen Fragmentes des „Apollonius von Tyrlandt“. Zwar der kuriose und doktrinäre Zug des Aufklärungszeitalters spricht noch unverkennbar aus seiner Vorrede. Doch wie ein schüchterner Vorklang der Romantik hört es sich an, wenn er fragt: „Warum sollte das Publikum einer Sammlung von Volksromanen oder altdeutschen Dollmetschungen seinen Beifall versagen, wo mancher Roman mehr Originalität und Erfindung aufweist, als die Kopieen unserer Tage, die, wie die Schwalben um den Stosvogel, um jedes Genie-Produkt zu schwärmen pflegen.“ Schon war die französische Bibliothèque bleue mit einer solchen Sammlung und Adaptierung von Volksbüchern vorangegangen. Und nach dem Vorbilde und mit Benutzung der von Wieland ausgemünzten, am 1. Juli 1775 begonnenen Bibliothèque universelle des romans („dans lequel on donne l'analyse raisonnée des romans anciens et modernes“) schuf Reichard, durch eine Reihe Mitarbeiter

---

1) Vgl. Erich Schmidt, Lessing² II, 89.

2) Sämmtl. Schriften hrsg. von Karl Lachmann, XI (1839), S. 486—91: „Zur Geschichte der deutschen Sprache u. Literatur v. d. Minnesängern bis auf Luthern“.

3) Allg. deutsche Biographie 27, 625—28. Selbstbiographie, überarbeitet v. Herm. Uhde, Stuttgart 1877.

4) Fehlt Goedeke IV, 264 und bei Uhde. Heyses Bücherschatz No. 1712. S. jetzt Bolte, Wickram I, XXV.

unterstützt, seine 1778—94 in 21 Bänden erschienene „Bibliothek der Romane“. Die beiden ersten der fünf stehenden Rubriken eines jeden Bandes enthalten die Ritterromane und die Volksbücher, „Die deutsche Bibliothèque bleue“.

Es sind in der Hauptsache Nacherzählungen in modernem Stil und abkürzende Inhaltsangaben, oft mit bibliographischen Mitteilungen und gelehrten Abhandlungen verbrämt, die, wie an einem Beispiele zu zeigen möglich ist, auch Görres kannte und benutzte. Aber der Herausgeber hat nicht selten Freude an dem naiven, treuherzigen Tone, an sinnfälligen, unabgegriffenen Ausdrücken des alten Textes und veranschaulicht ihn durch Proben. Ja, er liefert eine bibliographische Seltenheit wie den Wigalois von 1564 den Lesern in seiner ächten Gestalt, „so holzschnittmässig und ehrwürdig alt, als er im Originale befindlich ist“ [1]). So herrschte bei Reichard im allgemeinen eine bescheidene Zurückhaltung, ein gewisser ehrfürchtiger Respekt vor dieser seit Jahrhunderten in beständigem Fluss befindlichen Litteratur; ganz anders als in den aufklärerisch-altklugen, moralisierenden oder gezierten Neuausgaben, die am Ende des Jahrhunderts aus der Solbrigschen Buchhandlung [2]) in Leipzig hervorgingen.

Für die Wissenschaft wurde erst durch die bibliographischen Zusammenstellungen bei Panzer [3]) und Koch [4]) ein sicherer Grund gelegt, während der Däne Nyerup um die gleiche Zeit, 1795, den heimatlichen Vorrat an Volksbüchern musterte [5]). Dann kam die Romantik, und ihre

---

[1]) Bibliothek der Romane. Zweyter Band. Berlin 1778, bey Christian Friedrich Himburg.

[2]) Es erschienen dort u. a. Octavianus, Melusine, Magelone, Diocletianus und Cleopatra „oder die sonstige Geschichte der 7 weisen Meister“, Siegfrid u. Florigunda (vgl. Golther, Das Lied vom Hürnen Seyfried etc., Halle 1889, S. XXXIV), Genovefa.

[3]) Annalen der älteren deutschen Litteratur, Nürnberg 1788.

[4]) Compendium der deutschen Literaturgeschichte von den ältesten Zeiten bis auf Lessing, II (1798).

[5]) In der dänischen Monatsschrift Isis 1795, März bis Juni.

Führer traten zugleich als die gewappneten Herolde dieser Litteratur auf. Auch die Wurzel der Görresischen „Volksbücher“ führt in den Nährboden der älteren Romantik hinunter. A. W. Schlegel hatte ja an einer berüchtigten Stelle in dem Teile seiner Berliner Vorlesungen, der im Drucke der „Europa“ auf Görres, wie mehrfach gezeigt, stark wirkte, das Vorhandensein einer eigentlichen Litteratur unter den höheren Ständen überhaupt geleugnet und allein dem Volke, dem gemeinen Mann eine solche „in den unscheinbaren Büchelchen, die schon in der Aufschrift ‚Gedruckt in diesem Jahre‘ das naive Zutrauen kundgeben, dass sie nie veralten werden“, vindiciert[1]); er handelte dann in dem dritten Kursus seiner Vorlesungen einen Teil davon litterarhistorisch ab[2]). Friedrich Schlegel, seit dem Anfang des Jahrhunderts der Wecker des specifisch romantisch-patriotischen, altertümelnden Sinnes, aber hatte teils nominell, teils persönlich die „Geschichte des Zauberers Merlin“, „der schönen und tugendsamen Euryanthe“ — beide von Görres besprochen[3]) —, den „Lother und Maller“[4]) erneuert und herausgegeben und schwärmte bisweilen elegisch von „jenen Volksbüchern, in denen noch die schwachen Reste alter Fabel und Dichtung fortleben“[5]). In der produktiven deutschen Litteratur aber erstanden sie, nicht mehr abweisbar, durch die Bearbeitungen Tiecks, der die Verunglimpften auch sonst wohl apologetisch vertrat, wie schon im aufgeklärten „Peter Leberecht“[6]), im

---

1) Europa II, 5—7; A. W. Schlegels Berliner Vorlesungen, hrsg. v. Minor, II, 17 ff.

2) Vorlesungen III, 145—160.

3) S. o. S. 44 f.

4) Eine Rittergeschichte u. s. w., Frankfurt a. M. 1805. Der „Lother und Maller“ gab das Gesprächsthema bei Görres flüchtiger Berührung mit Jakob Grimm zu Coblenz i. J. 1805 ab (vgl. Br. II, 201).

5) Fr. Schlegel, Poetisches Taschenbuch für das Jahr 1806, S. 296.

6) Schriften XV, 21.

„Sternbald“[1]) und stärker als in beiden, mit sicheren satirischen Pfeilschüssen gegen aberwitzige Rationalistenweisheit, in der köstlichen, Arnim so zusagenden[2]) Einleitung zu den „Schildbürgern“[3]). Und wenn Görres bereits 1805, sich offenbar mit Tieck eins wissend[4]), die abgeschmackten „Noth- und Hülfsbücher“ der Aufklärer höhnt, so folgt aus der Analogie mit Tieck schon damals für ihn stillschweigend die Parteinahme für die echten Volksbücher. Nun hatte Brentano, auf Tiecks Schultern stehend, seit 1802[5]) eine prachtvolle Sammlung seltener alter Bücher und Manuskripte zusammengebracht, die in trüben Zeiten sein ganzer Trost war[6]). Ohne sie wären die „teutschen Volksbücher“ von Görres, der bereits am 15. Januar 1807 von seinen „Progressen“[7]) im Altdeutschen spricht, nie zustande gekommen[8]). Und als sie im August 1807 erschienen, durch Brentanos mit dem vollen Reize seines Wesens auf Görres eindringenden Enthusiasmus unmittelbar inspiriert, durfte jener sich freuen, den Freund „hineingeschossen zu haben und das Mittel zu so Schönem gewesen zu sein“[9]).

An ihn wendet sich daher die Widmung des Buches[10]),

---

1) Schriften XVI, 23. 26 f.

2) „Von Volksliedern“. Neudruck, Nationallitteratur Bd. 146, S. 69.

3) Schriften IX, 8 f.

4) Vgl. oben S. 14 f., wozu ich die Stellen aus dem „Zerbino“ (1799) S. 214, 312 nachtragen möchte.

5) Steig a. a. O. S. 40.

6) Ebd. S. 259 u. vgl. weiter unten.

7) Briefe I, 482.

8) Vgl. „Volksbücher“ S. 308.

9) Steig a. a. O. S. 218.

10) „Die teutschen Volksbücher. Nähere Würdigung der schönen Historien-, Wetter- und Arzneybüchlein, welche theils innerer Wert, theils Zufall, Jahrhunderte hindurch bis auf unsere Zeit erhalten hat. Von J. Görres, Professor der Physik an der Secondärschule zu Coblenz. Heidelberg, bei Mohr und Zimmer 1807“. Widmung, Vorrede (S. 1—26) und Epilog (S. 262—306) sind neugedruckt durch Koch, Nat.-Litter. Bd. 146.

in feierlichster prophetischer Prosa und rhythmischem, zumeist jambischem Tonfall: die poetische Vision eines Zutrittes zu Friedrich Barbarossa und den bergentrückten Kraftgestalten der Volksbücher und Heldensage, der die dann folgenden Blätter gezeitigt habe. In der That [1]) liegt dabei auffallende Ähnlichkeit der Situation mit dem volkstümlichen Sagenmotiv [2]) im „Gesicht à la mode Kehrauss" des Moscherosch vor, aus dem Tieck in seiner Erzählung „Ein Tagebuch" [3]), als seinem Lieblinge, Auszüge gebracht, wie später Arnim dasselbe im „Wintergarten" that. Und hatte nicht Brentano den Philander von Sittewald, den seine Bibliothek barg, schon im „Godwi" einmal zu Worte gerufen [4]), und die in Clemens Geiste [5]) von Alois Schreiber zu Heidelberg geleitete „Badische Wochenschrift" sich 1806 nicht mehrfach mit der Person und den Schriften Moscheroschs beschäftigt? [6])

Aber auch Novalis hat an der Wiege dieses Prologs Gevatter gestanden. An Heinrichs von Ofterdingen Besuch

---

[1]) Kochs Hinweis, Nationallitteratur Bd. 146, S. 6, Anm.

[2]) Vgl. Grimm, Deutsche Mythologie, 4. Aufl., S. 794 ff., 797; Deutsche Sagen No. 21.

[3]) A. d. J. 1798. Strausfedern Bd. 7, S. 3—100 = Schriften 15, 291 ff.

[4]) Godwi II (1802), S. 20. Vgl. Brentanos Bibliothekskatalog 1819, C. No. 220—22; 282. Hat Tieck im „Phantasus", 1812, I, S. 52 ff. mit der Charakterisierung Manfreds ein Portrait Brentanos geliefert? Ich will hier nur die folgende Stelle ausheben: .. „oder was das Schlimmste ist, er liest vor, und verlangt, jedermann soll an irgend einer Schnurre, oder einem alten vergessenen Buche denselben krankhaften Anteil nehmen, zu welchem er sich spornt. So geschah es gestern, als er plötzlich den Philander von Sittewald herbei holte, ewig lange las, und sich verwunderte, dass wir nicht alle mit demselben Heisshunger darüber herfielen, wie er, der das Buch vielleicht in Jahren nicht angesehen hat; und so bringt er wohl morgen den Fischart (vgl. z. B. Fischarts Einwirkung auf Brentanos „Philister"), oder Hans Sachs (vgl. Brentanos „Lied von eines Studenten Ankunft in Heidelberg")."

[5]) Vgl. R. Steig, Neue Heidelberger Jahrbücher VI, S. 69 ff.

[6]) Kurfürstl. privil. Wochenschrift für die Badischen Lande, 1806, No. 2, 13, 22.

in der unterirdischen Höhle des Einsiedlers möchte man sich erinnert fühlen[1]). Deutlicher aber spricht Novalis zu uns aus der Situation, da der mystagogische Mönch bei Görres dem Ankömmling in der Tiefe geheimnisvolle Bücher, in denen neu zu verkündigende Thaten und Offenbarungen stehen, weist: lange, lange liest er darin, bis der Mönch des Buches Krempen schliesst. Das gleiche Motiv enthalten Hardenbergs Schriften zweimal.[2])

Eine aus naturphilosophischer Anschauung[3]) fliessende dichterische Beseelung und Belebung toter Naturgegenstände, wie sie u. a. Tiecks Erzählung „Der Runenberg"[4]) durchzieht, macht den romantischen Eindruck der Görresischen Phantasmagorie[5]) vollkommen.

Zum Schluss vernimmt man dann elegische Klänge über die Vernichtung des Alten wie in Arnims Volksliederaufsatz[6]) hinter dem ersten Bande des Wunderhorns; und dazwischen die melancholische, klopstockisierende Jugendstimmung des todahnenden Verlassenseins, genau wie Görres

---

1) Schriften hrsg. v. Tieck u. Schlegel, 5. Aufl., I, 99 ff.

2) Ebd. I, 120 ff.; II, 44 ff. („An Tieck").

3) Haym, Romant. Schule, S. 631 ff.

4) Taschenbuch für Kunst und Laune, Köln 1804 = Phantasus I, 239—272.

5) Beispielsweise sagt dort Tieck (Phantasus I, 239): „Er hörte auf die wechselnden Melodieen des Wassers, und es schien als wenn ihm die Wogen in unverständlichen Worten tausend Dinge sagten, die ihm so wichtig waren, und er musste sich innig betrüben, dass er ihre Rede nicht verstehen konnte." Und (a. a. O. 241): . . . „Indem es finstrer wurde, und der Bach lauter rauschte, . . . sass er noch immer missvergnügt und in sich versunken" u. s. w. Bei Görres so: „Ich gieng in Waldes Nacht, den Bach entlang, es rauschte der Strom so gar gesprächig. Was habt ihr Wellen mir zu sagen, habt in tiefen Klüften Wunderbares ihr gesehen, das ihr mir vertrauen mögtet? . . . Es rauschten die Wellen stärker, aber ich verstand ihr Rauschen nicht. Eure Stimme hör ich wohl, aber Zungen habt ihr keine, die Elementensprache kenn ich nicht!" u. s. w.

6) Zuerst in Reichardts „Berlinischer Musikalischer Zeitung", 1805, Stück 20—26; Neudruck, Nationallitteratur Bd. 146. Vgl. dort S. 119 ff.: „O mein Gott, wo sind die alten Bäume" u. s. w.

sie früher seiner Braut einmal ausgemalt[1]). Welch' schroffen Stilwechsel doch muss man beim Übergang zu der folgenden Einleitung (S. 1—26) passieren! Denn sie bemüht sich klar, einfach und wohlgegliedert zu sein, zumal anfangs, wenn auch später unvermögend, dem Bilder- und Wortstrome länger zu wehren, lässt sich zu den Gegnern dieser Volkslitteratur herab und unterhandelt mit ihnen um Toleranz, ja Hochachtung davor, in logischer Beweisführung und Deduktion[2]).

Die Eingangsworte (S. 1—2, Z. 12) lassen im Wesentlichen die Schlegelischen Bemerkungen aus der „Europa“ aufquellen; sie legen, wie dort, gegenüber der Flüchtigkeit und Unbeständigkeit der höheren Litteratur, wo jedes Jahr „die Geburten des Augenblicks, wie Saturn seine Kinder“ verschlingt, auf die Dauerhaftigkeit, allgemeine, internationale Verbreitung und Beliebtheit dieser Bücher beim Volke Nachdruck; auch eine Art statistischer Erwägung zieht Görres im weiteren Verlauf (S. 10, 11) heran. Nicht mit blinder Voreingenommenheit, wie anderwärts so oft, spricht er hier für die hohe Würde des Volksmässigen; sondern in Abwägung des Für und Wider macht er dessen innere Bedeutung, den Unterschied zwischen Pöbelhaftigkeit und Volkssinn — hier mit zu erwartenden Ausfällen gegen die Tageslitteratur — wie ihn schon Herder[3]) und Bürger[4]) scharf gezogen, klar. Nicht allein den Gegern: es hat den Anschein, als ob er, dem ein Kreis „weniger Edlen“ den Beifall der Menge einst hatte ersetzen sollen[5]), die Anschauung vom Wesen und Werte des Volkstümlichen, die ihm in Heidelberg aufgestossen, auch in den Kreis seiner Gedanken erst recht einordnen

---

[1]) Briefe I, 34 f. Vgl. o. S. 4 u. 33.

[2]) Vgl. bes. Übergänge wie auf S. 3, 4, 8, 9, 10 f., 26, die seinem Stile sonst nicht eigen sind.

[3]) Volkslieder, hrsg. von Carl Redlich, Berlin 1885, S. 173 f.

[4]) Vgl. z. B. die Vorrede zur 2. Ausgabe der Gedichte, Bürgers Werke, hrsg. v. Grisebach, 5. Aufl., Berlin 1894, S. 382.

[5]) Vgl. oben S. 5.

müsse, und seine Definition des Begriffes „Volk" für die an ihn angeknüpfte Litteratur deckt sich mit der aristokratischer Naturen wie Goethes [1]) und auch A. W. Schlegels [2]), wenn er „einen inwendigen Geist in allen Ständen wohnend, und gleich einem schlackenlosen Metallkönig durch alle Verunreinigungen von Zeit und Gelegenheit durchblickend" [3]) anerkennt. Seine Ansichten von Entstehung und Geschichte der Volkslitteratur aber sind hier, wo sie den Stempel des Vorläufigen tragen, noch kaum consequent und befriedigend zu deuten — auf einen scharf zu formulierenden festen Standpunkt ist er nie gelangt — und auf das Anknüpfen an eine Naturpoesie wird mit ihm noch zurückzukommen sein. Dem im Volksliede wachgewordenen lyrischen Naturgeist stellt er so den epischen in den „Volkssagen" gegenüber, aus dem seine übereilte Combination „die meisten Volksbücher" ausgehen lässt [4]), „indem man sie, aufgenommen aus dem mündlichen Verkehr in den Schriftlichen, in sich selbst erweiterte und vollendete: nur Eines haben sie bei dieser Metamorphose eingebüsst; die äussere poetische Form, die man als blosses Hülfsmittel des Gedächtnisses jetzt unnütz geworden wähnte, und daher mit der gemeinen prosaischen verwechselte."

Mit dem letzten Satz hat Görres ein für die Entstehung unseres Prosaromans wichtiges Moment, zwar mit starker Verallgemeinerung, die auch auf den speciellen Teil des Buches, die Einzelbesprechungen, ihre Schatten wirft, getroffen. Allein der damit zusammenhängende Umstand [5]), dass diese Prosaromane gerade dem Unterhaltungsbedürfnis der vornehmen, exklusiven Gesellschaft besonders des 15. Jahrhunderts ihre Einbürgerung in

---

[1]) Hempel 29, 396 f. (Wunderhorn-Besprechung); vgl. auch M. v. Waldberg, Goethe u. das Volkslied, 1889, S. 15 f.

[2]) Sämmtl. Werke, hrsg. v. Böcking, VIII, 75 („Bürger").

[3]) S. 8.

[4]) S. 18.

[5]) Vgl. Scherer, Die Anfänge des deutschen Prosaromans u. s. w., Strassburg 1877, S. 7 f.

Deutschland verdankten und erst in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts mit der sich ausbreitenden Fertigkeit des Lesens die Massen durchsetzten, ist ihm natürlich, wie denn alle feste zeitliche, örtliche oder stoffliche Sonderung und Gliederung ihm hier fremd bleibt, unbekannt. Doch spricht er von einem „Wurzelgreifen dieser Gebilde in der Menge", einer eigenen selbständigen Existenz, die sie in ihr gewonnen, dass der Zufall, „indem man dem Volke sie geboten, bei der Aufnahme keineswegs vorgeherrscht", sondern „der durchaus stammhafte, sinnlich kräftige, derbe markirte Charakter, in dem sie gedacht und gedichtet sind", sie dem Volke sich hat „eingestalten" lassen u. a. m.; alles deutet schon auf eine unten noch einmal zu erörternde gesunde, Unerklärbarkeit und Mystik fliehende Anschauung von Volkspoesie. Hinwiederum sind ihm mit Recht Versuche der Neueren, diese Litteratur zu erweitern durch andere der grossen Masse fremde Gebilde ohne Volkston und Volksnaivetät, jene oben erwähnten Solbrigschen Volksbücher, ebenso fatal wie die hier wieder gezausten Not- und Hilfsbücher, die nur „Zeugniss geben von dem chronisch-krankhaften Geist der Zeit".

Man wird bei dieser zum Schlusse mit immer stärker hervorbrechender herzlicher Wärme geschriebenen Einleitung gern hinwegsehen über das Missverhältnis, das da besteht zwischen ihren weiten, bestenfalls doch nur auf die erzählenden Nummern des Hauptteils sich erstreckenden Folgerungen und den mitinbegriffenen Wetter-, Arznei-, Handwerksbüchlein, den Traum-, Scherz-, Spruch- und Rätselsammlungen, dieser oft niederen Unterhaltungslitteratur, die zwar Görres als „didaktische" Bücher unter einige Erörterungen der Einleitung zusammenfasst und als fremdere Elemente erkennt, um dann aber, wie vorher, gleich wieder weitausgreifend von dem „allgemeinen Charakter zu sprechen, der alle diese Schriften gemeinschaftlich bezeichnet."

Und mit einem sein deduktiv-konstruierendes Verfahren bezeichnenden Übergang schafft er sich auch Raum

für eine „Bücherschau“ von 49 Nummern[1]). Wie wenig bibliographische Genauigkeit, sorgsame Quellenkritik Görres wildwüchsigem, impulsivem Schaffen eignen konnte, braucht kaum noch betont zu werden. Man versteht es wohl, wenn er gelegentlich seiner „Mythengeschichte“ an Jakob Grimm schreibt[2]): „Den langen Schweif von tausend Papieren und Papierchen zu schleppen, war mir ganz ungewohnte Arbeit“; er, der mit einem auf das Grosse und Allgemeine gehenden „historischen Takt“ [3]) die Frucht genauer methodischer Untersuchung mühelos vorweg vom Baume der Erkenntnis pflücken möchte. Zudem wusste er selbst, dass er zur Zeit als die „Volksbücher“ entstanden, im „historischen Studium sehr neu“ war.[4]) Jakob Grimm[5]) sprach gegenüber v. d. Hagens von Verständnislosigkeit für den tieferen Wert des Buches diktierten bibliographischen Ausstellungen[6]) und Berichtigungen, ein Urteil aus, das Görres zu dem seinigen[7]) machte, und brauchte damit die richtige Schätzung der lebenatmenden Schrift unter einsichtigeren Zeitgenossen wohl kaum erst anzubahnen[8]). Doch wenn er dort wünschen durfte, dass Görres seine gelehrten Untersuchungen zu diesem Werke noch verborgen gehalten hätte, deren oft neben dem Grundakkorde der Darstellung hinklappernden Ton er empfunden

---

1) Vgl. S. 244 u. 246, wo No. 46 versehentlich doppelt gebraucht ist; daher am Schluss die falsche Zahl 48.

2) Briefe II, 130.

3) Briefe II, 378.

4) Briefe II, 107.

5) Heidelb. Jahrb. 1811, No. 10, S. 157 f. = Kl. Schriften VI, 25.

6) Altdeutsches Museum I, 1, 238 ff.

7) Briefe II, 201.

8) Vgl. u. a. A. W. Schlegels Lob: Heidelb. Jahrb. 1810, V. I. 3, 117; Jean Pauls: Denkwürdigkeiten a. d. Leben J. P. Fr. Richters, III, 168 (An Marheineke); Fouqués: Briefe II, 409; oder z. B. Seckendorfs: Prometheus 1808, S. 51, bei Gelegenheit einer Anzeige von Hagen-Büschings Sammlung Deutscher Gedichte des Mittelalters. Görres selbst über den „ruhigen, stillen“ Beifall, den sein Buch bei allen „sinnvollen, unbefangenen“ Menschen gefunden: Heidelb. Jahrb. 1808, V. Abtlg. III, S. 409.

haben mag, indem er gesteht, dass sie ihn im Lesen stören, und sich schliesslich bei einer Beurteilung des Buches garnicht ans „Litterarische“ d. i. Bibliographische halten wollte[1]): so könnte man wohl Anlass nehmen, Görres Schrift nach dieser Richtung hin kurz abzuthun. Aber derselbe Jakob Grimm lässt ihn doch „manche merkwürdige literarische Aufschlüsse gefunden“ haben, Görres selbst legte auf diese Teile seines Buches, die ihn in die damalige Germanistenwelt einführen sollten[2]) einen Wert, und gab gerade zu dem historischen Teil Ergänzungen und Berichtigungen.[3]) Und erstaunlich bleibt die Fülle der damals in Heidelberg in kürzester Frist mit autodidaktischem Heisshunger wüst und unordentlich zusammengelesenen Litteratur[4]), die seine Neigung, in grossen Bibliotheken, „Familienarchiven des Menschengeschlechtes“[5]), zu wühlen, einstweilen stillte, während er später sehnsüchtig nach Paris, Wien, München, Göttingen hinüberschaute.

Musste doch auch der strenge und gelehrte Docen in einer umfangreichen Besprechung des Buches in der Jenaischen Allg. Literatur-Zeitung 1810, No. 108

---

[1]) Jugendbriefe S. 151.

[2]) Volksb. 309—311.

[3]) Heidelb. Jahrb. 1808, V, III, 409—427. Übrigens verdankte er einige Notizen dafür „der Gefälligkeit seiner ehemahligen Zuhörer der Herren Barone von Eichendorf aus Schlesien“ (ebd. S. 415), die auf ihrer Pariser Reise die dortige Bibliothek für ihn einsahen. Damit erledigt sich die von Krüger, Der junge Eichendorff, 1898, S. 91 vorgetragene Behauptung, dass Eichendorff nicht, wie wohl schon frühere Biographen von ihm gewusst hatten, für Görres gearbeitet habe, weil die Volksbücher 1807 erschienen seien, die Reise nach Paris aber erst ins Jahr 1808 falle. Vgl. auch R. Steig, Deutsche Litt.-Ztg. 1899, No. 7.

[4]) Briefe I, 483; II, 284 bezeichnend (an J. Grimm): „Sie fragen mich um irgend ein Buch aus dem Nordischen, ob ich es in Heidelberg gehabt. Ich besinne mich kaum mehr ob ja oder nein, es ging mir damals so manches durch die Hände, dass ich nicht Rechenschaft davon geben kann.“

[5]) Briefe II, 291.

bis 110, gestehn, dass Görres „hier etwas, was noch von keinem anderen Literator geleistet war, unternommen habe“ [1]), und es „das erste umfassende kritische Werk über ältere deutsche Litteratur“ [2]) nennen. Diese beiden Urteile bleiben auch heute zu Recht bestehend, trotz einem Hinblick auf die Dürftigkeit und Ungenauigkeit mancher schon damals weit besser zu gebenden historisch-bibliographischen Nachweisungen, wie auch auf die moderne detaillierte Einzelforschung auf diesem Gebiete. [3])

Kochs Kompendium und Panzers Annalen [4]) sind von Görres viel, aber nicht immer genau, bald mit ausdrücklicher Anführung, bald stillschweigend ausgebeutete Quellenwerke. Er benutzt aber z. B. auch, wenn er „von Murr“ citiert [5]), dessen „litterarische Nachrichten von Tyll Eulenspiegel“ im IV. Bande von Reichards „Bibliothek der Romane“, nennt ferner Huet [6]), erwähnt und kennt von Leistungen für die ältere deutsche Litteratur Arbeiten Eckharts, Schilters, Frehers, Oberlins, Eschenburgs, Docens. Im übrigen aber wird das wissenschaftliche Nachprüfen, die Einsicht in seine Arbeitsweise oft erschwert durch lässiges Citieren oder völliges Verschweigen ihm zugänglich gewesener Quellen.

Gab die Heidelberger Bibliothek zu einem Teile den gelehrten Apparat her, so rührte der Stoff an Volksbüchern selbst und an andern Quellen deutscher und ausländischer Litteratur, wie schon erwähnt, fast ganz aus der reichhaltigen Sammlung des Freundes her. Wir besitzen ein gedrucktes Verzeichnis der Bücher Clemens

---

1) A. a. O. Sp. 272.

2) A. a. O. Sp. 259.

3) Die meiste Ähnlichkeit mit Görres Buch in der Anlage hat: Van den Bergh, De Nederlandsche Volksromans. Eene bijdrage tot de Geschiedenis onzer Letterkunde. Amsterdam 1837. Siehe ebendort S. XII.

4) S. o. S. 86.

5) S. 199. vgl. oben S. 86.

6) S. 161. Lettre de M. Huet à M. de Segrais de l'origine des Romans. Paris 1670.

Brentanos aus dem Jahre 1819. Dieser Katalog[1]) vermag — mit dem Vorbehalte freilich, dass das eine oder andere Buch nach dem Jahre 1807 erworben sein kann — als Handhabe zu dienen, um Görres Verfahren bei der Auswahl seines Materials und damit seine Auffassung vom Begriffe des „Volksbuchs“ festzustellen. Zu ihrer Zeit beliebte Bücher wie Pontus und Sidonia, Fierabras, Tristrant und Isalde, Florio und Biancefora, Herpin, Ritter von Thurn, Apollonius, Valentin und Orsus, Wigalois,

[1]) „Verzeichniss einer sehr reichen Sammlung von Handschriften und alten Drucken zur Geschichte der deutschen, französischen, spanischen, holländischen und englischen romantischen Dichtkunst gehörig, meistens Seltenheiten und Gegenstände, die sich zu neuer Bearbeitung eignen, welche nebst andern Büchern in verschiedenen Sprachen und Wissenschaften den 13. December u. folg. Tage d. J. Vormittags um 9 Uhr am Dönhofsplatze No. 36 durch den Königl. Auctionskommissarius Bratring gegen gleich baare Zahlung in kling. Preuss. Cour. meistbietend versteigert werden sollen. Berlin 1819.“ (Die Jahreszahl 1817, oben S. 71 Anm. 3 ist ein Druckfehler.) Brentanos Name ist nicht genannt. Abgesehen davon, dass in Deutschland damals kein anderer Privatmann eine ähnlich beschaffene Bücherei besessen haben wird, mögen zum Beweise der Brentanischen Provenienz ein paar Stichproben dienen: A. No. 28: „Herzog Beliand oder Herr Wittich v. d. Jordan. Reinliche Abschrift des Gothaischen Mskpts. dieses Rittergedichts“; C. No. 570: „Herzog Ernst von Beyern. Abschrift des Goth. Codex“. Vgl. dazu Steig, Arnim u. Brentano S. 132 (Br. an Arnim): „Der Wittich vom Jordan und der Herzog Ernst werden für mich und Dich in Gotha copirt“. Unter B, No. 16 ist der sehr seltene Druck des Titurel von 1477 verzeichnet, wobei zu vgl. Brentano an Tieck, Holtei Briefe an Tieck, I, 101, 107. Ähnliche Beispiele liessen sich häufen. Görres „Volksbücher“, notorisch auf Brentanos Bibliothek fussend, decken sich völlig mit den einschlägigen Büchern des Katalogs und sprechen so unumstösslich für den Besitzer. — Clemens Brentano hat 1819 nur solcher Bücher sich nicht entäussert, die irgend ein religiöses Interesse hatten. Dies lehrt ein Vergleich mit Heberles Katalog Brentano vom April 1853, der die Bibliothek Christian Brentanos mitenthält. Auch er ist aber für Görres „Volksbücher“ einzusehen. Ich behalte mir vor, über Brentano als Büchersammler besonders zu handeln.

Theagenes und Chariklea, Ritter Galmy u. a. m., die eine lässigere Terminologie — man denke z. B. an Simrocks Sammlung — wohl auch als Volksromane oder Volksbücher bezeichnet, die aber schon im 16. oder 17. Jhdt. zum letztenmale und dann nicht wieder gedruckt worden waren, scheiden bei Görres aus. Nur die Schriften, die im „vieljährigen Fortrollen" ihre „Demantfestigkeit" bis ins achtzehnte und beginnende neunzehnte Jahrhundert bewahrt hatten[1]), sind der Aufnahme würdig befunden. So bekundet gleich diese strenge Auslese, die auch von einer schon älteren Vertrautheit mit der Volks- und Jahrmarkts-Litteratur zeugt, das Gegenwartsinteresse, worauf Görres ganzes Buch sich gründet.

Das in der Einleitung vorweggenommene Princip, die Volksbücher zum grössten Teile aus Prosaauflösungen epischer Gedichte herzuleiten, lässt Görres, wo sich irgend ein älteres ähnliches Gedicht vorfindet, dies als direkten Ausgangspunkt des Volksbuches vorschnell ansetzen. Die psychologische Triebfeder seines Verfahrens ist klar: der ununterbrochene Zusammenhang dieser missachteten Volksbücher mit der ehemaligen Herrlichkeit mittelalterlicher Dichtung tritt dadurch anschaulich hervor. Das Volksbuch vom Herzog Ernst (No. 12) ist ihm so „von einem alten Gedichte von Heinrich von Veldeck desgleichen Namens und Inhalts ausgegangen, das man in Prosa aufgelöst, und das sich in der Gothaischen Bibliothek im Manuskripte findet".[2]) Schon 1811 hat Docen[3]) die Haltlosigkeit dieser „Annahme, die völlig irrig ist, und bloss

---

[1]) Auffallend ist das Fehlen des Lucidarius und besonders des Hugschapler (Katalog Brentano 1819, B, No. 3), den ja Arnim in der „Gräfin Dolores" nacherzählt und der nach Goedeke zuletzt 1794 in Nürnberg (wohl aber auch noch in späteren Jahren) neugedruckt wurde. Aus einem Drucke des 16. Jahrhdts. hatte auch schon Elwert im Deutschen Museum 1784, II, S. 327—54 Auszüge gebracht.

[2]) S. 84; vgl. über diese Handschrift S. 97 Anm. das Citat aus dem Katalog Brentano u. aus Steig, Arnim u. Brentano.

[3]) Altd. Museum II, 250. 51. Bartsch, Herzog Ernst S. LIV.

als Folgerung aus einigen ähnlichen Fällen sich entschuldigen lässt", sowie der Verfasserschaft Heinrichs von Veldeke für das in jener Gothaer Papierhandschrift enthaltene Gedicht nachgewiesen und mit Recht lateinische Prosa schon aus rein stilistischen Kennzeichen des deutschen Textes als Quelle des deutschen Volksbuches in Anspruch genommen.

Auch die „Haimonskinder" (No. 16) lässt er irrig aus dem durch Glöckles Abschrift ihm bekannten altdeutschen Gedichte, um das er sich später viel bemühte, als eine prosaische abgekürzte Auflösung hervorgehen.[1] Bei der „Historie von der geduldigen Helena" (No. 18) zieht er ebenso eins der älteren Gedichte heran[2], das aber nicht die Quelle ist[3], vermutet bei der „Hirlanda" (No. 19) ein solches als indirekte Grundlage[4] und greift[5] für „Unsers Herrn Jesu Christi Kinderbuch" (No. 47) sofort noch während des Druckes zu Docens Auszügen aus dem Marienleben des Bruder Philipp.[6]

Falsch ist, wie noch bis in die neueste Zeit[7], auch das Quellenverhältnis bei der „Melusine" (No. 40) dargestellt: Jean d'Arras hat kein Gedicht, sondern eine prosaische Chronik aus dem Stoffe gemacht[8] und die von Görres als Quelle des Volksbuches angesehene Prosaauflösung von Nodot fällt erst in das Jahr 1648, während bereits 1474 durch Thüring v. Ringoltingen die deutsche Prosaübersetzung nach dem Gedichte des Trouvère Couldrette hergestellt wurde, die die Grundlage für alle weiteren

---

1) Heidelb. Jahrb. 1808, V. Abtlg., III, 420 f. Vgl. Pfaff, Reinolt v. Montalban (Stuttg. litter. Verein) 1886. S. 578 ff.

2) S. 136 ff.

3) Pfeiffer, Mai und Beaflor, 1848, S. IX. Die geduldige Helena, hrsg. von Merzdorf, Oldenburg 1867.

4) S. 148.

5) S. 256 Anm.

6) Miscellaneen II, 70 ff.

7) Goedeke, Grundriss, 2. Aufl. I, S. 355.

8) Vgl. nach Bächtolds Vorgang Marie Nowack, Melusinensage, Züricher Dissert. 1886, S. 10 ff.

Behandlungen des Stoffes in Deutschland abgab.[1]) Merkwürdigerweise aber lässt er sich die bereits durch Eschenburg[2]) ans Licht gezogenen einschlägigen älteren deutschen Gedichte für einen Vergleich irgend welcher Art mit dem Volksbuche von Salomon und Marcolf (No. 31) entgehen, und er nennt das Gedicht Hartmanns von der Aue beim „Gregorius auf dem Stein“ (No. 45), das ihn in Zukunft noch beschäftigen sollte, einstweilen nur erst, ohne es näher als dem Namen nach zu kennen.[3]) Der positiven Quellennachweise durch Görres oder der befruchtend wirkenden historischen Spekulationen des Buches soll darum nicht vergessen werden. Ich nenne so z. B. den Nachweis von Hageks Böhmischer Chronik[4]) als Grundlage für die „Historie vom König Eginhard aus Böhmen“ (No. 13). Einen weiten Ausblick eröffnet die treffliche, mit grosser Belesenheit und vertiefter Auffassung von dem Wachsen und Wesen einer poetisch-fabelhaften, geographischen Weltanschauung des Mittelalters unternommene kritische Scheidung des aus fremden Quellen Geschöpften von dem wirklich Gesehenen in der Reisebeschreibung des Johann von Montevilla[5]) (No. 10), wobei er die dürftigeren, ähnlichen Ausführungen Matthias Christian Sprengels in seiner „Geschichte der wichtigsten geographischen Entdeckungen“, Halle 1783, S. 80 ff., nicht gekannt und genutzt zu haben scheint. Görres verweist hier auch mit kritischer Schärfe auf Verunstaltungen und Willkürlichkeiten, die die deutsche Übersetzung des lateinischen Textes durch Otto von Diemeringen 1483 und das Volksbuch jahrhundertelang mit sich geführt haben. Goethe hat mit Lob für Görres die erstgenannten Ermittelungen in die „Noten und Abhand-

---

[1]) Vgl. Roethe, ADB 28, 634 f.

[2]) Denkmäler altdeutscher Dichtkunst 1799, S. 178 ff. Bragur v. Gräter III (1794), S. 357—96.

[3]) S. 244.

[4]) S. 89.

[5]) Vgl. Goedeke Grdr. [2]I, 377, wo Görres nicht beachtet ist.

lungen zum west-östlichen Divan" aufgenommen[1]). Durch ähnliche geistvolle Erwägungen sucht er beim „Fortunat" (No. 11) Ursprung und Heimat festzulegen, nicht ganz glücklich, allein für spätere Untersuchungen grundlegend und an genialer Auffassung des Grundgehalts kaum zu übertreffen.[2])

Epochemachend, wenn auch neueste Wissenschaft mit der nach dem Orient schauenden romantischen Tradition zu Gunsten einer Erklärung aus gleichartigen psychologischen Elementen wieder zu brechen beginnt, ist sein Hinweis auf Indien als Heimat eines grossen Teiles unserer Fabel- und Novellenlitteratur gelegentlich der „Melusine" und der „Sieben weisen Meister"[3]) (No. 22). Clemens Brentano freilich durfte schon 1808 scherzen über die Sucht, den Stammbaum auch unserer kleinen Erzählungslitteratur, die ihm selbst so vertraut war, wie damals kaum einem andern, und ihrer Motive nach Indien zurückführen zu wollen.[4]) Trotz achtenswerter Gelehrsamkeit geht Görres fehl, wenn er Plan und Bearbeitung der „sieben Meister" aus den bidpaischen Fabeln herleitet, die freilich einen ganz ähnlichen Gang von dem Morgenlande durch die Litteratur Europas genommen haben, wie dieses Buch, dessen wahre indische Grundlage Goedeke und Benfey nachwiesen, nachdem schon F. W. V. Schmidt[5]) mit Anerkennung seines Verdienstes um die Veranschaulichung

---

[1]) Weim. Ausgabe I, 7, S. 188.

[2]) Vgl. Zacher, Ersch und Grubers Encyklopädie, I. Section, 46. Theil, S. 478—487.

[3]) S. 235; vgl. Marie Nowack a. a. O. S. 4 u. a.

[4]) In der „Geschichte des ersten Bernhäuters", Einsiedlerzeitung (in Pfaffs Neudruck) S. 247: „Die Geschichte von der Ratte ist der mythische Mittelpunct der herrlichen Biographie des komischen deutschen Halbgottes Schelmufski, welche leider zu lange unter der Bank gelegen, ihr Ursprung ist natürlich indischen Ursprungs, wie wir auf einen blauen Montag Morgens um halb drey Uhr zu beweisen gedenken."

[5]) Beiträge zur Geschichte der romantischen Poesie, Berlin 1818, S. 128.

des Wesens dieser uralten Poesie, danach Adalbert Keller[1]), den Irrtum des bahnbrechenden Vorgängers durchschaut hatten.

Zu glänzenden, aber unhaltbaren Kombinationen über die Karlssage und ihre Dichtungen verleiten ihn die „Haimonskinder“ (No. 16) und der „Octavian“ (No. 17). In der Heiligsprechung Karls des Grossen um 1166 sieht er[2]) eine scharfe zeitliche Grenze, von wo ab die Darstellung der Persönlichkeit Karls in der Dichtung sich änderte. „War er vorher ein Gegenstand, den man mit profaner Unbefangenheit behandelte, dem man allenfalls wohl auch die Rolle eines untergeordneten Gegensatzes anvertrauen konnte, so musste er hingegen jetzt als der grosse Held des Glaubens durchaus gross, heilig und ehrwürdig erscheinen; er hatte aufgehört ein Gegenstand der Discussion zu sein, die Kirche hatte ihn allem Menschlichen entrückt, und seine Geschichte war mit ihm ins Wunderland übergegangen“. Die hieraus sich ihm ergebenden chronologischen Verschiebungen[3]) der Oktavian- und Reinoltsage hat schon i. J. 1810 Docen zugleich mit dieser ganzen Hypothese verworfen[4]), später F.W.V. Schmidt noch einmal angehalten.[5]) Während heute die Forschung sich über den Ursprung der Karlssage, speziell auch der Reinoltsage[6]), trotz Gaston Paris noch lange nicht klar ist, hat Uhland 1812 in früher Begeisterung das von Görres in den Volksbüchern über diesen Kreis Gesagte für das Beste gehalten, was er kannte, und prophezeit, dass er manches vorgeahnt habe, was die Aufschliessung der Quellen seiner Zeit bewähren werde.[7]) Görres Interesse

---

[1]) Li Romans des sept sages, nach der Pariser Handschrift herausg. von Heinr. Adalb. Keller, Tübingen 1836, S. II.

[2]) Vgl. S. 120, 121 ff., 134. [3]) Vgl. S. 122, 134.

[4]) Jen. Allg. Literat.-Ztg., No. 109, Sp. 269 f.

[5]) Wiener Jahrbücher 31 (1825), S. 110.

[6]) Vgl. Pfaff, Reinolt v. Montalban, S. 497.

[7]) Leben zusammengestellt von seiner Witwe S. 83. Vgl. Fouqués Musen 1812, S. 59 ff.: „Über das altfranzösische Epos“; Schriften IV, 327 ff., bes. 336.

für die Sagen von Karl dem Grossen blieb aber auch weiterhin lebendig[1]), gruppiert stets um die über Gebühr verherrlichten, nur in der äusseren Form von ihm den Nibelungen nachgestellten Haimonskinder, bei deren Abfassung dem Dichter sogar die Ilias vorgeschwebt haben soll.[2])

Den Höhepunkt seiner litterar-historischen Leistung aber macht die Abhandlung über das Faustbuch (No. 35) aus. Seine Vorlage ist ein auf den „Christlich Meynenden“ — nicht[3]), wie er mit einigem Recht meinen durfte, auf Widmann — zurückgehendes Jahrmarktsbuch. Der Respekt vor der Menge scheinbar ganz selbständig ermittelter Zeugnisse über ältere Zaubergeschichten, den historischen Faust u. a. m. mindert sich etwas, wenn man seine Vorgänger auf diesem Felde heranzieht, die er nicht nennt. So benutzt er stark die trockene, flach-rationalistisch ausdeutende „Historisch-kritische Untersuchung über das Leben und die Thaten des als Schwarzkünstler verschrieenen Landfahrers Doctor Johannes Faustus, des Cagliostro seiner Zeiten“ von J. F. Köhler, Leipzig 1791. Ich kann mir nicht versagen, ein paar Stellen aus Görres den entsprechenden aus dem Buche dieses seines geistigen Antipoden hier gegenüberzustellen:

Köhler nennt (S. 16) als „allgemein verschriene Magier der ältern und neuern Zeit, Zoroaster, Demokritus, Empedokles, Apollonius, Raimund Lullius, Arnold von Villeneuve, Albertus	Görres (S. 215): „Zoroaster, Democrit, Empedokles, Apollonius waren in den älteren Zeiten diesem Urtheil nicht entgangen, und in der neuern Zeit mussten Raimund Lullius, Arnold von Ville-

---

1) Dass er Gedanken wie Volksb. 120 f. über die litterarhistorische Bedeutung der Zeiten Karls auch in der Besprechung von Fr. Schlegels Poetischem Taschenbuch für 1806 = Heidelb. Jahrb. 1808, V. Abthlg. III, 432, wörtlich anklingen lässt, ist mir übrigens auch ein Indicium für seine oben S. 79 behauptete Autorschaft dieser Recension.

2) Vgl. Volksbücher 102; Ankündigung der Bibliotheca Vaticana: Iduna und Hermode. 1812, Anzeiger No. 19.

3) Vgl. Goedeke, Grundriss² II, 568.

Magnus, Johann Tritheim, Heinrich Cornelius Agrippa, Theophrastus Paracelsus, Hieronimus Cardanus".	neuve, Albertus Magnus, Johann Tritheim, H. Cornelius Agrippa, Theophrastus Paracelsus, Hieronimus Cardanus der Reihe nach diesem Verdachte sich preiss geben."
Köhler erzählt (S. 40 f.) über Paracelsus: „Seine Schüler, der nachmalige berühmte Buchdrucker Johann Oporin in Basel und George Wetter, die ihn eine Zeit lang auf seinen Wanderungen begleiteten, versichern, er habe oft den Teufel seinen Freund und Gesellen genannt, und zuweilen von starken Getränken berauscht, in mitternächtlichen Stunden einen ganzen Schwarm böser Geister citirt, und sich zum Beweis seiner unwiderstehlichen Zauberkraft durch Hülfe seines Degens mit ihnen herumgeschlagen".	Görres (S. 221 f.): „Von Paracelsus versichern seine Freunde J. Oporin in Basel und G. Wetter, die auf seinen Wanderungen ihn begleiteten, er habe oft den Teufel seinen Freund und Gesellen genannt, und zuweilen, berauscht, um Mitternacht ganze Schwärme böser Geister citirt, und mit seinem Degen sich mit ihnen herumgeschlagen".

Und, um anderes zu übergehen, so konnte er die (S. 216 in der Anm.) wörtlich bekannt gemachte Stelle des Trithemius über Wesen, Thun und Treiben des Faustus Sabellicus, der Fr. Schlegel in einer mit vielem Lob für Görres Buch verbundenen Anmerkung seines „Deutschen Museums"[1]) für die Entscheidung der historischen Streitfrage von Faust das grösste Gewicht beimisst, das sie auch für uns heute besitzt, bei aller später mehrfach dokumentierten[2]) Belesenheit in diesem und ähnlichen ihm wahlverwandten Schriftstellern, schon in Kochs Kom-

[1]) II (1812), S. 312.

[2]) Im Rhein. Merkur vom 1. Februar 1814 gedenkt er des Trithemius und charakterisiert ihn ausgezeichnet in Fr. Schlegels „Deutschem Museum" IV. 352 ff., worüber weiter unten. Auch Göttling an Goethe, Briefwechsel S. 27, nennt Tritheim Görres „Leibschriftsteller". Vgl. auch Sepp, Görres, 1896 S. 181.

pendium[1]) angezogen finden, wenn er sie, die Köhler übersehen, nicht aus der Erwähnung in Haubers Bibliotheca magica[2]) kannte.

Wodurch er aber alle Vorgänger weit überholt hat, das ist der geniale, divinatorisch richtige Blick, mit dem er die grossen Zusammenhänge des geschichtlichen Lebens durchschaut, der, die „Volksbücher“ mehrfach auszeichnend, hier die wahre litterarhistorische Erkenntnis von der Entstehung einer sagenhaften Fausttradition gezeitigt hat: „So hatte jedes Zeitalter gewissermassen seinen Faust, von jedem wussten die Zeitgenossen irgend etwas Uebermenschliches beizubringen, das nur als Emanation des Bösen ihnen begreiflich wurde; alle diese Einzelheiten sammelten sich endlich in dem wahren und dem letzten Faust, der als der Heermeister aller vorhergegangenen Zauberer sich an ihre Spitze stellte. . . . Faust ist daher gewissermassen mehr Buch als Person, alles was von seinen Zauberkünsten die Geschichte seines Lebens erzählt, ist früher viele Jahrhunderte schon als Tradition im Volke umgelaufen, und Fausts Bildniss war gleichsam das Siegel nur, was man auf die Sammlung Aller gedrückt“ [3]); und: „es ist nicht unwahrscheinlich, dass er selbst sein eigener Compilator gewesen sey und sich gesammelt habe aus den mannigfaltigen Ueberlieferungen der Vergangenheit“.[4]) Von romantischen Zeitgenossen haben Fr. Schlegel[5]) und Arnim[6]) diese Feststellung eines historischen Vorgangs angepriesen, den Görres ebenso

---

[1]) II, 238 (1798).

[2]) III, 184 ff. Scheible, Kloster, V, 12 f. Hauber befand sich wohl in Brentanos Bibliothek (Catalog Brentano 1853, No. 3193).

[3]) S. 218 f. Vgl. auch „Christliche Mystik“, III (1840), S. 127 f., 106 ff. „Die Zaubersage“.

[4]) S. 223.

[5]) Deutsches Museum II, 312 Anm.

[6]) Doctor Faustus von Christoph Marlowe . . . übersetzt von Wilhelm Müller mit einer Vorrede von L. A. v. Arnim, Berlin 1818, S. XI Anm.

richtig bei der Entstehung[1]) des „Eulenspiegels“ (S. 196) vermutet, und der seitdem noch verschiedentlich unter den festen Bestand unserer litterarhistorischen Wissenschaft wie unserer allgemeinen Kenntnisse vom geschichtlichen und sagenhaften Leben aufgenommen ist. Wie sagt doch der fabulierende Schulmeister in Storms „Schimmelreiter“? „Ihr wisset auch wohl, es braucht nur einmal ein Grösserer zu kommen, so wird ihm alles aufgeladen, was in Ernst oder Schimpf seine Vorgänger einst mögen verübt haben“. Die Saat aber, die bei Görres für die vorliegenden Objekte Früchte trug, wird durch Herder, seinen „verlässigen und sicheren Leiter in allem Menschlichen und Geschichtlichen“[2]), seinem Geiste eingepflanzt sein. Herder hatte schon im Anfange seines Horenaufsatzes über „Homer und Ossian“ gleiche historische Einsichten verkündet, indem er sagte[3]): „Das grosse Geschäft, das den Händen der Zeit anvertrauet ist, Kunstwerke der Menschen ans Licht zu fördern, lebendige Geburten des Geistes wachsen zu machen, . . . diess Geschäft bildet eine goldene Kette menschlicher Geister. . . . Im Orient sind die Namen Salomons, Lockmanns u. a. bekannt. Was an Natur-, an Spruch- und Fabelweisheit späterhin erfunden ward, ward an jene Namen im Tempel der Unsterblichkeit geheftet. . . . Durch ganz Morgenland ist Alexander als Zerstörer, Solimann als Erbauer alles Grossen und Prächtigen berühmt. . . . . Ihre Gestalt wuchs auf der Schwinge der Zeiten.“

So durfte denn Görres allerdings gegen zünftigen Gelehrtendünkel herauskehren, dass er[4]), „wenn es darauf

---

[1]) Vgl. Scherer, Die Anfänge des deutschen Prosaromans, 1877 = QF 21, S. 13: „Ein sehr wahres Wort hat aber Görres Volksb. 196 über den Eulenspiegel gesprochen: . . . . Das Ganze deutet durch seine rhapsodische Form durchgängig auf ein successives Entstehen in verschiedenen Zeiten, und ein Erzeugniss einer ganzen Classe“ etc.

[2]) Briefe III, 29.

[3]) Horen 1795, X. Stück, S. 86 f.; Suphan XVIII, 446 f.

[4]) S. 309.

ankömmt, ... das Einzelne jedesmal in der Gattung zu sehen, die grossen Umrisse durch alle scheinbare Verwirrung zu verfolgen . . ., und von jeder kleinlichen Beschränkung fern, das Ganze recht ganz und unzerstückt aufzufassen“, sich keineswegs unter die letzten stellen möchte. Er spricht bei dieser Geltendmachung seiner Individualität im Schlussworte des Buches aber auch davon, dass er aus „dem eigenen Leben ins Nachgebildete“ „übergetragen“ habe, und wirklich sind Abdrücke seiner eigentümlichen Persönlichkeit und seiner Neigungen an den behandelten Gegenständen deutlich wahrzunehmen. Gleich bei den ersten Nummern, die volksmedizinischen Inhaltes sind, muss man sich erinnern, dass Görres, wenn er dieser Volksheilkunde eifrig das Wort redet[1]), gewissermassen pro domo spricht, da er selber Wunderkuren anstellte[2]) und gern den Freunden mit seinen autodidaktischen medizinischen Kenntnissen zu Hilfe kommen mochte[3]); hatte er doch auch in Heidelberg über Hygiene gelesen und den eifrigen Verteidiger des Theophrastus Paracelsus gemacht.[4]) Sein von früh auf bekundetes Interesse an der Geographie und an Reisebeschreibungen[5]) blickt deutlich [illegible]vor aus den oben erwähnten umfangreichen, schönen [illegible]ungen über Johann von Montevilla und auch beim „He[illegible]rnst“. Hier erwähnt er (S. 84) als Pendant Lucians [illegible]hre Geschichte“, die er vor Jahren nachgeahmt ha[illegible]e.[6])

Gleich der Art, wie Görres die grobianischen oder derbwitzigen Volksbücher gegen „eine alberne Ziererey“, auf die uns „unsere einseitige Kultur . . . nach und nach hingetrieben“[7]) hervorkehrt, hat er oft eine absichtliche

---

[1]) S. No. 1, 2, 3; vgl. zumal S. 32 f. mit Briefen III, 158.

[2]) Briefe II, 2; Rhein. Antiquar. I, 2, S. 455.

[3]) Briefe II, 117; 370.

[4]) Exposition d. Physiologie 1805, S. IV f., VII ff.; s. o. S. 14.

[5]) Vgl. Sepp, Görres 1896, S. 5; Briefe I, 51 f.

[6]) Vgl. oben S. 2 f.

[7]) Gelegentlich des Eulenspiegel S. 196 f. Ähnlich Tieck über den Eulenspiegel im Phantasus (Schr. IV, 362 f.).

etwas manierierte Derbheit in vertrauten Briefen und auch im persönlichen Verkehr an den Tag gelegt, die Besuchern gelegentlich auffiel.[1]) Sein bekannter Hang zur Kindheit lieh ihm die liebreichsten Worte bei Beurteilung von „Christi Kinderbuch“ (No. 47). Die ihm oft innewohnende eigenartige Prophetie findet ihren Niederschlag beim Volksbuche von „Zwölf Sibyllen Weissagung“ (No. 41), wo er für die Möglichkeit weissagerischer Begabung überhaupt eintritt und eine natur-philosophische Erklärung zu geben sucht, gerade wie später unter grossem Aufsehen im „Rhein. Merkur“.[2])

Nicht nur aus solchen Wahlverwandtschaften des Verfassers mit den Gegenständen seiner Schrift schreibt sich die Einseitigkeit und Übertriebenheit mancher Urteile, die Verteidigung manchen Unsinns und vieles Minderwertigen her. Die Volksbücher legen in ihrer mageren Form häufig genug Zeugnis ab von den rein stofflichen Interessen, die bei ihrer Herstellung und bei der Aufnahme unter den Lesern obgewaltet haben. Wir sahen nun schon oft, wie auch Görres Dichtung und Leben immer nur nach inhaltlicher, fast nie nach der formalen Seite richtig zu würdigen verstand. Auch dieser Umstand leistete einer fast unbedingten Verherrlichung der Volksbücher Vorschub.

Dann aber beherrscht ihn ja überhaupt die allgemein romantische Tendenz, das scheinbar Verkannte und Unbeachtete zu retten und wieder zu beleben. Er nimmt dies Bestreben für sich selbst in Anspruch, wenn er laut Worten in seiner Nachrede, „jedes aus dem richtigen Gesichtspunkte“ angeschaut, „Allem sein Recht“ will haben widerfahren lassen. Oft greift reaktionäre Polemik gegen Zustände der Gegenwart mit ein.[3]) Doch ist Görres auf diese Weise einer der ersten

---

[1]) Vgl. Perthes Leben II. Bd. 4. Aufl., Gotha 1857, S. 89; Dorow, Erlebtes III, 64; Wolfgang Menzel, Denkwürdigkeiten S. 162.

[2]) Vgl. seine Weissagungen aus alter Zeit im „Rheinischen Merkur“ vom 1. und 13. Februar 1814 und Böhmer (Janssen I, 283) über Görres Prophetenberuf. S. a. o. S. 29.

[3]) Vgl. z. B. 29, 41, 53 u. a.; beim Eulenspiegel s. o.

romantischen Anreger mancher Bemühungen geworden, die unter den Begriff „Volkskunde“ fallend in die heutige weitausgebaute Wissenschaft vom deutschen Leben eingereiht sind. Ich nenne den mit warmer Charakteristik ausgestatteten Hinweis auf den altvererbten Geist der Handwerkslitteratur[1]), auf Volksmedizin, auf Volkswitz und -verstand[2]) in Rätsel und Spruch. Dann hat er auch weiter ausschauend den Wert der Apokryphen „für die Geschichte der Mythen und für die Poesie“ festgelegt.[3]) Kurz, Görres Freund Creuzer hat Recht, wenn er in seiner „Symbolik“ 1810 über die „Volksbücher“ sagt, sie hätten den Blick über das grosse Gebiet des Volksglaubens erweitert, und wenn er sie auch dem Mythologen zu „weiterem Nachdenken“ empfiehlt.[4]) Nur selten begegnet man in Görres Werkchen ganz schroffer Verwerfung wie angesichts der elenden, obskuren Nummern 26 und 42, oder einem Tadel wie dem gegen die dichterische Leistung am Herzog-Ernst-Stoff (No. 12), wo die aus späterer Zeit stammende unpopuläre Fassung im Volksbuche das Urteil genügend erklärt und rechtfertigt. Mitleidig, aber doch auch mit Interesse schaut er herab auf die unsinnigen Beschwörungen und Zaubersprüche des Romanusbüchleins (No. 34).

Da Görres sonst überall neue, möglichst vielsagende Lobesworte zu suchen hatte, musste selbst seine Sprachkraft sich bald verausgaben. Daher denn der bei einer erdrückenden Adjektivfülle doch häufig nichtssagende, phrasenhafte Ausdruck, womit sich Görres auf der Suche nach bedeutenden Epitheten auch wohl ins seltsam Ahnungsvolle[5]), Suggestive hin begiebt. Besonders da, wo er Cha-

---

[1]) S. 43—53, vgl. bes. 53; s. Schade, Weimar. Jahrbuch hrsg. v. Hoffmann von Fallersleben u. O. Schade, Bd. 4, S. 240—344.

[2]) S. 173—177.

[3]) Heidelb. Jahrb. 1808, V. Abt. III; 427; Volksbücher S. 255 f.

[4]) Symbolik und Mythologie der alten Völker I, 255.

[5]) Hierfür nur zwei Beispiele: Reinolt von Montalban erhält (S. 103) unter andern Bezeichnungen das Attribut „gothisch be-

rakteristik und Urteil zu prägnanten Formeln zusammenzufassen bestrebt ist, ruft mir seine Manier die Empfindung einer frappanten Ähnlichkeit mit der Goethischen Besprechung des „Wunderhorns" vom J. 1806 hervor. Diese wurde ja in Heidelberg als unschätzbare und die öffentliche Meinung über das „Wunderhorn" bestimmende That angesehen. Ihre Form aber, ans Schematische streifend, wenig ausgiebig, etwas steif und eintönig, konnte Friedrich Schlegel Anlass zur Parodie bieten.[1]) Ich glaube, dass Görres stellenweise unter dem direkten Eindrucke der Art steht, wie Goethe dort Einzelstücke von Volkspoesie nacheinander zu charakterisieren gesucht hat. Rein äusserlich, aber am deutlichsten erblicke ich den Zusammenhang, wenn Görres bei kurz abzuthuenden Nummern in der Weise Goethes dem vorangestellten Titel wenige charakterisierende Beiworte gleichsam als Apposition folgen lässt.[2]) Ganz ebenso setzen auch wohl die grösseren Würdigungen ein, z. B. die „Magelone" (No. 21): „Zart, innig, mild, von einem linden Liebesscheine übergossen"; der „Eulenspiegel" (No. 32): „Aechter, vierschrötiger, gediegener Bauernwitz, ein Kapital von Spass und Scherz ...; eine wahre Hauspostille des Spasshaften" u. s. w.; „Christi Kinderbuch" (No. 47): „Gar kindlich lieb, und wunderbar einfältig fromm und zart, eine liebliche Idylle in der Religion".

Dagegen muss eine allgemeine, weiter ausholende Sentenz den Anfang machen beim „Fortunat" (No. 11),

---

fangen"; „gothisch" etwa in dem vagen Sinne des 18. Jh., wie z. B. in Wagners „Kindermörderin": „Gothische Zeiten! Gothische Sitten!" (Erich Schmidts Neudruck, Litteraturdenkmale 13, S. 11.) Das Volksbuch von der Genovefa heisst am Schlusse längerer erschöpfender Charakteristik (S. 247): „in sich selbst beschattet und erdunkelnd in heiligem Gefühl".

[1]) Vgl. Walzel, Nat.-Litteratur 143 S. LII; Schriften der Goethe-Gesellschaft 13, S. LVI.

[2]) Vgl. No. 5 f., 7, 8, 24, 26, 27, 37 f., 42, 43, 44 f. Vgl. auch 28, 34 u. a. m.

bei „Einsiedlers Traumbuch“ (No. 4), „Faust“ (No. 35), „Melusine“ (No. 40), „Zwölf Sibyllen Weissagungen“ (No. 41).

Dem uneingeweihten Leser vom Wesen des behandelten Gegenstandes eine selbständige Vorstellung zu geben, übernehmen in Görres Buch die das Bezeichnendste fast immer sicher treffenden, wörtlichen Anführungen und Inhaltsangaben. Eine wechselnde Einkleidung und nachdrückliche Wirkung wird bei ihnen zwar angestrebt; aber hier wie noch mehr in späteren Arbeiten hat Görres nicht vermocht, der durch ein gleichförmiges Zuviel des Gebotenen drohenden Ermüdung vorzubeugen. Der allseitigen Aufhellung bemühen sich auch Vergleiche und Parallelen förderlich zu sein, zwischen deutschen und französischen[1]), älteren und jüngeren[2]) Bearbeitungen und ähnlichen Volksbüchern unter sich (wie Salomon und Marcolf, Eulenspiegel, den Schildbürgern), wobei Görres denn auch gezwungen wird, zu modernen dichterischen Bearbeitungen Stellung zu nehmen: Gegenüber der lebhaften Zustimmung, die, im Gegensatz zu den allein den poetisch noch brauchbaren Gehalt der alten Stoffe wertenden Freunden Arnim und Brentano[3]), die „Palingenesie“ der nicht „gewaltsam angetasteten“ Fabel in Tiecks „Oktavian“ bei ihm erfährt[4]), scheint ihm die Versetzung mit fremden Bestandteilen in dessen „Schildbürgern“ nicht recht genehm zu sein[5]) und auch gegen die „Genoveva“ Tiecks und die „Efulgurationen der poetischen Kraft“ eines Maler Müller kehrt er „die unendliche Bescheidenheit“ des Volksbuches heraus, ohne freilich einen direkten Tadel für jene Modernen daraus abzuleiten.[6]) Weder die schlichte

---

[1]) No. 18, S. 143; No. 16, S. 105 ff. u. 119 ff. u. a.
[2]) No. 18, S. 140; No. 10, S. 68 ff.; No. 15, S. 95.
[3]) Vgl. Steig, Arnim u. Brentano S. 96, 115, 116.
[4]) S. 132.
[5]) S. 186.
[6]) S. 247. Er kannte natürlich noch nicht das vollständige Müllersche Drama, dessen Manuskript Arnim erst 1808 erhielt (Holtei, Briefe an Tieck I, 14), sondern giebt Auszüge aus der

Einfalt der Tieckschen „Haimonskinder“ — die allzu hohe Einschätzung des Originals war ihm übrigens mit Tieck[1]) gemein — noch die verschwimmende Stimmungsmusik seiner „Magelone“ nötigen ihm dann ein Urteil ab.

Bei Gelegenheit des „Faust“ fällt auch kein Name. Allein was Görres hier über die Darstellung des Teufels in der Kunst vorbringt, zeigt wieder jene schon berührte und noch in späterem Zusammenhange zu erwägende Verkennung des Goethischen und allen sonstigen Kunstschaffens. Ein l'art pour l'art war ihm gänzlich fremd. Das tritt hier geradezu absurd in Erscheinung, wenn er meint[2]), dass das Problem des Teufels aus den Grenzen der eigentlichen Kunstschönheit durchaus herausfalle: „Gerade der negative Gegensatz alles Schönen muss sich in ihm bilden und ein vollendeter Teufel kann uns unmöglich Liebe abgewinnen, er kann nur auf unsern Hass Anspruch machen; teufelisch müssen wir ihn selbst erblicken und teufelisch uns an ihm erfreuen, und dies Erwecken unserer Teufelhaftigkeit durch die äussere, kann allein die Genialität des Werkes constituiren. Indem wir aber uns an ihm ergötzen, haben wir selbst gleichfalls gewissermassen schon einen Bund mit ihm geschlossen“.[3]) Überhaupt fällt bei seiner Betrachtung über die Faustsage auf, dass er in Faust den Spekulierer, die Keime des Stoffes zum Titanismus hin mit kaum einem Worte streift, und ein theologischer Standpunkt beim Überschauen dieses Gebietes seine Warte bildet, der in der „Christlichen Mystik“ bei gleicher Gelegenheit natürlich noch schärfer heraus-

---

älteren Ballade, die die Kerkerszene zwischen Golo und Genovefa allein enthält (vgl. Seuffert, Maler Müller S. 88, 153, 632).

[1]) Tiecks Schriften XI, S. XLI. Klee, Tiecks germanistische Studien. Progr. Bautzen 1894. S. 6.

[2]) S. 210 f.

[3]) Diese Meinung kehrt wieder in der Recension des „Briefwechsels mit einem Kinde“ (Stuttg. Morgenblatt 1835. No. 78—87) und dagegen schon Konrad Schwenck: Phönix 1836 = Literarische Charakteristiken und Kritiken 1847, S. 90 ff. Siehe w. u.

tritt.[1]) Hinwiederum verwirft er verständig das zopfige theologische „Geschreibe“ im „ewigen Juden“ (No. 33). Er erkennt hier „nur die Idee als poetisch-brauchbar“, die erst A. W. Schlegels Romanze[2]) gestaltet habe. Goethes geniales Bruchstück war noch unbekannt.

Eine Fülle von Bildlichkeit und Stimmungsreiz durchzieht einzelne grössere Volksbüchercharakteristiken. Gern schrieb man sie im neunzehnten Jahrhundert aus, weil von Seiten rein menschlicher, geniessender Empfindung etwas Besseres über diese Dinge kaum gesagt werden kann. Görres Fähigkeit, geistige Eindrücke in für sich bestehenden, grossen Gemälden zu symbolisieren — Brentano deutet einmal darauf hin[3]) —, diesen uns Gegenwärtige sehr modern anmutenden stilistischen Zug, dichterische Schöpfungen und Geschöpfe rein malerisch als ein stimmungsverwandtes Bild zu behandeln und einzurahmen, kann man hier ein paarmal in echterer und ungezwungenerer Fassung als anderwärts antreffen: beim Volksbuch von „Heinrich dem Löwen“ (No. 16), bei „Christi Kinderbuch“ (No. 47), das „eines Geistes Kind ist mit allen jenen Bildern der italiänischen Schule, die mit gleicher Liebe den gleichen Gegenstand behandeln,“ bei der „Genoveva“[4]) (No. 46 S. 246), die Görres besonders schätzt; war die Erzählung doch ausgegangen von dem alten einsamen Kloster Laach bei dem heimischen Coblenz!

Hier sollen überall die successiven Einzeleindrücke nach Möglichkeit zu einem Gesamtbilde umgeformt werden. Aber auch für die Masse der behandelten Erscheinungen strebt Görres ein einziges zusammenhängendes

---

[1]) III. Bd., 1840, S. 127 f.

[2]) Tiecks Musenalmanach für 1802, S. 52—59. S. W. I, 223 bis 229.

[3]) Schriften 8, 150. Vgl. über Kaulbachs von Görres her gewonnene Anregungen zu seinen Geschichtsbildern: Sepp, Görres, 1877, S. 399 f.

[4]) Vgl. auch Zeitung für Einsiedler No. 4, Pfaffs Neudruck S. 43 Anm., wo Arnim die schöne Stelle heraushebt.

und geschlossenes Gefüge an durch eigentümliche Gruppierung und Anordnung. In der Einleitung heisst es [1]): „Die Ordnung aber, die wir bei dieser Bücherschau befolgen, wird diese seyn, dass wir nämlich mit den Lehrenden, dem Alter nach Jüngsten beginnen, von dort aus zu den Romantischen, und dann zu den Religiösen übergehen, und endlich mit einem grossen Blick auf das durchlaufene Gebieth von der gewonnenen Höhe hinab enden.“ Hier sind nur drei, nicht einmal innegehaltene und viel zu enge, Rubriken genannt. Um den feineren Intentionen der Anordnung auf die Spur zu kommen, muss man Görres Besprechung des „Wunderhorns“ [2]) hinzunehmen. Dessen Lieder gruppiert er nach ihrem ethischen Gehalt. Er entrollt so einen Teppich, auf dem, mit den Liedern gestickt, eine Darstellung des wechselvollsten Lebens von der Wiege bis zur Bahre erscheint. Was dort spielend zur glänzendsten Wirkung gebracht wird, ist in den Volksbüchern, deren grössere historisch-epische Schwerfälligkeit sich einer so leicht schaltenden Behandlung spröder zeigt, wenigstens angestrebt und blickt durch: den Anfang macht „Albertus Magnus von Weibern und Geburten der Kinder“, Anweisungen für die Gebärenden und für Hebammen; den korrespondierenden Schluss die „Wahrhaftige Beschreibung des jüngsten Gerichts“. Ganz unvermittelte Übergänge finden sich nur zwischen No. 9 und 10, zwischen denen die von ihm mit dem Namen der „romantischen“ bezeichnete Klasse von Volksbüchern einsetzt, einmal effektvoll inmitten dieser Abteilung und nicht gerade schroff zwischen No. 32 und 33 (Eulenspiegel, Ahasver), beim Übergange zu den religiösen Büchern. Auch bei No. 2—9 der didaktischen kann ein kunstvollerer Aufbau nicht erkannt werden. Unter allen anderen aber sucht Görres einen natürlich sehr oft willkürlichen Zusammenhang zu

---

1) S. 26.

2) Heidelb. Jahrb. 1809. V. I. 5, 222 ff.; 1810. V. II. 9, 30 ff. Siehe weiter unten.

schmieden und innere Beziehungen herauszuholen. No. 10 bis 14 (Montevilla, Fortunat, Herzog Ernst, Eginhard, Heinrich der Löwe), exotische Abenteuer bringend, die ihm, wo er sie hier findet, „nach der allgemeinen geographischen Fabelquelle“ [1]) hindeuten, kontrastieren mit dem No. 9 gegen Schluss charakterisierten altheimischen nüchternen Geiste der Handwerkslitteratur. Mit den Worten (S. 93): „Nach Süden und dem heiligen Fabellande deutete, was wir bisher in diesem romantischen Kreise betrachtet; hier lenkt der Magnetstab der Poesie gegen das nordische Eisenland sich hin,“ geht er dann zum „gehörnten Siegfried“ (No. 15) über. Die Betrachtung über das Gigantische dieser alten Fabelfiguren am Schlusse dieser Abhandlung lässt ihn (No. 16) den „Granitsäulengang“ der „Haimonskinder“ anreihen. worauf — weil auch dem „Kreise der romantischen Dichtungen von Karl dem Grossen“ seiner Ansicht nach angehörig [2]), über deren Stufenfolge er die schon erwähnte eigenartige Anschauung sich gebildet hatte — der „Oktavian“ folgt (No. 17), den er aber damit zugleich zum Mittelpunkt einer Gruppe von „Intriguen-Romanen“ [3]) (Siegfrid, Haimonskinder, Oktavian, Helena, Hirlanda, No. 15—19) gemacht hat. Diese gehen dann mit der „Griseldis“ (No. 20) „in den eigentlichen Liebesroman“ über, „wie die zunächst folgende Magelone (No. 21) ihn ausgebildet zeigt.“ [4])

Dann klafft eine Lücke. Es folgt, als ein Höhepunkt der ganzen Darstellung überhaupt und genau die Mitte (No. 22) der die Nummern 10—32 umfassenden Abteilung der „romantischen“ Volksbücher bildend, das Volksbuch von den „sieben weisen Meistern“. An die Spitze seiner Betrachtungen stellt hier Görres darum ein pathetisches Präludium: „Wir nähern uns, indem wir zu den sieben weisen Meistern übergehen, einem Werke, das durch graues

---

1) S. 90.

2) S. 134; mit Recht: vgl. F. W. V. Schmidt, Wiener Jahrbücher 31 (1825), S. 107.

3) S. 148 f.

4) Ebd.

Alterthum uns Ehrfurcht abgewinnen muss; das ursprünglich ausgegangen von den indischen Gebürgen, dort vor uralten Zeiten als ein kleines Bächlein niederrann; u. s. w." Angeschlossen werden weitere Sammlungen von Erzählungen und Anekdoten, „von denen Viele wohl auch schon lange Zeiten bei allen Nationen umgegangen" [1]) (No. 23), Rätseln, Schwänken, Spässen (No. 24—27), aufsteigend zu den Lügenmärchen des „Finkenritters" (No. 28) und den „Schildbürgern" (No. 29). Die hier zum Schluss geäusserte haltlose Vermutung, das Buch „mögte leicht zum Theil aus einem der früheren sogenannten Narrenbücher ausgegangen seyn", soll überführen zum „Clausnarren" (No. 30), der die komische, grobianische Person des Marcolf (No. 31) vorbereitet. Dieser wird seinerseits ausdrücklich als „Vorgänger Eulenspiegels" bezeichnet [2]), der nun (No. 32) diese Reihe schliesst. Weniger auf der Oberfläche sichtbar, aber doch kenntlich, ist das Gesetz der Anordnung bei den „religiösen" Büchern (No. 33—48). Von dem theologischen Aberwitz im Volksbuche von Ahasver (No. 33) kommt Görres zum Abergläubischen im Romanusbüchlein (No. 34); seine Beschwörungen bilden das Vorspiel zum Faust (No. 35). Ihm geht das Satansbündnis des Herzogs von Luxemburg (No. 36) nach, dessen Andenken, wie er zum Schluss glaubt (S. 231), das misshandelte Volk aus Erbitterung dem Teufel übergeben habe. Ganz ähnlich hält er dann bei der folgenden Nummer ihr Eingehen in die Volkslitteratur für wahrscheinlich deswegen, weil sie zum Troste der gedrückten Bauern sich eigne, und so kann er (No. 38) eine Sammlung von Rübezahl-Sagen anfügen, „meistens hinauslaufend auf Spenden, die der reiche Geist aus seinem verborgenen Vorrathe armen Schluckern gemacht." Das arabische Märchen von der Höhle Xaxa (No. 39) wird nun mit der malerischen Gegenüberstellung von nördlicher und südlicher Märchen-

[1]) S. 173 f.

[2]) S. 189.

poesie eröffnet, und als das erste und verbreitetste, von Süden herkommende Feengedicht stellt er die „Melusine" (No. 40) hin.

Nach den vorangegangenen negativ-religiösen Büchern [1]) heben mit No. 41 die positiven dieser Gattung und die Legenden an, von denen die Lebensbeschreibung der seligen Eufemia (S. 244 f.) als „Zeugnis von der Macht, die die Religion in jenen Zeiten hatte, und welche unendliche Freiheit im Menschen liegt, . . . alle irdische Wohlfahrt abzustreifen u. s. w." [2]) zur „Genoveva" (S. 246 ff.) hinüberführt. Die an ihr charakterisierte rührende Unschuld, liebliche Kindlichkeit und idyllische Ungeschmücktheit findet bei „Christi Kinderbuch" (S. 250 ff.) dann noch wärmere Worte. In der „Beschreibung des jüngsten Gerichts" (S. 257 ff.) wird schliesslich „was in der Sybillen Weissagungen [3]) gedroht und prophetisch angedeutet wurde", episch vorgeführt, und in einem dichterischen „Gemählde dargestellt." [4])

Wie äusserlich, willkürlich und seltsam die Nähte zwischen den einzelnen Stücken auch angebracht sein mögen: man stösst hier auf die bezeichnendste Form von Görres Denken, seine Neigung, die disparatesten Gegenstände zusammen zu schliessen, was Wolfgang Menzel [5]) euphemistisch „geistige Architektur" genannt hat. Es sei hier Görres eigene Rechtfertigung solchen Verfahrens aus der „Bearbeitung" des Wunderhorns vorweg genommen [6]): „Es hat in unsrer Betrachtung", sagt er dort, „was in einzelnen lyrischen Auswürfen aus dem Gemüthe nach und nach hervorgebrochen, wie von selbst zu einem dramatisch epischen Ganzen sich

[1]) Vgl. S. 209.

[2]) S. 245.

[3]) No. 41.

[4]) S. 257 f.

[5]) Die Deutsche Litteratur, 2. Aufl., 1836, I, 157. Auch Guido Görres lässt sich darüber aus: Histor.-polit. Blätter XXVII, 1851, S. 301.

[6]) Heidelb. Jahrb. 1810, V. Abt. II, 42.

gefügt. Denn ein unsichtbares Band geht durch alle Dinge, und wie zwey Tropfen in der Berührung ineinander fliessen, und das grosse Meer selbst allein aus so verbundenen Tropfen besteht, so vermag keiner in seinem besten Gefühle sich loszusagen von dem grossen architectonischen Plan, den der Bildner selbst gefasst, und den die Gebilde darzustellen haben."

Von hier aus dürfte sich auch ein Einblick in die Konzeption und innere Entstehung des Volksbücherwerkchens eröffnen. Am 11. Mai 1807 schreibt er[1]) nämlich: „Meine Volksbücher werden statt 7—8 15 Bogen", und am Schlusse der „Volksbücher" berichtet er, dass das, „was als ein kleines selbstständiges Werk erscheint", „anfangs nur als abgerissener Aufsatz in einem periodischen Blatte seine Stelle finden" sollte. „Gewohnt indessen, was ich ergreife, mit Ernst und Liebe zu umfessen, gab ich bald dem Interesse des Gegenstands mich hin, und die Blätter fügten sich von selbst zu einem Buch zusammen." Man wird sich diesen Aufsatz, der wohl nur als Bild mit grossen Zügen in seinem eminenten, die Lektüre der Brentanischen Bibliothek[2]) rasch zu einem Ganzen verwebenden Gedächtnisse fixiert war[3]), genau wie die Wunderhorn-Besprechung zu denken haben: mit allgemeiner Einleitung, einem Überblicke zum Schluss und einem mittleren Teile, wo nach einem Grundrisse, wie ihn unsere jetzige Darstellung nur noch verblichen hie und da erscheinen lässt, die einzelnen Volksbücher in einen wunderlichen Bau verarbeitet worden wären.[4]) Dazu

---

1) Briefe I, 493.

2) Briefe I, 483.

3) Guido Görres: Hist.-pol. Bl. XXVII 1851, S. 304, über seine Arbeitsweise: „Selten pflegte er ein Brouillon zu machen. Auf den Spaziergängen überlegte er sich entblössten Hauptes, die Hände auf dem Rücken, was er in Arbeit hatte, bis es bis auf den äussern Eindruck fertig war."

4) Bartsch, Romantiker, S. 45, Anm. 78, scheint nach Görres Äusserungen anzunehmen, dass überhaupt jede Einzelcharakteristik habe wegbleiben sollen.

dürfte dann später das jetzt häufig als Fremdkörper[1]) in dem Organismus zu empfindende bibliographisch-historische Material sich gefügt haben, als Konzession an die „gelehrten Wechsler".[2]) In der Goethischen Wunderhornrecension[3]) fand sich bereits ein hohes Vorbild für die nun ratsame Würdigung nach Einzelnummern.

Einer der ursprünglichsten Abschnitte des Buches ist sicherlich der Epilog (S. 262 bis 306), in seiner jetzigen Stellung eine feurige Coda, ein auf das Ganze gesetzter Trumpf in furiosem, wildwüchsigem und ungestutztem Görresstile. Die Volksbücher selber sind nur zum kleinsten Teile Gegenstand dieser Expektorationen. Der dritte Abschnitt dieser Schlussfanfare (S. 303—7) führt Görres erst zu ihnen zurück, denen ihn „ein Anflug von Begeisterung entführt hat", während die beiden ersten ihre nächste Parallele noch in dem weit eingehenderen und umfangreicheren Aufsatz in Daubs und Creuzers „Studien" (III. Band, Heidelberg 1807, S. 313—480) finden, betitelt „Religion in der Geschichte. Erste Abhandlung: Wachsthum der Historie," der hier als eigenartiges Dokument seiner in Heidelberg herangereiften Geschichtsanschauung wenigstens genannt sei.

Aber hier sollen des ersten Teiles (S. 262—71) allgemeine Betrachtungen über die Geschichte, das „Wachsthum der Historie", über das Vergehen, den Wechsel der Generationen, die Erhaltung, Vererbung und Wandlung ihrer geistigen Hinterlassenschaft den „wundersamen Zauber, den das Alte übt" erklären. Der Glaube an Metempsychose, dem auch Novalis im „Ofterdingen" und den Fragmenten wohl gehuldigt hatte, vermischt sich mit den naturphilosophischen Mysterien, die Görres Phantasie feiert, bis zu fast schaurigen Visionen. Da bricht er ab und kehrt zu der „bescheidenen Geschichte zurück, deren

1) Vgl. die oben angeführte Äusserung Jakob Grimms.

2) S. 309.

3) Siehe oben S. 110.

Bildersaal wir in diesen Blättern durchwandelt." Zum Mittelalter führt sie ihn, „wo hauptsächlich die Stiftung gegründet wurde, von der die gegenwärtige Generation noch die Zinsen zieht."

Am meisten verdankt er bei dem nun folgenden Panegyrikus auf das Mittelalter wieder Herdern. Ist doch das, was er hauptsächlich am Mittelalter in trunkener Begeisterung rühmt, im Grunde dasselbe, was Herder zuerst an ihm in taumelnden Worten anerkannte[1]): eine Fülle von Bewegung treibender und gährender Kräfte, die einigende, sänftigende Macht der Religion, die dem Altertum gegenüber ganz neue Auffassung[2]) der Weiblichkeit; wie Herder Andacht, Liebe, Tapferkeit den ganzen Geist der mittleren Zeiten und ihre Dichtung bestimmen lässt,[3]) so flossen für Görres „Andacht, Liebe, Heldensinn in einen grossen Strom zusammen, und der Strom ging durch alle Gemüther durch, und befruchtete die reiche Sinnlichkeit, und es erblühte der neue Garten der Poesie, das Eden der Romantik." Man denkt wohl an ähnliche Gedanken und Worte aus der allegorischen Verherrlichung des Mittelalters im Prologe zu Tiecks Oktavian 1804, im Aufzug der Romanze. Auch in der Übersicht über die gesamte Poesie des Mittelalters boten Görres Herders „Ideen zur Philosophie der Geschichte" in ihrem neunzehnten und zwanzigsten Buch[4]) und die „Briefe zur Beförderung der

---

1) „Auch eine Philosophie der Geschichte zur Bildung der Menschheit" 1774, Suphan V, 477 ff.; vgl. bes. 522 ff., 526, 519 ff.

2) Vgl. Volksb. 275: „Und was das Alterthum in dem Grade nie gekannt, auch in der Weiblichkeit trat ein Priesterthum hervor u. s. w.; die Geschlechtsverhältnisse aber, die im Alterthume in sich selbst ihre Bedeutung trugen, waren zu Symbolen nun geworden . . ." Herder (Suphan XVIII, 63 f.): „Liebe. Hier findet wohl kein Zweifel statt, dass die Hochachtung und zarte Behandlung des weiblichen Geschlechts . . . eine Blume sei, die Griechen und Römer eben nicht vorzüglich cultivirten. Grösstentheils besangen diese im Weibe nur das Weib . . ."

3) Suphan XVIII, 60 ff., 65.

4) Herders Ideen etc., hrsg. v. Düntzer (Hempel). IV. Theil: bes. S. 112 ff., 159 ff., 162 f., 164 f. u. a.

Humanität" [1]) zum guten Teile ein Gerüst, um das er die jungen Blüten eines frisch gewonnenen, seligen Enthusiasmus schlingt, alles hineinflechtend, was ihm seine seit ebenso kurzer Zeit erst erworbene originale Kenntnis altdeutscher Dichtung irgend damals bieten konnte. So etwa, wie diese ersten beiden Abschnitte des Epilogs, wird auch das Kolleg über altdeutsche Litteratur ausgesehen haben, das er noch spät im Sommersemester 1808 an der Ruperto-Karola zu lesen begann; längere Inhaltsangaben mögen eingefügt gewesen sein; uns ist nichts davon erhalten. Aus der wohl unbedingtesten Verhimmelung des Mittelalters, die Deutschland jemals vernommen, zieht Görres dann das Facit, das natürlich nichts anders sein kann, als die krasseste und einseitigste Herabsetzung seiner Zeit. Auch hier konnte er sich einig wissen mit weniger voreingenommenen Überzeugungen Herders,[2]) die schon A. W. Schlegel in den Berliner Vorlesungen zu den seinigen gemacht hatte.[3]) Aber so starke Worte von der absoluten Verworfenheit und Impotenz der Neuzeit stehen einzig da. Man wird sie sich erklären müssen aus dem seit der Revolution genährten Hass gegen seine Generation, der er nun endlich im Mittelalter das verlorene, aber in der Wiedererweckung jener Litteratur und bei ernster, reuiger Umbildung nach ihrem Geiste doch noch Hoffnung und Heilung verheissende Paradies vorstellen kann. Görres muss somit unter die ersten gerechnet werden, die die manierierte Deutschtümelei der folgenden Jahrzehnte heraufbeschworen haben. Er habe „die Rosse der Vergangenheit vor den Wagen der Gegenwart gespannt", sagt Th. Mundt im Jahre 1828 richtig von ihm. Aber schon 1807 blieb ihm selbst nicht verschleiert, welche Form die altdeutsche Bewegung bei der deutschen Charakterart in Zukunft annehmen konnte. Er warnt: „Und wenn sie (die

---

[1]) Suphan XVIII, 29 ff., 34 ff., 37 ff., 47 ff. u. a.

[2]) In „Auch eine Philosophie u. s. w."

[3]) Vgl. Haym, Herder I, 548.

Gestalten der Vergangenheit) denn nun wachen, und wenn sie unserer sich angenommen haben: dann um's Himmels Willen! lasst uns das alte Affenspiel nicht wieder auch mit ihnen treiben, und wie Knaben hinter ihnen ziehen, und grimassirend, voll Affectation und hohlem, taubem Enthusiasm, ihre Haltung und ihr Geberdenspiel und Alles ihnen nachstümpern, dass es ein kläglicher Anblick für Götter und Menschen ist."

Mit der Erörterung solcher Probleme stehen wir wieder auf dem Boden am Ufer des Neckar, in dem Kreise jener Genossen, denen das „Wesen alter Zeit, wie es in den Dichtungen der Vergangenheit fortlebte, am tauglichsten schien, um die erstarrte Gegenwart einigermassen zu beleben," die „am Fusse des Jettenbühel ein wenig Reissig und Holz zusammentrugen, um ein kleines Feuer dort zu zünden." [1]) Es war zum guten Teil dasselbe, das, nach einem berühmten Worte des Frhrn. vom Stein, „später die Franzosen verzehrte". Aber ihr Verfahren hierbei war wieder gar verschieden. Arnim, dem bei altdeutschen Dingen jedes Reden und Urteilen, ohne dass die Sache selbst gegeben wurde, in der Seele zuwider war, der die armen Schelme bedauerte, die immer „am Historischen klebten", „die nicht wissen wollen, was sie Schönes gesungen, sondern nur was und wann sie gesungen," [2]) sandte vor persönlichem innigem Bekanntwerden mit dem Geiste des Autors an Tieck [3]) und an Brentano [3]) harte Urteile über Görres Buch. Er hiess es „unnütz", „überflüssig, leichtsinnig und miserabel ästhetisch geschwätzig" und glaubte „den ganzen kritischen, neuzeitigen Übermuth, der immer Talentlosigkeit und Mangel an Erfindung verräth," darin wahrzunehmen. [4])

---

[1]) Worte aus Görres Nachruf auf Arnim.

[2]) Steig a. a. O. S. 160.

[3]) Briefe an L. Tieck, hrsg. v. K. v. Holtei I, 12; Steig a. a. O. S. 221.

[4]) Man kann einen Schluss auf den überlegenen Arnimschen Einfluss ziehen, wenn man das erste rückhaltlos verhimmelnde

Und bei dieser Gelegenheit gedenkt Arnim auch der geplanten Herausgabe einer Sammlung von Volksbüchern nach den besten Quellen, die Brentano dann am 29. Nov. 1807 dem Verleger Zimmer mit dem Bemerken mundgerecht zu machen sucht,[1]) dass auch Goethe, dem er davon gesprochen, grosse Freude daran hätte. Aber nur der „Goldfaden“ Jörg Wickrams erschien 1809 durch Brentano, gedacht als erster Band einer „Sammlung deutscher Volksromane nach den ältesten Ausgaben“.[2]) Görres scheint inzwischen diesen Plan, der den Appell zur Wiederbelebung dieser Litteraturgattung aus der Theorie in die Praxis umgesetzt haben würde, auf Anraten der Freunde und wie Arnim es gelegentlich seines Urteils über die „Volksbücher“ schon von ihm gewünscht hatte, übernommen zu haben. Er nahm Brentanos Bücher mit nach Coblenz[3]) und fing selber an, alte Bücher und Handschriften zu sammeln. Als 1809 des vielgeschäftigen v. d. Hagen und Büschings „Buch der Liebe“ I. Band,

---

Urteil Brentanos über die Volksbücher (Steig 218) vergleicht mit dem, das er nach den obigen Äusserungen Arnims und den weiteren, dass Görres „die Ansicht gedrängt, ohne sich dabei ein Ansehen zu geben, lieber die Sache recht genau ansehend, nachher ins Publikum“ hätte schicken sollen (Steig 221), am 29. Nov. 1807 Zimmer gegenüber ausspricht (Zimmer u. d. Romantiker S. 179 f.): „In Görres Büchlein steht manches schöne Wort, doch steht auch manches nicht an seinem Ort. Ich weiss nicht, warum es mir keine Freude macht, darin zu lesen — es giebt Schriftsteller, welchen es nur gegeben ist, sich selbst und nicht ihren Gegenstand zu verherrlichen.“ Und selbst Görres schreibt gleich nach dem Bekanntwerden mit Arnim am 1. Febr. 1808 an Jean Paul (Briefe II, 29): „Ich wollte Ihnen meine Volksbücher schicken, ein zwar überflüssiges Buch, da die Dinge da sind und ruhig bleiben werden, von denen der Pluralis spricht, und Alles auch gerade so sein würde, wenn er gar nicht gesprochen hätte, das jedoch gut gemeint ist . . .“

[1]) Zimmer u. d. Romantiker S. 178.

[2]) Ebd. S. 183.

[3]) Vgl. den Brief im Anhang No. 1 und Steig a. a. O. S. 259. Über Görres nachgelassene Bibliothek und Handschriftensammlung siehe weiter unten am Schlusse von III, 4.

Berlin (Tristan, Pontus und Sidonia, Fierabras), das Interesse für ein solches im grösseren Stil gehaltenes Unternehmen beim Publikum durch üble Konkurrenz in Frage gestellt hatte, schrieb Arnim, sie seien „dem Görres" damit zuvorgekommen"[1]) und Brentano[2]) that es für Görres „besonders leid".[3])

Schon hier also hatte man zu leisten gedacht, was erst später die Schwab, Simrock, Marbach, als die Zeit der besten Empfänglichkeit dafür schon verstrichen war, wirklich zur Ausführung brachten. Wie rückläufig kommt es uns vor, dass just zu derselben Zeit, als diese Bücher, in denen fast alle Elemente der Poesie, vom Heroischen bis zum Komischen, ausgesprochen sind, an der Hand der neuen geistigen Bewegung Deutschlands wieder in ein höheres Leben eintreten sollten, ihre Verfolgung als gemeinschädliche Lektüre durch manche Grundherrn und Behörden besonders lebhaft betrieben wurde![4])

Übrigens hat auch der Goethische Plan zur Herausgabe eines deutschen Volksbuches, von dem Riemer im Jahre 1808 berichtet, eine leicht aufklärerische Tendenz. Es sollten darin Stücke aus der Bibel nebst anderem „Nützlichen und Wissenswürdigen aus der vaterländischen Ge-

---

[1]) Steig S. 271. Vgl. Arnim an Zimmer (Zimmer S. 149).

[2]) Ebd. S. 276.

[3]) Wie die Bemühungen um Wiedereinbürgerung der Volksbücher und älterer Litteratur überhaupt von den Brüdern Grimm aus dem Gegensatze der strenger historisch-philologischen Anschauungen Jakobs und der mehr poetisch-romantischen Wilhelms heraus verschieden beurteilt wurden, geht aus ihren Jugendbriefen (S. 152, 159, 167 f., 170, 173) hübsch hervor. Die Einführung des Altdeutschen in die lebende Poesie war das litterarische Problem der Zeit. Die Brüder Grimm haben auch öffentlich zu dieser die Zeitgenossen bewegenden Frage — man sehe z. B. die Korrespondenz der jungen Schwaben Uhland, Kerner, Mayer an oder den noch zu wenig in der Litteraturgeschichte gewürdigten Fouqué — mehrfach Stellung genommen.

[4]) Tiecks Phantasus, Schriften IV (1828), S. 362.

schichte, auch Poesien, Lieder etc." enthalten sein.[1]) Zu den Gebildeten unter den Verächtern der Volksbücher hatte Görres gesprochen; darin liegt die Bedeutung des Buches als Folgeerscheinung einer Umkehr der Anschauungen auf allen Gebieten überhaupt. Wenn Crabb Robinson über Görres urteilt: „His books are distinguished for their obscurity; his work on the Volksbücher is such as the Volk would never understand," so ist der sonst klug beobachtende Engländer mit seiner Auffassung dessen, was Görres wollte, gründlich fehlgegangen.[2])

Man schaut von diesen Bemühungen der jungen Romantik hinüber auf die parallele Leistung im Gebiete des Volksliedes. Auch hierfür hat der Theoretiker Görres von den Zeitgenossen laut eigenem Zeugnis der Wunderhorn herausgeber die verständnisinnigsten Töne aufgebracht.[3])

2. Volkslied, Minne- und Meistergesang.

Die Wunderhornrecension (Heidelbg. Jahrb. 1809, V, I, 5, 222 ff., 1810 V, II, 9, 30 ff.)[4]) ist Görres glänzendste Leistung auf dem Gebiete der litterarisch-wissenschaftlichen Tageskritik, zugleich das schönste öffentliche Dokument seines freundbrüderlichen Zusammenlebens mit den beiden Herausgebern. Und obwohl Savigny meinte, die Jahrbücher könnten darauf stolz sein,[5]) setzte sich gerade an sie der Unwille der gegnerischen Heidel-

[1]) Vgl. Riemers Tagebücher: Deutsche Revue 1886, 11. Jahrgang, 4. Bd., S. 30; Riemer, Mittheilungen II, 639.

[2]) Crabb Robinson, Diary, Reminiscences and Correspondence, London 1869, III, 46.

[3]) Vgl. Arnims u. Brentanos Ankündigung eines vierten Wunderhornbandes: Jenaisches Intelligenzblatt v. 10. März 1810; Hoffmann: Zur Geschichte des Wunderhorns, Weimar. Jahrbuch 1855, S. 265 f.

[4]) In „Joh. Georg Zimmer u. d. Romantiker" S. 122—28 nur zu einem kleinen Teile verstümmelt wiedergegeben.

[5]) Zimmer S. 190.

berger Partei an,[1]) die mit Recht der romantischen, radikalburschikosen, wildwüchsigen Genialität ängstlich zusehen mochten; sie verzögerte den Abdruck ihrer Fortsetzung um einen vollen Jahrgang. Aber die romantischen Genossen sind des Lobes voll: W. Grimm nennt sie[2]) „so hell und anmuthig gehalten, wie weniges" von Görres, Jakob[3]) „reich und tief", und Friedrich Böhmer gesteht,[4]) dass er sie vollständig auswendig gewusst habe. Am lebendigsten und wärmsten spricht Brentano über sie[5]); er empfindet den in ihrer Form liegenden Reiz einer geistigen Leistung an sich, abgesehen vom Wunderhorne, und schliesst: „Wenn Goethes Recension des Buches Abgang auch mehr befördern wird, so wird sie doch nie über das Buch und seinen Werth etwas Besseres sagen können. Das sind Recensionen, wie sonst nie welche geschrieben wurden, und wären alle so geschrieben, so gäbe es keine Recensenten, denn dann kämen keine Schriften zum Schreiben und zum Lesen." [6]) Des gewichtigen Einflusses,

---

1) Vgl. die Bemerkungen oben S. 78. .... Die Freigebung ihrer Fortsetzung suchten Arnim und Brentano in der Ankündigung des 4. Bandes Jen. Allg. Litt. Ztg. 1810, Intelligenzblatt vom 10. März 1810, Sp. 166 (s. o.), wo sie die erschienenen Rezensionen musterten, zu bewirken. Von dieser Ankündigung, womit sich Arnim noch stärker bei den Hütern der Jahrbücher in Misskredit brachte, spricht auch der Brief im Anhange No. 2.

2) Jugendbriefe S. 89.

3) Ebd. 90.

4) Janssen, Böhmers Leben I, 438.

5) Zimmer S. 190.

6) Zimmer hatte die ihm zu weitläufig erschienene Recension vor dem Drucke an Savigny und Clemens Brentano nach Landshut zur Einsicht geschickt. Brentano soll nach Arnim (Br. II, 105) ein paar Notizen eingetragen haben, von Dingen, die Görres nicht gewusst hatte. Ich zweifle daran. Ebensowenig glaube ich, dass Creuzer sein Vorhaben, „etwas zu warmes Blut der Einleitung abzuzapfen" (Br. II, 45; vgl. 53), ausgeführt hat. Es ist alles aus einem Gusse.

den die Goethische Besprechung[1]) des ersten Bandes ausgeübt, wodurch aber Goethe niemandem vorzugreifen gedacht hatte, thut Görres ohne Namensnennung gleich nach dem feierlichen Eingang Erwähnung mit geheimen Stichen gegen Voss und andere auf den Mund geschlagene Neider. Und hatte Goethe schön gemeint, die Kritik dürfe sich vorerst mit dem Buche überhaupt nicht befassen, so scheint auch Görres dies im Auge zu haben, wenn er „nicht altklug und gelehrt, sondern einfältiglich und bescheiden, wie's der innere Geist eingiebt," darüber mit den Freunden ein Wort reden will.

Gleich darauf aber verliert er sich in eine philosophische Spekulation über Natur- und Kunstpoesie, Gegenüberstellungen, die Arnim, wie sich gelegentlich zeigt, nicht liebte und für unerweislich hielt,[2]) für die auch A. W. Schlegel, in späteren Jahren wenigstens, nichts übrig hatte,[3]) während Herder schon den Gegensatz historisch nahm,[4]) und am schärfsten die jungen Brüder Grimm eine solche ästhetische Scheidung vollzogen.[5]) Im Hinblick auf eine unklare Äusserung der „Volksbücher", die die Volkslieder ausnahmslos zu Naturwerken stempelte, hatte schon Bernhard Docen im „Morgenblatte" 1808 (No. 97) Görres auf den hinfälligen Gegensatz von Natur- und Kunstpoesie aufmerksam gemacht und den künstlerischen Trieb für jegliche Poesie in Anspruch genommen. Görres Meinung ergiebt auch hier, wie an anderer Stelle, ein von Widersprüchen durchkreuztes Kompromiss. Denn einmal fasst er diese Scheidung rein ästhetisch: „Wir glauben ganz unumwunden an die Existenz einer eigenen Naturpoesie, die denen, die sie üben, wie im Traum an-

---

[1]) Jenaische Allg. Literatur-Zeitung 1806, Hempel 29, 384 ff.; vgl. auch oben bei Gelegenheit der „Volksbücher", S. 110.

[2]) Briefe II, 197.

[3]) Böcking S. W. XII, 385 f.

[4]) Über Ossian u. d. Lieder alter Völker. Von deutscher Art und Kunst, 1773, Suphan, Bd. V, S. 164 ff. u. a.; Haym, Herder I, 185, 445.

[5]) Vgl. Scherer, Jakob Grimm S. 132 ff.

fliegt, die nicht gelernt und nicht erworben . . ."[1]) wird; er spitzt sie sogar zu dem rousseauischen Satze zu: „Wir achten die Kunst hoch, wie sich gebührt, nach der Natur aber ist stärkere Nachfrage." Andrerseits sucht er (1809, S. 225) das, was er „mit dem Namen Naturpoesie bezeichnet, fernab in den ersten Morgenstunden unter den Morgenträumen der Gattung der Nationen und der Individuen." Und doch waren ihm kurz vorher die glücklich bildernden Erörterungen über das Wesen einer Naturpoesie recht im Gegensatz zu Docen in dem Axiom zusammengeflossen, dass „jedes exemplarische Kunstwerk . . . . an den Tag gelassen wird, wie die Natur ihre Thiere und Pflanzen von sich gelassen" ... „Was die Dichtung treibt, ist daher auch mehr, als irgend anderswo jene geheime Wirkkraft des Lebens, fern von Überlegung abgewendet und keiner Zurechnung fähig und keiner äusserlichen Regel" — wie man sieht, ganz die schon erörterte dichterische Richtschnur seiner Freunde. Daraus ergiebt sich für Görres die Notwendigkeit einer mitgeborenen, wie der Leib mit der Seele im organischen Leben, mit dem Gegenstande unauflöslich verwachsenen Form: Anschauungen, die bei ihm in Beziehung auf die altdeutsche und Volkspoesie immer wiederkehren[2]) und zuerst von Tieck in den „Minneliedern aus dem schwäbischen Zeitalter", 1803[3]) mit Unrecht statuiert waren. So muss denn die zu erlernende, einseitige Pflege der „abgezogenen" formalen Technik ihn verwerflich und ein übles Charakteristikum der modernen Zeit dünken, wo Klassiker und Romantiker sich gegenseitig nichts darin vergeben, da auf Seiten dieser die Sonette schwer ins Gewicht fallen. Etwas eigenartig mutet uns diese Äusserung an, wenn wir an die Kämpfe denken,

[1]) Vgl. dagegen z. B. „Altdeutsche Volks- und Meisterlieder 1817 S. XXIX, dass „keiner den Gesang mit zur Welt bringt" u. s. f.

[2]) Sie finden sich auch in der ihm zuzuschreibenden Recension v. Fr. Schlegels Poetischem Taschenbuch auf das Jahr 1806. S. o. S. 79 u. 103.

[3]) Vorrede S. XIII.

die die Einsiedlerzeitung[1]) für die Form des Sonetts geführt hat. Doch zielen die höhnenden Sätze (S. 226 a. a. O.): „Die ganze Sprache haben diese Münzwardeine abgeschätzt und geaicht, jedes Wortes Wert und Geltung bestimmt u. s. w." sicherlich auf Voss und dessen „Zeitmessung der deutschen Sprache" 1802. Gleichen Inhalt und Beziehung hatte schon ein Aurorafragment von 1804[2]), gerichtet gegen die dichterischen Handwerksmeister, die die Genies tyrannisieren. In dem grotesk ausgeführten Vorschlage, „taugliche Subjekte dazu abzurichten, die Form und alles was damit zusammenhängt, bei den ästhetischen Produkten zu bestellen", drückt dies Fragment die extremste Unterschätzung des Formalen in der Poesie noch stärker wie hier beim Wunderhorn aus. Endlich die Entstehung der Volkslieder selbst angehend ist trotz der verschwommenen Seltsamkeit, mit der hier Görres eine Urpoesie für sie zu retten sucht, die Darstellung ihrer Ursprünge nicht, wie schon oben angedeutet wurde, so verhüllt wie bei den Brüdern Grimm[3]), die die Volkspoesie sich selbst dichten liessen. Für Görres steht hinter allem richtig eine den Geschmack der Menge[4]) treffende Persönlichkeit, ohne dass diese, wenn sie das Kind ihrer augenblicklichen Begeisterung einmal von sich gegeben, vorher oder nachher noch etwas hervorgebracht zu haben braucht. Er nähert sich also hiermit der weiteren Fassung, die den Begriff „Volkslied" in unserer modernen Wissenschaft auszeichnet. Görres ist nicht vorübergegangen an den Zeugnissen der Limburger Chronik; er giebt aber etwas zu weit hinaufreichende Zeitbestimmungen für den Ursprung des deutschen Volks-

---

1) Vgl. No. 26: „Die Sonettenschlacht bei Eichstädt" u. a. m. Pfaffs Einleitung S. XLIV ff., LX.

2) No. 94, S. 375.

3) Vgl. Scherer, Jakob Grimm S. 133 f.

4) Vgl. Briefe II, 221: „ich glaube überhaupt an keine solche Volkspoesie in so alter Zeit, diese ist erst im späteren Mittelalter entstanden, wo das Volk als solches im Bürgerstande gewissermassen selbst eine eigentümliche Gestalt und Blüthe bekam."

liedes. Eben für die Rettung eines alten, nationalen Gutes bringt er mit Übersehung des vielen Unursprünglichen und Modernen in dem Buche, den Herausgebern den Dank dar, den „Bienenvätern“, die „durch Spruch und Klang und Gesang die fliegenden um sich her gesammelt, eben in dem Augenblick, wo sie verschwärmen wollten!“ [1])

Nun beginnt die eigenartige Ausschöpfung des Wunderhorns, die nach diesem „bedeutenden Überrest vom Leben und Trachten der Nation“, die „allgemeinen Lineamente ihrer Persönlichkeit aus den Elementen heraus“ zeichnen

[1]) Dies Gleichnis hatte Arnim schon in der „Nachschrift an den Lehrer“ im 1. Bande des Wunderhorns gebraucht: „Wäre ich ein Bienenvater, ich würde sagen, das war der letzte Bienenstock, er wollte eben wegschwärmen.“ — Görres schreibt nun, wie ich noch während des Druckes einzufügen Gelegenheit habe (Neue Heidelberger Jahrbücher X, Separatdruck S. 7), an Arnim darüber (10. Nov. 1808): „Die Parabel mit dem Bienenvater in meiner (damals abgeschlossenen) Rezension habe ich gestern auch schon in ihrer Nachrede gefunden, wie das uns schon mehrfach begegnet ist. Wenn Sie wirklich die Revision machen, dann dürfen Sie nur hinzusetzen „wie auch der Nachredner bemerkt.“ — R. Steig sagt dazu (a. a. O. S. 12 f.): „Auch Arnim muss noch Görres' Manuskript in Händen gehabt haben, in das er, wahrscheinlich zum Bilde vom Bienenvater, die von Görres gewünschte Notiz, und zwar auf Creuzer's Stube, mit eigener Hand eintrug: ein Vorgang, der, an sich ganz unschuldiger Natur, die nicht eingeweihten Mitredakteure stutzig machen konnte.“ Das halte ich nicht für möglich, da Arnim Mitte November (am 14. schreibt er den letzten Brief an Clemens Brentano; vgl. Arn. u. Br. 263, 268) Heidelberg verliess und das Eintreffen der Wunderhornrezension, „die erst vor einigen Tagen angelangt“, erst am 3. Advents-Sonntag 1808, d. i. vier Wochen später, von Creuzer bescheinigt wird (Br. II, 45). Arnim war um diese Zeit längst in Cassel (Arn. u. Br. 268). Das Einfügen der bewussten Notiz kann doch nicht daraus geschlossen werden, dass sie in den Heidelberger Jahrbüchern, wie Steig betont, nicht mitabgedruckt ist. — Das von Görres gebrauchte Gleichnis ist entschieden eine ihm selber unbewusste Reminiscenz an Arnims Worte. Parallele Beispiele könnte ich mehrere angeben. Sie sind für seine Psychologie und die Durchdringung seines Stils höchst interessant.

will, die Lieder nach ihrem ethischen Gehalt in Gruppen ordnet, unbekümmert um ihre beabsichtigte Folge im Buche und ihre Chronologie. Von einer liebreichen, seinen Hang zum Naiven ersättigenden Zeichnung der Kinderlieder (im Anhange zum 3. Bande des Wunderhorns) geht Görres aus, durchläuft die buntesten Lebenssituationen, überall Übergänge oder Gegensätze suchend und findend und macht schliesslich bei der Poesie des Todes halt.[1]) Geradezu virtuos ist dabei die Sprachbeherrschung, die unerschöpfliche, fliegende, knappe Charakteristik, die bei manchen gewagtesten Kühnheiten doch mitreissende Kunst des Zusammenarbeitens von Überschrift und Inhalt eines oder gar mehrerer Lieder zu einem vorübereilenden, kurzen, malenden Satze. Und bewundernswert, da dieser Erguss sicherlich mühelos, wie es Görres schriftstellerischen Arbeiten eigen, aus vollem Herzen floss, ist die Leistung des Gedächtnisses, dass sich hier ganz so giebt, wie Brentano es einmal schildert. „Mit grossem Genusse durchsah ich einst", erzählt er[2]), „mit ihm eine reiche Kupferstichsammlung. Bis zum Erschrecken war sein Gedächtniss und sein vergleichender Witz, wenn er bei dem tausendsten Blatt sich des fünfzehnten und hundert und vierten so erinnerte, als lägen sie daneben."

Nachdem Görres nun noch einen Blick auf die Bühne des „reichen Spieles" geworfen, dabei wieder einmal der Schweiz, dem Lieblingslande seines freiheitlichen Sinnes, und den daher stammenden Liedern warme Worte gönnend,

[1]) Es sei bemerkt, dass auch R. v. Liliencron („Deutsches Volkslied um 1530") eine ähnliche Methode in der Zusammenstellung befolgt; die Lieder schliessen sich ihm in dem Kreislauf des Jahres 1530 den Jahreszeiten an und runden sich zu einem Bilde der Zeit ab. Es handle sich dabei, sagt er, nicht um ein müssiges Spiel; sondern durch diese Anordnung hoffe er, dem Stoffe eine lebendigere Wirkung zu sichern (Vgl. ebd. S. XXX).

[2]) Schriften VIII, 150. Man kann hier zum Vergleiche übrigens auch die geniale, selbstvernichtende Contaminierung von Citaten aus Vossens Dichtungen in Görres Satire: „Des Dichters Krönung" (Einsiedler-Zeitung, Pfaff S. 398—408) heranziehen.

verwertet er diese in ihrer Mitte entstandene und den Kern ihres Wesens besser als die Geschichte bezeichnende Poesie zur höheren Einschätzung der gebrochenen Nation, um dann allmählich nochmals in die Bahnen historischer Untersuchung einzulenken. Jetzt will er nur noch das beweisen, dass diese Poesie keine „Heraldik" gehabt und wenig auf die Fortsetzung eines regelmässigen Stammbaumes gehalten habe; dass diese Lieder, an sich sprunghaft und launisch, im Laufe der Jahrhunderte verwittert und „zersungen" [1]) seien — die verschiedenen dabei eintretenden Möglichkeiten werden klar und kurz von ihm in Betracht gezogen — und daher auch garnicht historisch behandelt werden könnten. So steht Görres hier ganz auf dem Standpunkt Arnims, wofür dieser ihm Dank weiss[2]), gegenüber dem genaueren Clemens Brentano, der doch gegen die Arnimschen Restaurationen manches auf dem Herzen hatte[3]), auch aus dem Wunderhorn eine Geschichte des Volksliedes entwickeln zu können meinte.[4]) Andrerseits ist der Schluss der Rezension ein Eintreten für beide gegenüber den Vossischen Anschuldigungen der Verfälschung.[5]) Görres hatte ja Gelegenheit gehabt, intime Einblicke in das Verfahren der Herausgeber zu thun. Ob und wie weit er selbst bei der Zusammenstellung des zweiten und dritten Bandes hilfreich Hand angelegt hat, wird sich schwerlich ermitteln lassen. Bekannt ist nur, dass ein Teil der Materialien in seinen Besitz überging.[6]) Sein gelehrt-historisches Gewissen salviert Görres doch, wenn er den Freunden rät, bei einer neuen Auflage des Buches „zur

---

1) Das Wort ist von Görres geprägt worden (in dem unten behandelten Nachruf auf Arnim 1831). Danach wäre zu ergänzen R. M. Meyer, Vierhundert Schlagwörter, Leipzig 1900, S. 65.

2) Briefe II, 55.

3) Arn. u. Brent. S. 229, 231, 234, 241 f.

4) Arn. u. Brent. S. 270, 276, Zimmer 149.

5) Morgenblatt 1808, No. 283 u. 284. Pfaff a. a. O. LXXX f. u. a. m.

6) Reifferscheid, Westfälische Volkslieder, Heilbronn 1879, S. VIII.

Beruhigung der Ängstlichen auch die Linien der Restauration anzugeben.“ Später, 1817, in der Einleitung zu seinen eigenen „Volks- und Meisterliedern“[1]) nimmt er im Punkte der Behandlung der Lieder eine unentschiedene Mittelstellung ein. Von der Abwehr der Kritik am Wunderhorn führt ein Steg zu Görres Besprechung von Ahlwardts Ossianübersetzung (Heidelberger Jahrbücher 1810, V, I, 6, 249 ff.); auch sie ist als That aus dem Geiste der jüngeren Romantik aufzufassen. Berief doch Arnim sich selber einmal[2]) für sein Verfahren auf Macphersons „Neumachung der alten Gedichte“, und auch Görres zog in späteren Jahren, wenn er der Angriffe auf das Wunderhorn gedachte[3]), das Benehmen der englischen und schottischen Kunstrichter als Parallele heran. Neben der positiven, mit Invektiven gegen Kritik und Gesellschaft verbrämten, stark aufgetragenen, rückläufigen Überzeugung von der in der Hauptsache nicht anzutastenden Echtheit des Macphersonschen Ossian, giebt noch eine aus Görres sentimentaler Jugendzeit herübertönende feurige Schutzrede für Ossians gelästerte Weichlichkeit und Gefühlsseligkeit die innerlich kennzeichnende, persönliche Note dieser Recension ab, die sonst noch vereinzelte Reminiscenzen an Herdersche Ausführungen und des litterarhistorisch Unhaltbaren manches enthält. Für Arnim[4]) brachte sie natürlich „viel Wahres zur Verteidigung des Ossian und des Macpherson.“ Nur that es ihm leid, dass Görres „den Johnson, der den armen Macpherson zu Tode quälte mit dummen Kritiken, nicht noch besonders bestraft“ hatte.

Weitere Bemühungen um Volkslied, Minne- und Meistergesang, um ihre Quellen und die Aufhellung ihres gegenseitigen Verhältnisses nehmen von der Wunderhornanzeige ihren direkten Ausgang. Als Medium, in dem die Volkslieder mit dem Minnesang zusammenhängen, fand Görres

---

1) LXII f.
2) Arn. u. Brent. S. 236.
3) Volks- u. Meisterlieder LXII, Litteraturblatt 1831, No. 28 S. 109.
4) Briefe II, 104.

schon dort einige durch Glöckle ihm abschriftlich übermittelte pfälzische Liederhandschriften, um die sich auch noch später sein Interesse drehte, mit Recht beachtenswert, zumal den Codex Palatinus No. 343; er giebt daraus ältere Belege für Wunderhornlieder, Varianten und Proben, will jedoch im übrigen eine hier einschlagende Untersuchung anderen Ortes sein lassen.[1]) Hatte er vielleicht zu dem hiermit angedeuteten Zwecke Rohmaterialien des Wunderhorns von Arnim und Brentano entliehen?[2])

Über den Minnesang bringt nun aber wenig oder garnichts wissenschaftlich Förderndes und erläuternd Darstellendes die Besprechung des „Frauendienstes“ von Ulrich von Liechtenstein in Tiecks Bearbeitung vom Jahre 1812 (Heidelbg. Jahrb. 1813, No. 37, S. 582—592). Man halte den auch nur erst auf dieser Übersetzung und Prosaauflösung fussenden Aufsatz Uhlands einmal dagegen.[3]) Am meisten lässt Görres hier für Tieck abfallen. Er feiert ihn als Wiedererwecker des Minnesangs mit seinen „Minneliedern“ (1803), die, wie schon nachgewiesen, auf Görres wie ja auf soviele Zeitgenossen bleibende Wirkung ausgeübt hatten; er charakterisiert ihn als Minnesänger unserer Tage, und möchte wieder an eine Seelenwanderung glauben, so sehr „neigt sein ganzes Wesen sich gegen jene Zeit hin, in die er seine Wurzel geschlagen, und die wie eine Geisterstimme aus ihm herausgesprochen.“ Obgleich in dieser Besprechung der Eindruck der Minnepoesie auf Görres in zwar wie üblich gehäuften und wiederholungsreichen, aber wunderbar tiefgehenden Bildern rein und ohne einseitige Übertreibungen und aktuelle Spitzen durchscheint: die Unzufriedenheit mit litterarischen, sozialen und politischen Zuständen seiner Tage, findet doch auch hier ihr Gefäss an dem eilig, „wie die viel geschäftige Zeit es verlangt“, charakterisierten „Frauendienste“ Ulrichs selber, dessen abenteuerliche Züge er summarisch für

---

[1]) Vgl. Heidelbg. Jahrb. 1810 a. a. O., S. 45 ff.
[2]) Vgl. oben S. 132.
[3]) Schriften V, 210 ff. (1823 entstanden.)

wahrheitsentsprechend nimmt, wie Jahrzehnte lang auch spätere Forscher[1]) es thaten. Der moderne, geschnürte Polizeistaat muss herhalten gegenüber jenen Zeiten des „muthwilligen Ernstes und ernsten Willmuthes", wo aber nie der „Wille von wenigen die Welt von einem Ende zum andern in Aufruhr bringen konnte." Der Wille von wenigen: soll heissen von einem — Napoleon.

Hatte so diese Anzeige eine mehr journalistische und publicistische Aufgabe sich gesetzt, die ihr zum Teil auch vorgezeichnet war durch die populäre Form, in der Tieck den mittelhochdeutschen Dichter der Gegenwart geboten, so forderte der Geist methodischer Untersuchung, der durch Jakob Grimms Schrift: „Über den altdeutschen Meistergesang", Göttingen 1811, weht, ein anderes Verfahren.

Hier (Heidelbg. Jahrb. 1813, No. 48, 49, S. 753—773) sucht Görres wissenschaftlich zu fördern, dem Stoffe neue Seiten abzugewinnen, Studienfrüchte zu verwerten, unbekannte Ergänzungen aus Glöckles Manuskripten beizubringen. Aber gerade so hat er eine geringe wissenschaftliche Fruchtbarkeit recht klärlich dargethan. Schuld war daran in erster Linie, dass er mit seinen Denk-, Anschauungs- und Stilformen noch immer fest im naturphilosophischen Boden verankert war. Wer schildert uns einmal im Detail, wie die Naturphilosophie bis in die feinsten Verästelungen der Geisteswissenschaften und der schriftstellerischen Produktion einzudringen vermocht hat?

Den Streit zwischen Docen und Jakob Grimm, von denen der erste Minne- und Meistergesang als gleichzeitig bestehend, aber in der Wurzel getrennt, der andere aber beide als ursprünglich identisch und auseinander sich entwickelnd betrachtete, bildet Görres, immer gleich zu dem letzten Grunde alles Wesens hindrängend, metaphysisch zu einem Gegensatze geometrischer und analytischer, will

---

[1]) Vgl. aber dann die kritischen Scheidungen von Wilmanns Anz. 7, 273; Schönbach ADB 18, 622, Zs. 26, 314 ff.; durchaus skeptisch R. Becker, Wahrheit und Dichtung in Ulrich v. Liechtensteins Frauendienst, Halle 1888.

ungefähr sagen systematischer und historischer Betrachtungsweise desselben Gegenstandes um. Nirgends lässt er sich auf eine Prüfung der durch sorgsame Quellenforschung gestützten Methode Jakob Grimms ein, sondern nimmt überall die Resultate als erwiesen an; mit „gutem Gewissen“, weil „alles“, so schreibt er[1]), „was Sie im Buche sagen, mir nur bestätigt, was ich in meinem allgemeinen historischen Takt, der mich nicht leicht betrügt, mir zum Voraus über den Gegenstand gedacht hatte.“ Daher denn eine Fülle eines auf keinem positiven Grunde stehenden, das von Grimm angeschlagene Thema umspielenden oder variierenden, bilderreichen Räsonnements. Aber doch nicht ganz möchte er sich des Rechtes begeben, an dem Buche, für das er Jakob Grimm Dank wusste[2]), weil darin, obwohl es mit „grossem und redlichem Fleisse geschrieben“, doch „nicht wie bei so Vielen der Geist verbauert“ sei, wissenschaftliche Ausstellungen zu machen. Das von Grimm richtig aufgestellte Verhältnis[3]), dass Volkspoesie immer neben Minnesang und seiner Abart, dem Meistergesang bestanden habe, gehört auch Görres zum festen Bestande seiner historischen Anschauungen; aber er verfährt liberaler, wieder einmal nur nach menschlicher, nicht gelehrter Überzeugung, wenn er Volks- und Minnegesang nicht auch persönlich scheiden will, sondern wer „die Schule“ hat[4]), ist ihm „ein adelicher Dichter, welchem Stande er auch angehöre: wieder aber, giebt er sich dem

[1]) Briefe II, 242 f.

[2]) Briefe II, 242.

[3]) S. 133.

[4]) Ähnliche Erwägungen scheinen ihm, abgesehen von hierher gehörenden Bemerkungen der Wunderhornanzeige (a. a. O. 1809, S. 229), schon früher nahegelegen zu haben. Denn Docen schreibt in seinem Artikel: „Sind unsre Volkslieder Natur- oder Kunstprodukte?“, Morgenblatt 1808, No. 97 (vgl. oben S. 127): „Ein von Herrn Görres versprochener Aufsatz: Die Schule und das Leben, könnte vielleicht manche dieser Gegensätze lösen ..“ Wodurch Docen davon Kunde hatte, weiss ich mit Sicherheit nicht zu sagen. Vgl. Br. II, 243 f., wo Görres sich über das Thema äussert.

Naturtrieb hin, lässt er den Gesang ausströmen, wie das Herz ihn sendet in den wenigen grossen Formen, die man ihrer Allgemeinheit wegen menschliche nennen kann, dann wird er Volksdichter, auch wenn ein Diadem seine Stirn umfängt." Neuere Forschung ist sich über ein solches Nebeneinander, zuerst bei Walther von der Vogelweide, ziemlich einig.[1])

Und zweitens legt Görres das gebührende, lobende und anerkennende Gewicht auf die epochemachende Grimmsche Entdeckung von der dreiteiligen Form des Minnesangs, flicht hier aber zugleich seinen Haupttadel ein, den Jakob Grimm liebenswürdig „als vollkommen begründet" anerkannte[2]), obwohl Görres selbst bekennt, dass ihm bis dahin über den Versbau jener Dichtungen nur das Allgemeinste bekannt gewesen sei und Grimm ihm mit dem Buche ein neues Land geschenkt habe; „alles aber, was ich hell durchschaue, ist mein", fügt er hinzu. Die Worte sind in hohem Grade kennzeichnend für Görres, den Liebhaber altdeutscher Litteratur und wissenschaftlichen Autodidakten, der sich genau so darstellt, wie es in einem Fragment von Novalis heisst: „Ein Autodidaktos hat, bei allen Lücken und Unvollkommenheiten seines Wissens, die aus der Art seines Studiums nothwendig entstehen, dennoch den grossen Vortheil, dass jede neue Idee, die er sich zu eigen macht, sogleich in die Gemeinschaft seiner Kenntnisse und Ideen tritt, und sich mit dem Ganzen aufs innigste vermischt, welches dann Gelegenheit zu originellen Verbindungen und mannigfaltigen neuen Entdeckungen giebt." Es läuft kaum auf mehr als ein willkürliches Gedankenspiel hinaus, wenn Görres behauptet, dass die Zahlen-

[1]) Vgl. Wilmanns, Walther 1882, S. 181; Burdach, Reinmar und Walther, 1880, S. 128 ff. Solche Hinweise auf die Übereinstimmung der von Görres hingeworfenen Äusserungen mit moderner, wohl fundierter Wissenschaft sind natürlich cum grano salis zu nehmen, worauf ich einmal ausdrücklich hinweisen zu müssen glaube.

[2]) Briefe II, 401.

verhältnisse dieser Dreikonstruktionen nicht genügend gelöst seien und in den Grundsatz der Dreizahl auch der aller Zusammensetzungen der Drei in auf- und absteigendem Verhältnis hätte aufgenommen werden müssen. Er fand, die Strophe mit architektonischen Gebilden vergleichend, in der mittelalterlichen Baukunst ähnliche Beziehungen der Dreizahl. In solchem Schematismus, der aus denselben Zahlenbestimmungen, die den Teil bilden, das Ganze zusammensetzt und einem einzigen Prinzip unterordnet, erkennt man sogleich Nachwirkungen der Naturphilosophie und pythagoräische Anschauungen. Keinen einzigen wirklichen Beleg vermag Görres beizubringen dafür, „dass in vielen Minneliedern sich Abgesang ja auch oft die Stollen nach demselben Grundsatz unterabteilen lassen, während eben so offenbar aufwärts in manchem die einzelnen Strophen sich wieder wie Stollen und Abgesang verhalten.“ Noch offenkundiger haben naturphilosophische Spekulationen die Hand im Spiele bei den tändelnden Vergleichungen geistiger Produkte mit Naturerzeugnissen, der Strophengestaltungen mit Blütenformen, die Jakob Grimm selber freilich durch das mit Berufung auf Okens „Lehrbuch der Naturphilosophie“ gewählte Symbol des Kleeblatts für die mittelhochdeutsche Strophe heraufbeschworen hatte.[1])

Ganz einig ist Görres sich mit Jakob Grimm hier, wie sonst, in der Neigung, zersetzender Kritik ein Paroli zu bieten: er sekundiert ihm in dem gegen eine „aufgeblasene Kritik“ gerichteten Warnrufe[2]), ja nicht jener Sage von der Stiftung des Meistergesanges durch zwölf alte Meister „mit hartem Luftzug die Asche der Tradition abzustäuben.“ Aber Jakob Grimms damaligen mühsamen Versuchen, sie zu retten, kann auch Görres ausser andern mit den wenig besagenden Auszügen aus dem „Roman de la rose“ (nach dem vaticanischen Manuskript in der Bibliothek der Königin Christine) nicht aufhelfen. Auch Grimms Bemerkungen über das

---

1) Vgl. J. Grimms „Nachschrift“.

2) Meistergesang S. 115 ff.

Verhältnis des Minnesangs zu „ausheimischer“ Poesie[1]) möchte er ergänzen, einmal dadurch, dass er einiges beibringt „über die Weise, wie jene Formen bei den Persern sich gestaltet, deren Poesie unter allem, was der orientalische Geist hervorgebracht, am nächsten an das Wesen der Deutschen sich anschliesst“ — ein wunderlicher, mehrmals an anderen Stellen wiederkehrender Glaube, und eine Probe seines kombinatorischen Weitblickes —; dann aber, wieder an der Hand Glöcklischer Skripturen, durch Heranziehung provenzalischer und auch nordfranzösischer Dichter, die Grimm ihm zu sehr vernachlässigt hatte. Dies letzte Thema nimmt die Einleitung zu Görres „Altteutschen Volks- und Meisterliedern“, Frankfurt 1817, wieder auf. Hier sammeln sich überhaupt noch einmal alle Resultate seiner bisherigen Bemühungen um ältere lyrische und Volkspoesie, aber doch mit einigen Modifikationen. Das Verhältnis des Minne- und Meistergesanges zum volkstümlichen Liede, das er ja schon in der Wunderhornrecension einmal später zu erörtern versprochen und das in der Auffassung Jakob Grimms seinen Widerspruch hervorrief, wird breit behandelt, und dabei zeigt sich denn, dass Görres Definition des Volksmässigen sich noch mehr verstofflicht und vereinfacht hat. Keine Spur mehr von einer in dämmerndes Dunkel sich verlierenden Urpoesie; sondern ohne Gattungsunterschiede zu berücksichtigen und sich jetzt nur an die Rückschlüsse haltend, die die Entstehung der grossen Liedersammlungen zumal der seinen allgemeinen Erörterungen hier überall zu Grunde liegenden sogen. manessischen Handschrift gestattet, ist ihm Volksmässigkeit identisch mit Aufnahme, Überlieferung und Verbreitung bei der Allgemeinheit. So kann er denn freilich finden, dass von der sogen. manessischen Sammlung „ein guter Theil, vielleicht ein Drittheil, in diesem Sinne volksmässig in Teutschland gewesen.“ Er gelangt zu der bei ihm nicht selten beliebten Verwischung aller klaren Grenzlinien, auf

[1]) S. 141 ff.

die schon sein Brief über Grimms Buch aus dem Jahre 1811 [1]) und dessen Anzeige vorbereitete, auf die er aber hier mit einer Art methodischer Beweisführung [2]) hinaus will, nämlich: „weitergehend als Jakob Grimm, Volks- und Meistergesang, unter dem Ersten alles begreifend, was von Dichtung ins allgemeine Leben eingedrungen, unter dem Andern, was im Umkreise der Eigenthümlichkeit des Standes, der Schule, später gar der Zunft geblieben, als die einzigen Elemente der Sammlung“ anzuerkennen, „indem der Minnegesang als blose Gattung unter beyde Classen sich vertheilt.“ [3]) Dass damit der Kontroverse zwischen Jakob Grimm und Docen das Gesicht nach einer ganz anderen Richtung gekehrt war, hat Büsching allerdings beanstanden können.[4]) Die Begriffsbestimmung des Volksgesanges ferner als des in das Volk eingegangenen poetischen Gutes hat in den Augen unserer Wissenschaft erst für das spätere Mittelalter, von der Mitte des dreizehnten Jahrhunderts ab, einige Gültigkeit [5]) und muss bei prinzipiellen Erwägungen über die mittelhochdeutsche Lyrik zunächst ausscheiden.

Ein richtiges [6]) Gefühl für den volksmässigen Ursprung leitet Görres aber doch wiederum, wenn ihm „alle Tänze und damit verwandte Lieder der manessischen Sammlung“ als „volksmässig und vom Volke gesungen“ [7]) — man beachte die Auseinanderhaltung — gelten. Auch dagegen liesse sich vom Standpunkte heutiger Forschung [8]) kaum etwas einwenden, dass er für die „Wächter“-(Tage)lieder die Norm aufstellt [9]),

---

1) Briefe II, 244. S. o. S. 136 f.

2) Vgl. z. B. S. VII oben.

3) A. a. O. S. XXIX.

4) Wiener Jahrbücher 1818, 3. Bd., S. 55.

5) Liliencron, Volkslied um 1530, S. XIX. Scherer, Litteraturgeschichte, 5. Aufl., S. 217, 254 f.

6) Vgl. Schönbach, Die Anfänge des deutschen Minnesangs, Graz 1898 (überall die Resultate der Forschung zusammenfassend), S. 16, 21.

7) S. XIX.

8) Vgl. z. B. Roethe, Anzeiger f. d. Altertum 16, 75.

9) S. XX.

sie seien, „obgleich ihr Kreis nur auf den Ritterstand beschränkt erscheint, doch begreiflicherweise wegen der grossen Allgemeinheit ihres Inhalts, der einen menschlichen Zustand, eine der grossen Massen im Gebiethe menschlicher Leidenschaften in sich begreift, vom Volke willig aufgenommen und fortgesungen“ worden. Von romanischen Einwirkungen auf ihre Entstehung und Ausbildung weiss Görres noch nichts. Und doch widmet er hier, wie schon erwähnt, nach Anregungen Jakob Grimms[1]) der provenzalischen und nordfranzösischen Lyrik, umständlichen Auszügen von Glöckle aus vaticanischen Handschriften folgend, eine zwanzig Seiten lange (XLI — LXII) Charakteristik als „einem grösstentheils unbekannten Gegenstand“, die freilich wenig förderte, aber als frühes Denkmal romanischer Studien in Deutschland, ebenso wie die früheren flüchtigen Bemerkungen in der Recension des Grimmschen Buches, beachtenswert erscheint[2]). Sie hat auch anregend gewirkt auf Uhland, in dessen Hände ein Teil der Excerpte Glöckles überging.[3])

Hatte nun Bodmer 1749 in den „Neuen kritischen Briefen“[4]) die provenzalische Poesie geradezu die Quelle des deutschen Minnesangs genannt, hatte ähnlich Herder[5]) von den „Blüthen“ gesprochen, die „aus der Provence über die Alpen nach Schwaben, Österreich, Thüringen hinübergeweht“ seien, oder den Minnesang als einen Nachklang der Provenzalen bezeichnet und eine Verpflanzung nach

---

1) S. z. B. Altdeutschen Meistergesang, S. 143, wo er wünscht, dass „Glöckle in Rom sich um die Provenzalen verdient mache.“

2) Vgl. über die Entwicklung der romanischen Philologie in der Romantik: Erich Schmidt, Uhlands Märchenbuch des Königs von Frankreich (Sitzungsber. der preussischen Akademie der Wissenschaften zu Berlin vom 11. November 1897) S. 956 ff.

3) Briefwechsel zwischen Lassberg u. Uhland, hrsg. v. Pfeiffer, S. 15, 27, 95.

4) No. 10—14, S. 58—98.

5) Ideen zur Philosophie der Geschichte, hrsg. v. Düntzer, IV. Teil S. 162 f.

Deutschland angenommen[1]), so stand die Romantik auf reaktionärem Standpunkte.

A. W. Schlegel hatte in den Berliner Vorlesungen[2]) gegen Bodmers Meinung von der Unselbständigkeit der deutschen Dichter bedeutende Zweifel; es sprach ihn „die Wahrheit eines unmittelbaren, ja auch eines bestimmt deutschen Gefühls“ im Minnesang an. Vollends aber die jüngere romantische Generation sah in der Herleitung des Minnesangs, „aus dem der Geist des Volkes redete“[3]) und der „der eigentlichste Abdruck seiner Persönlichkeit“[4]) sein sollte, eine nationale Versündigung. „Warum soll man die deutsche Poesie aus einem fremden Samen aufgehen lassen, da sie so kraftvoll ist, dass sie von Anfang bis zu Ende nur ein eigenthümliches Ganze gebildet haben kann?“, rief Jakob Grimm.[5]) „Trotz der unläugbaren Identität eines Minneliedes des Grave Rudolf von Nüwenberg mit einem Gedichte des Folquet von Marseille[6]), ist es uns doch nie eingefallen, an der Eigenthümlichkeit der deutschen lyrischen Poesie zu zweifeln“, gestand Görres.[7]) Der heute einen Kardinalsatz deutscher Litteraturgeschichte, bei vielen noch darüber zu erwartenden Aufschlüssen, bildenden Annahme eines Abhängigkeitsverhältnisses der Deutschen von Provenzalen und Franzosen wich J. Grimm durch vage Herleitung dieser Lyrik „aus der Sitte des Volksgesanges“[8]) aus, und auch Görres hatte eine ältere Minnepoesie — der Streit über Existenz und Wesen einer solchen ist ja heute zu einem schwierigen Kapitel der deutschen Philologie geworden[9]) — unklar im Auge, die er bis zum Minne-

1) Humanitätsbriefe: Suphan 18, 47.
2) Minors Ausgabe 3, 47 f.
3) Die teutschen Volksbücher, S. 290.
4) Heidelbg. Jahrb. 1813, S. 772.
5) Altdeutscher Meistergesang, S. 151.
6) Nachgewiesen von Bodmer a. a. O., S. 97 f.
7) Heidelbg. Jahrb. 1813, S. 772.
8) Meistergesang, S. 132.
9) Vgl. Schönbach a. a. O., S. 1 ff.

gesang sich steigern und verfeinern lässt. Dessen eigentliche Entwicklung umhüllt er im Übrigen mit einer Wolke von Bildern[1]), an denen Ausdruck und Wesen seines historisch-wissenschaftlichen Denkens wieder einmal so recht studiert werden kann: „So kam die Nachtigallenzeit der wiedergeborenen Kunst, von der Ceder bis zum Strauch und Kraut, ja bis zum Moosse herab begann alles zu grünen und zu blühen; wie die Dornenkrone des Erlösers bey der Entdeckung zu einem schönen weit umher Wohlgeruch duftenden Blumenkranze aufgeblüht, so öffnete auch die Kaiserkrone ihre Kelche, und der Helmbusch der Ritter wurde zur Blumendolde. Der Herbst bringt für den schönen Trieb die umsichtige Reflexion, mit dem Nutzen die Frucht; das falbe Laub ist matter Nachglanz der frühen Farbenpracht, am Ende steht das dürre entlaubte Reis in scharfeckigter Gliederung, der sogenannte Meistergesang, allein noch da, und aus dem Stamme hat das Gewerk seine Lade sich gezimmert. Diesen Gang hat nach grossen Weltgesetzen aller Völker Poesie genommen.“ Nur Ähnlichkeiten in Gegenständen und Form erkannten Jakob Grimm und Görres dem Minnesang mit der provenzalischen Lyrik zu. Görres bemüht sich, sowohl durch Metaphern und Gleichnisse wie auch durch die Übersetzung fremder Stücke in die imitierte Sprache des deutschen Minnesangs[2]), „die innere Gleichartigkeit in der Entwicklung beyder Poesieen bey gleichem ernährenden Grundstoff, aber auch das fremde Blut, das unter anderer Sonne und auf anderer Erde sich daraus bereitet hat“ [3]), zu veranschaulichen.

So sind denn wieder die Mittel und Ziele der gelungenen Charakteristik auch für den Wert dieser Einleitung ausschlaggebend. Wieder ist es das soziale Leben des Mittelalters, das Görres malt, und gerade dazu bietet ihm die vertretene Ansicht von der Ausbreitung der

---

1) Heidelbg. Jahrb. 1813, S. 754, vgl. S. 767 und weiter hinten unter „Heldensage“.

2) S. XLIV—L.

3) Einleitung S. L.

Lieder unter allen Schichten der Gesellschaft, die beste Handhabe. Diese mit Liederfragmenten durchflochtenen Partieen der Einleitung atmen eine Fähigkeit lebendiger Vergegenwärtigung deutscher Vergangenheit, wie wir sie extensiver und verfeinert bei Uhland und Gustav Freytag wiederfinden, in denen der Historiker dem Dichter sich neigte. Mag Görres die Fahrten der Sänger und Ritter, die Frühlingslustbarkeiten an den Höfen, in Städten und Dörfern, die Spiele und Reigentänze, die bajuvarische Dörperheit der Neidharte im Geiste schauen und manchmal an etwas überreichlichen Auszügen erläutern, mag er das Tagelied sozial und ethisch erklären, den allmählichen Verfall der Minnelyrik an Hadlaub und Steinmar aufzeigen oder sich sinnig in die Seele des Meistersängers versetzen: überall ist er in dieser „con amore hingegossenen“ [1], letzten wirklich zur Ausführung gelangten grösseren Darstellung aus dem Gebiete der altdeutschen Poesie durchsichtig und hell, leicht und flüssig. Kaum stört auch irgend ein pessimistischer Zug; seinem Drang, als Sprecher in den grossen Begebenheiten der Zeit aufzutreten, hatte er in den voraufgehenden Jahren 1814 und 1815 im „Rheinischen Merkur“ Genüge gethan. Auch dort stossen wir ja freilich nicht selten auf einen Bodensatz seiner altdeutschen Studien. Eines muss daraus hier seine Stelle finden. In No. 150 des „Merkur“ (18. November 1814) schrieb Görres einen Aufsatz: „Wie lang ist's her mit der alten guten teutschen Zeit?“ Der grosse Krieg, und schon vorher die Zeiten des Kaisers Max, sind ihm der „Wintersanfang unserer Geschichte“, dessen „wir auch in der lichten Zeit der Sonnenwende stets mit einer schmerzlichen Erinnerung gedenken“ mögen. Er fügt „ein altes Reuterlied jener Zeit“ bei, „das“, wie er sagt, „ihren guten Geist ausspricht, und so viel wir wissen, in keiner neuern Sammlung abgedruckt ist [2]):

---

1) Creuzer: Briefe II, 528.

2) Es stammt her aus: Kriegsbüchlein. — Durch Sigismundum Scherertzium, Lüneburg 1628, S. 237 (vgl. Mittler, Deutsche Volkslieder. Zweite Ausgabe, Frankfurt 1865, S. 868). Ich notiere die

In ritterlichen Krieges-Zügen
Mein Herz im Leib mir lacht,
Wenn die Fahnen im Felde her fliegen,
Und manch' Carthaune kracht,
Dann streit ich stark mit meinem Gott
Für mein lieb Vaterland,
Der mich verlässt in keiner Noth,
Frisch brauch' ich meine Hand.

Dann schliess ich meinen Helmen zu,
Leg' ein Copy und Speer,
Meins Contraparts erwarten thu,
Wenn er rennt auf mich her:
Mein Schwerdt ist blank, mein Büchs gelöst,
Das Ross steigt frisch hinan,
Mein Schwerdt den Feind zur Erden stösst,
Gut' Sache stärkt den Mann.

Herr Christ stärk alle Ritterslent,
Die mit Gewissen gut
Dein Wort zu ehren sind bereit,
Zu sterben aus freyem Muth:
Unrechtem Krieg gewaltig wehr,
Der Eigen Nutz und Macht,
Mehr sucht als deines Namens Ehr:
Drauf sei es frisch gewagt.

Ich erinnere daran, wie hoch Arnim Landknechtlieder des siebzehnten Jahrhunderts, Zinkgrefs, Weckherlins und anderer schätzte, dass er sie ins Wunderhorn aufnahm und in seiner eigenen Sammlung „Kriegslieder“ 1806 wenig umgeändert den preussischen Soldaten in die Hand drücken wollte.[1]) Wenn Görres das alte gottvertrauende, kräftige

---

Varianten des Originals gegenüber Görres Wiedergabe, die in der letzten Strophe dem Tone des Liedes ein wenig Abbruch gethan hat: Str. 1, Z. 1 Krieges Zügn, Z. 2 Hertz, Z. 3 Feld her fliegn, Z. 4 manch, Z. 5 Denn, starck, Z. 6 liebs, Z. 7 verläst mich, Z. 8 brauch. — Str. 2, Z. 1 Denn, Z. 2 Leg, Z. 4 gegn mir, Z. 5 Schwert, blanck, Z. 6 geht, Z. 7 Die Kugl mein, stöst, Z. 8 Gute, stärekt. — Str. 3, Z. 1 stärck, Z. 2 gewissen, Z. 3 Deim, Ehren, Z. 4 sterbn, Z. 5 Unrechten, Z. 6 eigen, Z. 8 Drauff, hingewagt.

[1]) Vgl. Wunderhorn [2] I, 459, National-Litteratur 146, I, 68; Steig, Arnim und Brentano S. 196.

Kriegslied im patriotischen „Merkur“ bekannt macht, so reiht sich das an jene Liebhaberei Arnims an.

An der Politik nun nach dem Verbote des „Rheinischen Merkur“ eine Weile verzagt und froh, ihr ganzes Wesen zunächst einmal wieder von sich gethan zu sehen, nachdem das viele „dumme Geschreibe“ ihm „täglich so starken Zorn eingejagt“, verlebte Görres 1816 einige Zeit „in einem erquicklichen Naturzustande, wo die Schreibkunst noch nicht erfunden ist, Journale und Literaturzeitungen keinen Abgang haben, und den Lumpen kein Papier abgepresst wird.“[1]) Dann aber stürzte er sich wieder in die altdeutsche Litteratur, und zwar pilgerte er zu neunwöchentlicher unermüdeter Arbeit[2]) gegen Ende des Jahres 1816 nach Heidelberg, das seine 850 deutschen Manuskripte aus der Vaticana durch Wilken 1816 wiedererlangt hatte.[3]) Der weithin schallenden, kräftigen Stimme von Görres „Rheinischem Merkur“ gebührt auch ein jüngst mit Recht anerkanntes Verdienst um die Rückgabe vatikanischer Handschriften und zusammen mit Niebuhr die Priorität des Gedankens, das von Frankreich in Sachen der Kunstschätze und Handschriften geübte Verfahren billigerweise gegen Rom in Anwendung zu bringen.[4])

Die früheren gelehrten Freunde sahen Görres gern unter den Heidelberger Schätzen kramen, lieber als bei der gefährlichen und nicht immer fruchtbaren öffentlichen Thätigkeit. Er selber hatte „einmal wieder das Gefühl wie in der Kindheit, wo alles neu ist und unerhört, und man nirgends noch die Schranken, an denen überall die Flügel widerschlagen, sieht und erkennt.“ So musste ihn, den aus der unruhigen Thatenwelt geflüchteten, gerade die

---

[1]) Briefe II, 508. Leichte Reminiscenzen an das Lied des Wunderhorns: „Papiers Natur ist Rauschen“?

[2]) Briefe II, 508; Sulpiz Boisserée II, 144.

[3]) Vgl. Briefe II, 502; Wilken, Geschichte der alten Heidelbergischen Büchersammlungen u. s. w. Heidelberg 1817.

[4]) Ich verweise auf die zusammenfassenden Erörterungen bei Stoll, Der Geschichtschreiber Friedrich Wilken, Cassel 1896, S. 68, 74.

„Gemüthswelt“ der Lieder, jener „Brunnen und Quellen, die mit ihrem Adernetz das ganze Land durchtränken und das Geheimniss seiner innersten Eingeweide zu Tage bringen“[1]), unter der Masse des ihm zum Teil schon durch Glöckle bekannt gewordenen Materials locken[2]); und so gelangen ihm, der vom thätigen Leben herkam und in dem machtvollen „Merkur“ seinem Stil ein concises Gepräge hatte verleihen müssen, die lebendigen, anmutenden Farben und Töne der Volkslieder-Vorrede. Aber auch Erinnerungen an die Zeiten des Wunderhorns werden in Heidelberg wieder wach geworden sein. Sollte doch seine Sammlung, wie ausdrücklich gesagt, dem Wunderhorn sich anschliessen, und er wünscht ihr eine bessere Aufnahme, „als dieses zum Theil in einer Zeit gefunden, wo die Geister erbittert durch das allgemeine öffentliche Unglück in einem innern literärischen Bürgerkriege sich zerfleischten.“[3]) Was er in der Wunderhornrecension theoretisch an der Vorlage gethan, möchte er an seiner eigenen Sammlung praktisch durchführen[4]): „die ganze Masse dieser Dichtungen, deren jede für sich das freye, ja zufällige Erzeugniss einer durchaus eigenthümlichen, besondern Stimmung und Begeisterung erscheint, im Ganzen als durch ein grosses durchgehendes Gesetz der Nothwendigkeit in sich verknüpft und geordnet sich darstellen, und dadurch wieder zu einem epischen Ganzen

---

[1]) Volks- und Meisterlieder, Vorr. S. IV f.

[2]) 1815 schon hatte Frau Görres aus Glöcklischen Manuskripten 9 „altteutsche Minnelieder“ Eberhard v. Groote für sein „Taschenbuch für Freunde altteutscher Zeit und Kunst“ 1816, überlassen (abgedruckt dort S. 116 ff.; wiederholt in „Altdeutscher Zeit und Kunst. Hersg. von Eberhard v. Groote u. s. w. Frankfurt 1822. S. 116 ff.), die sich auch in Görres Sammlung finden und von denen er zwei schon in der Wunderhornrecension als Proben gegeben hatte. (S. a. Briefe II, 457; dieser Brief ist genauer und vollständig abgedruckt in Picks Monatsschrift für rheinisch-westfälische Geschichtsforschung I, 1875, S. 31 ff., in den Erinnerungen an E. v. Groote von Al. Reifferscheid).

[3]) S. LXII. — [4]) S. IV f.

werden“ zu lassen, „gerade wie in unzähligen Rückstrahlungen von vielen Wassertropfen sich ein ausgezogenes Sonnenbild im Regenbogen mahlt, das mitten im bewegten Wasserstaube allein ruhig und unbeweglich steht.“ Allein ein solcher organischer Zusammenhang ist nicht durchaus ersichtlich und kann eben nur durch einen die Beziehungen willkürlich hervorsuchenden, verbindenden Text einigermassen hergestellt werden, den die nicht immer geschmackvollen[1]) Liederüberschriften nicht ersetzen können. Den Zwecken eines Lesebuches gemäss, das von dem glücklich wiedererlangten alten Gut der Palatina rasche Kunde unter die Leute brachte, „ohne eben sonderliche Ansprüche zu machen“[2]), war die Auswahl aus den pfälzischen Handschriften sorglos und willkürlich[3]), aus denen er eine Sammlung „recht schöner Volkslieder“ — wie er kennzeichnend schreibt — „gemacht“. „Es war“, schreibt er ein andermal, „eine leichte und angenehme Arbeit, die noch dazu die Kosten meiner Reise nahezu bezahlte.“[4]) Görres verschmähte auch nicht schon früher Gedrucktes aufzunehmen, wenn er es aus seinem Materiale verbessern zu können glaubte oder Abweichungen ihm merkwürdig schienen.[5]) Die Text-

---

[1]) Z. B. „Amor zu Rosse“ S. 34: „Ich weiss mir ein Maidlein gar hübsch und fein“; „Threnodie“ S. 131: „Ich weiss kein Zeit jetzunder, die mich erfreuen thut“; „Amor ein Handelsmann“ S. 140: „Da droben auf jenem Berge, da steht ein Sträuchelein“; „Schwabenstreiche“ S. 185, 187: „Es hatt ein Schwab ein Töchterlein“; „Frühlingscur“ S. 35: „Hertzlieb thut mich erfreuen u. s. w.; „Der teutsche Bund“ S. 217: (Walthers) „Ich hörte ein Wasser diesen“ (sic).

[2]) S. LXII. — [3]) S. die Angaben über die Hdss. S. XXXIII, XXXVII f.; Briefe II, 525.

[4]) Briefe II, 509, 525.

[5]) S. XXVI, LXII. Die Nummern der Hdss., aus denen die die einzelnen Lieder stammen, sind nur bei einem einzigen (S. 329) angegeben. Dieser Arbeit hat sich, um das Buch für wissenschaftliche Benutzung einigermassen verwendbar zu machen, Mone im Anzeiger für Kunde der teutschen Vorzeit 1838, VII. Bd., Sp. 386 unterzogen.

behandlung will gegenüber jeder „unnöthigen Uebermahlung“, wie im Wunderhorn, für dessen Text er anderseits auch hier, „ohne alles gerade rechtfertigen zu wollen, was vorgegangen“, ein verstehendes und erklärendes Verteidigerwort ergreift, „nur das Nöthigste gethan, wo, wie oft genug der Fall gewesen, eine offenbar verdorbene Lesart in den Text eingeschlichen, wo falsche oder fehlende Reime Verschleissung oder Ausfall andeuteten, ergänzt und nach Möglichkeit erstattet“ haben — „Alles mit bescheidener Enthaltsamkeit“; im übrigen soll nur die alte Rechtschreibung normiert sein.[1]) Prüfen wir Görres Verfahren darauf hin einmal. Es ist das beim Mangel der von Görres benutzten Handschriften möglich durch eine Vergleichung seines Textes mit den Nummern der Uhlandischen „Alten hoch- und niederdeutschen Volkslieder“, die laut Quellenverzeichnis nur auf eine und zwar auch bei Görres zu Grunde liegende Heidelberger Handschrift zurückgehen. Eines vorsichtigen, sorgsam durchdachten kritischen Verfahrens hat sich Uhland freilich nicht entschlagen dürfen. Wir können aber in solchen Fällen an der Hand der Lesarten im IV. Bande seiner Schriften den Rohtext der Handschriften uns vor Augen stellen. Danach hat Görres nicht nur die Orthographie, sondern auch Sprachform und Wortschatz modernisiert, falls das Ursprüngliche nicht gerade durch den Reim gedeckt war. Er schrieb z. B. gross für michel, hörte für horte, war statt was, sangen für sungen, schöne für schone, sterbe für stirbe, sehe für sihe, liegt für leit, steht für stat, Böhmen für Beheim u. a. m.; Änderungen, die man bei einer Ausgabe, die auf kritische Genauigkeit keinen Anspruch erhebt, „ins Leben“ sollte, „und nicht in den Staub der Büchersäle“[2]), an sich allenfalls hinnehmen würde. Manches andere mittelhochdeutsche Sprachgut blieb aber stehen, und so entstand jene Halbschlächtigkeit der Form, wie sie dem Philologen beispielsweise auch an Tiecks

---

[1]) S. LXII f. — [2]) S. LXIII.

Minneliedern und v. d. Hagens erster Nibelungenausgabe tadelnswert erscheinen muss, die aber durch die weitgreifende Wirkung dieser Bücher auf die Zeitgenossen in den Hintergrund gedrängt wird. Schwerer schon empfindet der Geniessende es, wenn der Reiz des Mundartlichen abgestreift oder verfälscht[1]), oder gar durch schlimmbessernde Trivialitäten und Unbeholfenheiten den Liedern Frische und Naivetät benommen wird. Oft geschah das da, wo Görres Reim oder Metrik emendieren[2]) zu müssen meinte, oder die Umsetzung in neuhochdeutsche Sprachform ihn zwang, neue Reimwörter zu suchen. Ein paar Beispiele[3]):

Uhland	Görres
Uhland No. 16, Str. 7.	Görres S. 184, Z. 7.
Der soll sich frewen gen der liehten sumerzeit.	Der soll sich ergan in der lichten Summerzeit.
Uhland ebd. Str. 2.	Görres S. 183, Z. 5.
Ich laint mein laiterlin an die maur.	Ans Thürmlein lehnt ich mein Leitter an.
Uhland No. 147, Str. 2.	Görres S. 156, Z. 12.
so will ich dich bezalen schon, daran soltu kein zweifel han.	So will ich dich bezahlen schön, Darüber sollst du nit in Zweifel sten.
Uhland No. 42 B, Str. 2.	Görres S. 110, Z. 3 v. u.
Hett ich ein bůlen als mancher hat, ich wolt im aufbinden sein gelbes har mit eitel brauner seiden.	Hätt ich einen Buhlen, als mancher fürwahr, Ich wollt ihm aufbinden sein gelbes Har Mit eitel brauner Seide.
Uhland No. 47 C, Str. 2.	Görres S. 89.
Von herzen was ich nie so froh, wust selber nit wie mir was, ich gieng zů meinem feinen bůlen, ich nam sie in mein arm.	Von Herzen war ich nie so froh, Ich gieng zu meinem Bulen fein, Wust selber nit, wie mir war so, Ich nahm sie in die Arme mein.

Vgl. auch Uhland ebd. Str. 3 mit Görres S. 90.

---

[1]) Vgl. bes. Görres S. 183: „Augsburg ist eine Kayserliche Stadt“ mit Uhland No. 16.

[2]) S. oben. — [3]) Fast sämtlich aus Cod. Palat. 343.

Hierher sind dann auch abgegriffene Ausdrücke zu stellen, die Görres für hübsche alte Worte einsetzt, wie „gebraten“ für „versoten“, „Hühnlein“ für „hennlin“, „lustgen Sprung“ für „hasensprung“ u. dgl. m.

Von Walthers Lied „Ir sult sprechen willekomen“ (Lachmann 56, 14) lässt Görres die beiden ersten Strophen weg, wohl um ihm dadurch mehr den Charakter eines „historischen Gedichts“ zu geben, denn diese Rubrik eröffnet es unter dem Titel „Teutschlands Ehre“ (S. 211).

Und dann welche Fülle von Missverständnissen und sinnentstellenden Verlesungen! So steht „klug“ statt „Krieger“ („Eine freyen, frischen Muth den soll ein Kluger haben“ (S. 184 vgl. Uhland No. 16, Str. 8, vgl. 10), „bass besumen“ (!) für[1]) „bass besinnen“ (S. 184, Z. 4, Uhland No. 16, Str. 6), „mit Allem“ für „nit allein“ (S. 34, Uhland No. 152, Str. 4), „Ja schön ist mein Lieb, Ade ich fahr dahin!“, im Refrain, für „ja, schones (schöns) mein lieb“ (S. 128, vgl. Uhland Schriften IV, 78 f., u. a. m.). Übel heisst es auf S. 218: „Sie binden die sie wollten“ für die ihm offenbar unverständliche[2]) Form „bienen“ (von bannen) in Walthers Spruch „Ich sach mit mînen ougen“.

Und gar einen spasshaften Beigeschmack haben die folgenden Varianten:

Uhland No. 147, Str. 4.	Görres S. 156, S. 7.
„Ach wirt, ich will dich immer noch bitten, hab dir in deinem Haus den ritten!“[3])	„Ach Wirth ich will dich zuvor noch bitten: Mach nit in deinem Haus den Ritter!“
Uhland No. 150, Str. 5.	**Görres S. 158.**
„Er leit zu Cöln wol an dem Rein, er schenkt den landsknechten dapfer ein.“	„Er leit zu Köln wohl an dem Rhein, Er schenkt den Landsknecht da Pfeffer ein.“

---

[1]) Es sollte vielleicht zur Aufbesserung des Reimes dienen, wie die Änderungen oben.

[2]) Die Handschrift A (357), die Görres vorlag, liest — ausdrücklich sei es bemerkt — richtig: bienen (Pfeiffer S. 41, Z. 10).

[3]) der ritte: Fieber, Schüttelfrost; hier in gebräuchlicher Verwünschungsformel, vgl. DWB 8, 1052.

Der volksliedmässig anonym-witzige Schluss des reizenden Liedes bei Uhland No. 272:

„Und wer ùns das liedlin sang,
von newen gesungen hat,
das hat getan ein pfefferstil,
got geb im ein fein gût jar!"

wird bei Görres (S. 64) zu:

„Und wer uns dies Liedlein sang,
Von neuem gesungen hat,
Das hat gethan ein Pfeiffer still,
Gott geb ihm ein gut Jahr!"

Für viele Nummern des Buches lässt sich die Kontrole ohne Einsicht in die Handschriften nicht mit Sicherheit durchführen, so im besonderen für die Meisterlieder. Aber gerade für sie wird man sich auf ein ungünstiges Urteil Goedekes im Grundriss (I^2, 308 f.) berufen können, der selber ein Meistergesangbuch vorbereitete.

Während seines Aufenthalts zu Coblenz in den Jahren 1815—1819 war der Freiherr v. Meusebach ein intimer Freund des Görreshauses bei Ernst und Scherz.[1]) In der Wissenschaft war er mit seiner zu weitgetriebenen Sammel-

---

[1]) Alles darauf Bezügliche findet man beisammen mit weiterer Litteratur über den Coblenzer Kreis jener Jahre bei Wendeler, Meusebachs Briefwechsel mit Jakob und Wilhelm Grimm, S. VIII bis XV und in Wendelers Fischartstudien des Freihn. v. Meusebach (vgl. a. oben S. 6 f.). Ich füge den in dem erstgenannten Buche publicierten Zeugen von Görres fröhlicher Necklust noch ein weiteres an Meusebach gerichtetes Autographon bei (Zettel, Kgl. Bibliothek zu Berlin, aus Meusebachs Nachlass):

„So nimm denn, was Achim von Arnim gedichtet,
Es ist auch an orthodoxe, steifgläubige Sachsen gerichtet,
Was ich gegirrt und immer vom König gegurrt,
Die röthlichen Knollen sorgen, dass der Doppelt-Magen nicht knurrt."

Den Zettel begleitete wohl Arnims „Kronenwächter" (vgl. den im Anhange wiedergegebenen Brief von Frau Görres an Arnim), Görres Bericht: „Übergabe der Adresse der Stadt Coblenz an Se. Majestät den König", Coblenz 1818, und eine Tomaten-Sendung.

akribie und den übergrossen Selbstansprüchen, infolge deren er niemals dazu gelangte, ein Werk der Öffentlichkeit zu übergeben, das direkte Widerspiel zu Görres, der ihn oft zauste. Er, die grösste Autorität in Sachen der Volkslieder, ein Rival Uhlands, brummte über Görres Sammlung: „Das war ein gräuliches Manuskript, woran die gleich geniale Frau und Kinder mit abgeschrieben hatten"; für die Görresfamilie höchst charakteristisch hinzusetzend: „Und dann wollten sie sich todtlachen, wenn man darüber schalt." [1])

Es liegt mir fern, auf Grund der hier gegebenen Stichproben Görres Behandlung der Lieder von erhabenem Piedestal fortgeschrittener Wissenschaft herab achselzuckend zu betrachten. Görres Wesenheit nur soll an diesen Dingen klar werden. Und da wird man es freilich merkwürdig finden, dass ein Mensch sich in das Grosse und Ganze von Zeiten und Völkern herrlich hineinzuträumen vermochte und nicht imstande war, dass Grosse im Kleinen zu erblicken; dass er für Inhalt und zeitliche Bedeutung eines Dichtwerkes ein scharfes Auge hatte und doch für alles Formale, für Stil, Wortschatz, Rhythmus, für feine Nuancen des Ausdrucks, kurz für die „Dynamik des Geisterreiches", wie Novalis die Sprache genannt hatte, ohne Verständnis blieb. Wie anders erscheint in der Romantik A. W. Schlegel! Ganz abgesehen also von der wissenschaftlichen Wertung: die Abwesenheit künstlerischer oder dichterischer Intentionen, von denen das „Wunderhorn" trotz manchen Fehlgriffen strotzte, ist an Görres „Volksliedern" hervorstechend. Die Brüder Grimm haben mit grösseren Auslassungen über das Buch zurückgehalten [2]); in ihren Arbeiten immer mehr wissenschaftschaftlicher Vollendung und Reife entgegengehend, werden sie die Sammlung als einen gutgemeinten Versuch angesehen haben. Arnim aber schrieb [3]) in Gubitz „Gesell-

---

1) Fischartstudien S. 68.

2) Vgl. Briefe II, 534.

3) Vgl. Briefe II, 544.

schafter" 1817, No. 189 im Anschluss an Wilkens Schrift über die Palatina ein paar lobende Worte auch über Görres daraus schöpfende Sammlung und formulierte ihre Stellung zum Wunderhorn.

Ob Görres der geeignete Mann gewesen wäre, die Vorarbeiten zu einer neuen Ausgabe der sog. manessischen Sammlung während eines geplanten Aufenthaltes in Paris zu übernehmen, wie der Freiherr v. Lassberg 1821 von ihm wünschte[1]) und wozu er sich bereit erklärt zu haben scheint[2]), dürfte zweifelhaft sein, obwohl er der Textkritik dieser Handschrift nach Beneckes und Rassmanns Vorgang in der Einleitung zu den „Volksliedern" Beachtung geschenkt hatte.

Noch einmal brach die Begeisterung für die Minnepoesie aus Görres hervor, als er 1826 an einer Reihe von Liedern, die man fälschlich dem heiligen Franciskus von Assisi zuschrieb, den Einfluss der Troubadourdichtung zu erkennen glaubte.[3])

3. Heldensage.

Görres Aufsatz: „Der gehörnte Siegfried und die Nibelungen"[4]) in der „Zeitung für Einsiedler" 1808 in vier auf ebensoviel Nummern sich verteilenden Abschnitten (Stück 5, 8, 12, 21; Pfaffs Neudruck S. 43—48, 71—78, 117—124, 209—216) knüpft unmittelbar an die „teutschen Volksbücher" und das hier bei Gelegenheit des „gehörnten Siegfried" (S. 93 ff.) Gesagte an.

---

[1]) Briefwechsel zw. Lassberg u. Uhland S. 27; Br. II, 636 ff.

[2]) Briefe III, 8; vgl. II, 640 f.

[3]) Der Heilige Franciskus von Assisi ein Troubadour, von J. Görres. Aus dem „Katholiken" (1826, XX, 14 ff.) besonders abgedruckt. Strassburg 1826.

[4]) R. v. Raumer, Geschichte der germ. Philologie 1870, S. 369 f.; Scherer, Jakob Grimm S. 81 f.; Paul, Grundr. der germ. Philologie I², 63; Pfaff S. LI f.

Über die Entstehung des Volksbuches wusste er dort wenig beizubringen, traf aber das Richtige[1]), wenn er den Zusatz auf dem Titel „aus dem Französischen übersetzt“ als nichtig erkannte, entgegen dem was J. Grimm später[2]) zu erweisen suchte. Görres stellte flüchtig einige Abweichungen vom Epos fest (S. 95) und liess in Bildern die Beziehungen der Sage zum Norden durchscheinen. Aber „es war Ahndung mehr als historische Überzeugung, die“ ihn „dabey geleitet hatte.“[3]) Denn erst die Vorstudien zur „Mythengeschichte der asiatischen Welt“ 1810 — dies sind wohl die in der Abhandlung erwähnten[4]) „Untersuchungen anderer Art“ — zeitigten die in der Einsiedlerzeitung niedergelegten litterarhistorischen Anschauungen, und die modernisierte Ausgabe v. d. Hagens vom Jahre 1807, die Görres auch nennt, wird ihm das Verständnis des Gedichtes erleichtert haben. Wie diese Ausgabe dem ersten begeisterten Anreger auf dem Felde, Johannes v. Müller, zugeeignet war, so ist die Görresische Abhandlung mit Recht als die erste bedeutendere Weiterführung der Untersuchung seit jenem bezeichnet worden.[5]) Allerdings hatte schon vorher A. W. Schlegel, auch auf Müller fussend, dem Nibelungenliede im Winter 1803/4 einen glänzenden Abschnitt seiner Berliner Vorlesungen gewidmet[6]), der aber damals natürlich nicht in weitere Kreise drang, und so bleibt ein Einfluss auf Görres ausgeschlossen, wiewohl beide manchmal übereinstimmen.

---

[1]) Vgl. Golther, Das Lied vom Hürnen Seyfrid ... Mit einem Anhange: Das Volksbuch vom gehörnten Siegfrid, Halle 1889. S. XXV.

[2]) Zeitschrift f. d. Altertum, VIII, 1–6.

[3]) Pfaffs Neudruck S. 44.

[4]) Ebd.

[5]) Scherer, Jakob Grimm S. 81.

[6]) Hersg. v. Minor, 3, 111—125; s. Haym, Romantische Schule S. 824 ff.

Müller[1]) wie Schlegel[2]) hatten die aus der Zeit der Völkerwanderung stammenden historischen Unterlagen des Gedichtes beachtet, und schon vor ihnen hatte Gerstenberg[3]) beiläufig die Geburt der Heldensage ebendorthin verlegt. Doch erst Görres verkündete in machtvollster Sprache diese durch eine Summe von unbändiger, überschiessender Kraft, von Streben und Bewegung ihm stets[4]) ungemein sympathische welthistorische Begebenheit als die kreisende Mutter der Heldengesänge, die ihr „eigen waren, wie die Pflanze dem Himmelsstriche eigen ist", und „in dem Drachenblute dieser wilden Jahrhunderte" hat sich ihm „der gehörnte Siegfried gehärtet". Görres findet die ältesten Erinnerungen an diese Vergangenheit nun in den nordischen Sagen und Dichtungen.

In der wirklichen Auswertung nordischer Zeugnisse für die Nibelungensage geht Görres den deutschen Philologen kühn voran[5]), obwohl er, des Nordischen selbst unkundig[6]), die Eddalieder nur in lateinischer Übersetzung und soweit sie im ersten Bande der „Edda Rhythmica seu antiquior", Hafniae 1787 erschienen waren, zu kennen vermochte. Daneben bringt Görres das Zeugnis des Saxo Grammaticus bei über die dänischen Heldenlieder[7]), die Kriemhilds Rache zum Gegenstande haben. Auch von ihnen hatte schon Gerstenberg gesprochen[8]); Görres aber wird den

1) Göttinger gelehrte Anzeigen, 1783, S. 357 ff. = Sämtliche Werke, X, 1811, S. 45 ff.

2) Minor 3, 111 ff.; vgl. auch Athenäum II, 306—309 = S. W. hrsg. v. Böcking 12, 41 ff.

3) Briefe über Merkwürdigkeiten der Litteratur, Schleswig u. Leipzig 1766, 11. Brief = Deutsche Litteraturdenkmale des 18. u. 19. Jhdts., hrsg. v. B. Seuffert. Heilbronn 1888, S. 67.

4) Z. B. „Volksbücher" S. 273 ff.

5) Vgl. Scherer, Jakob Grimm S. 81 f.

6) Darüber Raumer, Geschichte der germ. Philologie, S. 372 Anmkg., wozu noch weiteres aus den Briefen an die Grimms sich beibringen lässt.

7) Wilhelm Grimm, Deutsche Heldensage, No. 33.

8) A. a. O. S. 66 ff.

„summarisch“ wiedergegebenen Inhalt nicht aus der ungenau citierten alten dänischen Ausgabe, sondern einer abgeleiteten Quelle geschöpft haben.[1])

Als dritte nordische Quelle zieht der zweite Artikel die Wilkina (Thidrek-) saga, auf die Müller und Schlegel bereits hingedeutet hatten, breit heran.

Wie diesen beiden Vorgängern stösst dann auch Görres die bei der historischen Deutung der Sagen von Dietrich sich ergebende chronologische Schwierigkeit auf. Aber während Schlegel nur mehr vermutungsweise eine Lösung zum besten gab und wohl fühlte[2]), dass hier noch viel zu thun übrig bleibe, verweist Görres auf einen ähnlichen Vorgang in der orientalischen Sagengeschichte und auf das freilich wichtige, aber wie wir wissen erst durch die deutsche Heldensage beeinflusste Zeugnis des Simon Keza in der ungarischen Chronik von Thworz (Deutsche Heldensage No. 63), um die Existenz eines anderen Dietrich, aus gleichem Geschlechte, aber älter als unser historischer Ostgotenkönig, zu erweisen. Dann schlägt er gar unbekümmert und flink diesen verwickelten Knoten durch mit den Worten: „Die spätern Dichter aber, die an diese genealogischen Spitzfindigkeiten sich nicht binden mogten, brauchten bald Einen für den Andern.“ [3])

Ermüdend ist die folgende Inhaltsangabe aus der Wilkinasaga, nur unterbrochen durch einen Hinblick auf das Volksbuch vom gehörnten Siegfried, einen Vergleich

---

[1]) Vgl. W. Grimm, Kl. Schriften I, 178, Anm. 1. — Aus dem Manuskripte der für den „Einsiedler“ (Stück 11 ff.) bestimmten Übersetzungen dieser altdänischen Lieder von W. Grimm kann Görres kaum geschöpft haben, weil sie frühesten am 9. April 1808 an Arnim abgingen (Steig 251, s. a. 253). und Görres Artikel schon am 15. April im Druck erschien. Überdies wird auch erst in Stück 12 (11. Mai) in einer Anmerkung auf die demnächst (in Stück 23) erscheinende Grimmsche Übersetzung des einen Kriemhildenliedes von ihm Bezug genommen.

[2]) A. a. O. S. 113.

[3]) S. 74.

von Motiven der Wilkinasage mit der Genovevalegende[1]) und eine vergleichend-mythologische Phantasterei über die zwölf Kämpen, die sich um Dietrich gesammelt.

Erst der dritte Artikel: „Die zwölf Säulen am Riesenwege“, der ein Resultat bringen will, trägt wieder individuellere Merkmale: Die Zeugnisse der Wilkinasaga für ihre Zusammenarbeitung aus deutschen Liedern werden ausgezogen und dann heisst es weiter (S. 118): „Betrachten wir unter dieser Voraussetzung die innere Construction der Sage, und sehen wir auf den genauen und innigen Zusammenhang, in dem alle Theile derselben ineinander greifen; wie sie keineswegs blos durch einen zufälligen äusseren Faden verbunden sind, neben einander gestellt etwa durch die Willkühr des Sammlers, sondern wie ein inneres Band sie in sich selbst zu einem Organism verknüpft, in dem Jedes mit dem Andern und dem Ganzen auf eine solche Weise verkettet ist, dass immer das Erste sich auf das Letzte und hinwiederum zurück bezieht: dann steigt die Wahrscheinlichkeit uns auf, dass die Sage keineswegs auf eine Reihe nur lose untereinander verbundener Romanzen sich gründe, sondern dass ein grosses colossales Gedicht ihr unterliege, in dem die Nibelungen nur ein Gesang gewesen sind, während Trümmer der Andern im Heldenbuche und sonstwo sich erhalten haben.“ Da haben wir wieder jenen Zug, überall einen inneren geheimen Zusammenhang der Einzelerscheinungen des poetischen Geistes unter sich und in einem grossen Ganzen zu finden, der schon bei den Studien über Volksbücher und -lieder begegnete, bei diesen epischen Volksgesängen weiter ausgreift und bei dem Litterarhistoriker Görres zu noch kolossaleren Dimensionen auswachsen sollte! Die Thidreksaga schien Görres solche Kombinationen nur wieder einmal zu bestätigen

[1]) Schon von Jakob Grimm angedeutet: Neuer literarischer Anzeiger 1807, No. 36, S. 568: „Von Übereinstimmung der alten Sagen“ = Kl. Schr. IV, S. 11, s. darüber Seuffert, Legende v. d. Pfalzgräfin Genoveva 1877, S. 5 ff., wo Görres nachzutragen wäre.

und gab ihm den Boden, auf dem er eine Rekonstruktion jenes grossen vermuteten Gedichtes in zwölf Gesängen[1]) vornehmen konnte.

Die wissenschaftliche Unreife einer solchen Konstruktion[2]) — er hat sie übrigens 1820 im „Heldenbuch von Iran" (S. CCXLVI) einer besonnenen Anschauung geopfert — braucht kaum erörtert zu werden; ihre Grandiosität aber und der Eindruck eines ins Riesenmässige strebenden Geistes erhöht sich noch, wenn Görres an sie anknüpfend, im Geiste Herders mit Prophetenstimme die Zusammengehörigkeit von Ideengeschichte und Völkerverzweigung verkündet, wieder dämmerungsvoll und ahnend. Wie Görres „Mythengeschichte" 1810 die Einheit der religiösen Uranschauungen aller Völker nachzuweisen suchte, so steht hier der Satz: „Im Urbeginn war eine Poesie und eine Fabel." In persischen Sagen, aus denen später das persische Epos[3]) sich entwickelte, sieht er die Hauptmomente und Typen der occidentalischen Poesie gleichsam vorbildlich angelegt. „Das war die Mitgabe, die bey ihrem Zuge nach dem Westen die Völker aus dem Stammland mit-

---

[1]) Zwölf, wie denn schon vorher die Zwölfzahl ihm mystisch in die Heldensage hineinspielte (S. 77), s. o. S. 158.

[2]) Bartsch (Romantiker S. 19) und nach ihm Pfaff (Trösteinsamkeit S. LII) haben darauf hingewiesen, dass Görres ein Vorläufer der Holtzmannschen sog. Verkürzungstheorie in der Nibelungenfrage sei. Es kann natürlich von einer Ähnlichkeit beider keine Rede sein, soweit die Textkritik in Betracht kommt. Dass aber Holtzmann mit seinen weiter ausholenden Ansichten über die Heldensage unter dem Zwange luftiger Konstruktionen stand, die den Görresischen ähnlich sind, ja durch diese vielleicht direkt beeinflusst war, möchte ich allerdings behaupten. Ich verweise auf Holtzmanns Ansichten über die Chronik des Hunibald (Untersuchungen über das Nibelungenlied S. 167), über die Sängerzünfte und germanischen Barden (ebd. S. 170), über „eine zusammenhängende vollständige Sagengeschichte", von der nur Bruchstücke sich erhalten haben (ebd. S. 188), über die asiatische Heimat dieses Heldenepos (ebd. S. 191 ff.) u. a. m. Alles dies findet sich auch bei Görres vor (vgl. unser Kapitel und unten III, 4).

[3]) Hier das erste Zeugnis von Görres Beschäftigung damit; vgl. die zusammenhängenden Bemerkungen unten.

genommen, wie sie sich schaarten je nach Stämmen und Geschlechtern und Zungen, da verarbeitete jedes die Masse auf eigne besondere Weise."

Und so mengt Görres nun mit dieser einen „tief im Osten" liegenden Quelle des nationalen Heldensanges mystische, naturphilosopische Gleichnisse, die autochthone „reine Naturpoesie" von Skalden und Barden, Historisches und individuelle Elemente eines Volkes zu einem unklärharen, gährenden Sud zusammen und lässt dann alles noch durch „Tausch und Wandel" hindurchgehen und sich modificieren. „Von Land zu Lande wurde die Sage hinübergerufen, die vorher innerhalb des Bans (sic) beschränkt geblieben; es begann ein Aneignen, ein Sammeln, ein Acclimatisiren, wie in den Kunstgärten nach und nach sich die Pflanzen aller Himmelsstriche sammelten, und von dort aus die Geographie der Vegetabilien sich immer mehr verwirrte." [1]) Bei einer solchen zum Princip erhobenen Unklarheit giebt es selbstverständlich keine fest umrissene Abgrenzung für die Heimat der Nibelungensage. Görres weiss zwar, dass die deutsche Heldensage nach dem Norden eingeführt ist [2]), wenn er auch den Zeitpunkt dafür mit dem zehnten und elften Jahrhundert zu spät ansetzt, aber er will die Wahrscheinlichkeit „auch des ganz entgegengesetzten Ganges" nicht ausgeschlossen wissen, weil es dem Norden unmöglich an eigentümlichen Dichtungen

---

1) Ähnlich, aber widerspruchsvoller sind Görres Ansichten über vergleichende Sagenforschung 1810 Heidelbg. Jahrb. S. 253 (Mythologie des Indous par Polier). Hier steht derselbe, bei Görres so oft und mannigfach wiederkehrende Vergleich der Vegetation mit den geistigen Erzeugnissen,wie oben: „Der allgemeine Verkehr, der wie er Pflanzen und Thiere aller Zonen ausgetauscht . . ., so auch über den geistigen Hervorbringungen gewaltet, hat auch an den mythischen und poetischen Formen sein Recht geübt."

2) Vgl. Müllenhoff, Zeitschr. f. d. Alt. X, 146 ff.; Mogk, Die älteste Wanderung der deutschen Heldensage nach dem Norden = Forschungen zur deutschen Philologie, Festgabe für Rudolf Hildebrand, Leipzig 1894, S. 1 ff.

gemangelt haben könne, wogegen schon die „grossartige schöne“ Mythe Einsprache erhebe. Die Schlussfolgerung kann denn nur die schon vorweggenommene sein, dass die Flora des Nordens und des Südens wechselseitig umgetauscht wurde. Aber Görres zieht doch den Mangel an urkundlichen Beweisen für die Existenz einer einheimischen nordischen Heldensage in Erwägung, sowie, dass nach allem, was wir wissen, der Norden nur die Heimat der Mythe, Deutschland die der Heldensage ist — ein in seinem zweiten Teile wenigstens heute unerschütterlich feststehendes Resultat[1]) — und kommt daher zu der vorsichtig sich ausdrückenden, antithetisch pointierten Maxime: „Behalte daher unbestritten der Norden seine Mythe, Teutschland sein Epos; jene ruht ebenso unbezweifelbar auf nordischer Natur, wie dies auf gothischteutscher Historie.“ Dabei möchte es auffallen, dass gerade der Mythenforscher Görres den mythologischen Einschlag in der deutschen Heldensage nicht herausgefühlt hat. So schwankt er vom Falschen zum Wahren tastend hin und her, bald alles durcheinanderwerfend, bald zu schroff scheidend. Ein vierter und letzter Artikel gilt den „Helden vom Rheine“, dem zuerst von Fischer 1780 herausgegebenen Walthariusliede. Auch dies Gedicht, das Joh. v. Müller nicht gekannt, während der Herausgeber von den Nibelungen nichts wusste, hatte A. W. Schlegel gewürdigt und durch das, wie er sagte, „nach den damaligen Begriffen von classischer Kunst mit Virgilischen[2]) Phrasen“ aufgestutzte Gewand richtig die Linien der Heldensage gesehen. Ebenso erfasst Görres damit — der Inhalt wird den Lesern des „Einsiedlers“ ausführlich wiedererzählt — „eine der Ramificationen des grossen gothischen Stammgedichtes“, und da er in der Wilkinasage nochmals darauf stösst, ist in ihm abermals eine Gliedmasse „jenes grossen verschütteten poetischen Organismus“

[1]) S. Mogk a. a. O. S. 1.

[2]) S. jetzt W. Meyer, Zs. für deutsches Altertum 43, 117 ff.

aufgefunden, „der, nachdem das Leben aus ihm gewichen, nur in einzelnen Fragmenten sich erhalten hat.“ Die zu frühe Datierung mit ihrem Apparat geht im Wesentlichen auf die Vorarbeiten Fischers u. a. zurück.

Noch einmal, freier und tiefer als bei Gelegenheit Dietrichs von Bern, schaut Görres das poetische Verfahren der Heldensage an, nachdem es ihm aufgefallen ist, dass hier für die Burgunden der „Nibelungen“ die Franken eingetreten sind.

Dem Schlusse zustrebend, kann er sich nicht versagen, lokalpatriotische Lichter aufzusetzen, den Rhein, das alte Worms zu feiern und dabei, wie später im „Rheinischen Merkur“, gegen die eigenwillige Zerstörung altehrwürdiger Denkmale deutscher Geschichte in einer gedächtnisschwachen Zeit zu eifern, „die rein vergessen, was wahrhaft Merkwürdiges in ihrer Vergangenheit geworden.“ Jene elegisch-dumpfen Reflexionen über den „Nomadenzug“ der Geschichte, über das Verrauschen und Verschwinden alles Lebens, wie sie in den „Volksbüchern“ und früher verdüsternd aufgetreten, werden dadurch wieder wach. Aber nicht lediglich in der Vergangenheit wühlend, sondern mit den grossen nationalen Begebenheiten seiner Tage immer doch fest verkettet, schliesst er mit zweideutiger Anspielung auf die Napoleonische Herrschaft: . . . „es ist auch am Leben nicht zu schelten, wenn es zerstört, was es gebaut; . . . wenn aber ein einzelner Privatwillen von gestern und von heute zerstört, was der Jahrhunderte ist, das muss man für frech und gottlos halten.“ [1])

Görres Aufsatz ist in seiner Unfruchtbarkeit als litterarhistorische Forschung kaum besser zu bezeichnen, als Goethe dies in den bekannten Worten an Knebel vom 23. November 1808 thut [2]): über die „Herren Görres und Consorten“, die „noch dichtere Nebel“ über die Nibelungen ziehen und Land und Berg trüben, „um alle gute kritische Jagd zu

---

[1]) Vgl. die ähnliche Äusserung oben S. 135.

[2]) Briefwechsel mit Knebel I, 338.

verhindern." Auch als schriftstellerische Leistung ist er nicht eben glücklich zu nennen; und dass er in der Einsiedlerzeitung „viel besser nicht da" wäre, wird man auch heute mit Brentano zugeben, dem er „als Dithyrambe zu knolligt und als gelehrte Untersuchung ganz ohne allen Werth" war[1]), womit er im Grunde kurz und treffend charakterisiert ist. In diesem scharfen Urteil, das freilich schon, nachdem nur erst ein Viertel erschienen war, von Clemens in Kassel niedergeschrieben wurde, wird man auch eine Spiegelung Grimmscher Ansichten erblicken dürfen.[2])

Hatte doch Arnim in einer Note zu Görres erstem Aufsatze (a. a. O. S. 43) versprochen, in der Folge noch die Untersuchungen zweier Gelehrten mitzuteilen, „um in das Historische dieses nach unsrer Überzeugung wichtigsten und lange vernachlässigten Durchbruchs unserer Poesie nach allen Richtungen einzudringen, den Gegenstand möglichst zu erschöpfen, damit" — echt Arnimisch! — „künftige Bearbeiter dieser Gedichte sich unbesorgt ihrer Erfindung überlassen dürfen."

Der eine dieser Gelehrten war Wilhelm Grimm[3]). Sein Aufsatz „Über die Entstehung der altdeutschen Poesie und ihr Verhältniss zu der nordischen" fand aber den „Einsiedler" nicht mehr am Leben[4]), wurde in Daub und Creuzers „Studien" untergebracht[5]) und steht wieder in enger Beziehung zu der Beurteilung des v. d. Hagenschen Nibelungenliedes in den Heidelbergischen Jahrbüchern 1809[6]). Durch die Prägnanz und originale, tief eindringende

[1]) Arnim u. Brentano S. 253.

[2]) Friedrich Schlegel schreibt ziemlich farblos an Arnim (8. Juni 1808): „Herrn Görres empfehlen Sie mich auch, wenn ich bitten darf, angelegentlichst. Ich las seine Beiträge sowie überhaupt die 8 ersten Nummern des Einsiedlers mit vieler Freude" (Zeitschr. f. d. östr. Gymnasien 40, 100.)

[3]) Der andere sollte Tieck sein (Holtei I, 13, 15).

[4]) Briefe II, 140.

[5]) Bd. IV, 1808, S. 75—121; 216—288 = Kl. Schr. I, 92—170.

[6]) V, I, 179—189: 238—252 = Kl. Schr. I, 61 ff.

Gelehrsamkeit beider Abhandlungen wurde Görres vorschnelle, diffuse Betrachtung dieser Dinge zumeist entwertet, obwohl auch Wilhelm Grimms Untersuchungen ja erst in Kinderschuhen einhergingen. Auch eine direkte „Opposition“ seine Ansicht der Nibelungen fand Görres darin[1]), „die“, gegen schrieb er, „insofern sie gegen einiges zu scharf und einseitig Ausgesprochenes gerichtet ist, meinen ganzen Beifall hat, andererseits aber mich doch auch wieder nicht ganz für sich gewinnen kann.“[2]) Und nun legt Görres in demselben und den folgenden Briefen noch einmal im Meinungstausch mit Wilhelm Grimm und auch mit Jakob seine Ansichten über die Entstehung der Heldensage vor[3]). Wie er das wenige, was aus seinem früheren Aufsatz vor allem hinsichtlich des Verhältnisses der Deutschen zur nordischen Dichtung, uns heute als richtig gelten kann, umstürzte, von den Grimms in die Enge getrieben, zurückwich, sich kreuz und quer widersprach und durch die phantastischen Schlüsse seiner jetzt fertigen Mythenforschung unheilvoll beeinflusst wurde, das lässt sich kaum mit der Sonde der Kritik behandeln. Den Priesterschulen seiner mythologischen Symbolik gesellen sich jetzt Dichterschulen, „und diese Dichterschulen standen in eben so genauem Verkehre miteinander, wie die der Priester. Und von Indien über Griechenland bis zum Norden und nach Iberien geht eine Tradition der Rhythmik und des äusserlichen Versbaues, wie der innerlichen Heldenfabel“ (II, 222). Eine asiatische Heimat der deutschen Heldensage — wie dehnbar Görres diese Ansicht auch formulieren mochte — konnte er den Brüdern nicht einreden, bei aller Bewunderung, die sie für Görres Mythengeschichte übrig hatten[4]); Jakob, der ihre Einwirkung auf seine An-

[1]) Gemeint wohl z. B. Kl. Schr. I, 124 ff.

[2]) Briefe II, 130 ff.

[3]) Briefe II, 130 ff., 138, 140 ff., 192, 211, 215, 218, 221 f., 251 f., 366 f. u. a.

[4]) Briefwechsel der Gebrüder Grimm mit nordischen Gelehrten. Hrsg. v. Ernst Schmidt, Berlin 1885, S. 25; neben anderem Näherliegenden.

schauungen sonst wohl erfahren[1]), schreibt sehr schön[2]): „Fragt es sich nach der Ursprünglichkeit unserer Heldensage, so möchte ich freilich auch nicht sogleich den bestimmten Boden, den lieben Rhein und viel anderes fast historisch und geographisch bestätigtes aufgeben, gegen die ungewisse scythische Herkunft. Es ist mir, als sollte ich meine Religion aufgeben für eine ältere, die damit zusammenhängt." Freilich läuft in den Görresischen Fabeleien jener Briefe auch manche sinnfällige Charakteristik mit unter, wie etwa diese: Die nordische Poesie „schwingt das Schwert und schlägt Feuer aus dem in Eis crystallisirten Wasser, während etwa der Indier ganz am anderen Ende der poetischen Welt mit spitzen Fingern elektrische Sonnen und Strahlenbüschel aus ihm hervorlockt."[3]) Oder ich erinnere an das gesunde Wort[4]): „Bis eine Reihe Gesänge erst zu einer epischen Körperschaft wird, verlaufen Jahrhunderte."

Durchaus ein Analogon zur Heldensage war für Jakob Grimm bekanntlich die Tiersage. An dem Werden und Wachsen der Grimmschen Gedanken[5]) über diese Litteraturgattung hat auch Görres Anteil genommen. Nicht nur, dass er Jakob Grimm 1811 die mittelhochdeutsche Bearbeitung des Reinhart aus dem dreizehnten Jahrhundert in der pfälzischen Handschrift durch Glöckle verschaffte und Grimms Herausgeberplänen noch auf andere ihm mögliche Weise die Wege zu ebnen suchte: er hat sich auch selbst auf briefliche Erörterungen über das Tierepos eingelassen. Im Grunde besteht hier trotz manchen Übereinstimmungen zwischen Görres Ansicht und der Grimmschen ein gleicher

---

[1]) Scherer, Jakob Grimm, 1885, S. 124.

[2]) Briefe II, 138.

[3]) Briefe II, 366.

[4]) Briefe II, 211.

[5]) Ich empfinde es als einen Mangel, dass Voretzsch in seinem vortrefflichen Aufsatz über Jakob Grimms deutsche Thiersage und die moderne Forschung (Pr. Jahrb. 80, 417—484) nicht die genetische Entwicklung der Grimmschen Ansichten an der Hand der Korrespondenzen verfolgt hat.

Gegensatz, wie bei der Heldensage. Görres sucht den Ursprung der Tiersage ausserhalb der germanischen Völker, im Osten: „Eine Dichtung, die so viele Jahrhunderte alt geworden, muss nothwendig ursprünglich von dem alten Titanengeschlechte sein.“ „Die ersten (Tier-)Fabeln“, so schreibt Görres weiter[1]), und man erkennt wieder die übermächtige Beeinflussung seiner litterarhistorischen Anschauungen durch die Mythenforschung, „waren ohne Zweifel Priesterwerk, dramatische hieroglyphische, ganz auf den Grundsatz aufgebaut, dass ein Geist durch alles Leben gehe.“ Jakob Grimm hat nur flüchtig 1810 an asiatische Herkunft gedacht (II, 132); seine berühmte, erst nach Jahrzehnten abgeschlossene Forschung über die Tiersage verkündet als obersten Grundsatz ihren altersgrauen deutschen Ursprung. Ebenso wie in seiner oben citierten Äusserung über die Heimat der Heldensage waren es vor allem gefühlsmässige Gründe, die sich in Jakob Grimm dafür regten, und wie nahe steht innerlich jener Briefstelle über die Heldensage sein Ausruf im „Reinhart Fuchs“ 1834 (S. CCXCIV): „Mir ist als empfände ich germanischen Waldgeruch in dem Grund und der Anlage dieser lange Jahrhunderte fortgetragenen Sagen!“ Von dieser liebevollen Versenkung in das Enge, Trauliche, Häusliche besass Görres ungeheuer extensive Phantasie wenig; immer mehr richtete er in den späteren, nachheidelberger Jahren den Blick auf den Strom der gesamten Weltlitteratur mit Hintansetzung des Nationalen. Und von da her empfängt eine Stelle in einem Brief des Freundes Arnim an Dorow vom Jahre 1810, die wohl vornehmlich an Görres Mythologie und seine indischen und persischen Studien denkt, helles Licht: „Es ist“, schreibt Arnim, „ein ungemeines Unglück in unserer Zeit, dass fast alle Gelehrten in alles hineinarbeiten und in kein Einzelnes vollständig und erschöpfend, insbesondere, dass der historische Fleiss jetzt, wo aus den Quellen nicht mehr ein Geheimnis gemacht wird, so sehr verschwunden und die wenigen, die

---

1) Br. II, 185 ff.

noch etwas der Art haben, quälen sich mit Kleinigkeiten aus der ältesten fremden Geschichte herum, und versäumen die Geschichte ihres eigenen Volkes, dessen Denkmale rings um ihnen vermodern." [1])

Glöckle verschaffte Görres aus Rom auch Abschriften deutscher Heldenepen: des „Rosengartens" [2]), die, nachdem die Bibliotheca Vaticana aufgegeben worden war, in Wilhelm Grimms Hände gelangte [3]), und der Heidelberger Handschrift (No. 314) von „Dietrichs Flucht" [4]), die Görres v. d. Hagen — in dem nicht zustande gekommenen zweiten Band von dessen „Deutschen Gedichten des Mittelalters" [5]) — herauszugeben überlassen wollte. [6]) Da v. d. Hagen in Perthes „Vaterländischem Museum" 1810 von dem neuentdeckten trefflichen „Alphart" Nachrichten und Proben gab [7]), mochte Görres, der politischer Mitarbeiter war, Veranlassung nehmen, auch eine „kleine Notiz" von „Dietrichs Flucht" einzuschicken. „Hätte ich", sagt er, „ihr einen noch einmal so grossen Umfang geben wollen, so hätte ich füglich alles Merkwürdige gefasst." Sie sollte ins 6. Heft des Jahrganges 1810 kommen (Br. II, 125), ist aber hier nicht, und da das „Museum" mit dem Januar 1811 einging und der versprochene Ergänzungsband nicht erschien, dort überhaupt nicht veröffentlicht, sondern verarbeitet worden in Görres Besprechung der „Beiden ältesten deutschen Gedichte aus dem achten Jahrhundert: das Lied von Hildebrand und Hadubrand und das Weissen-

---

[1]) Reminiszenzen, hrsg. v. Dorow, Leipzig 1842, S. 112.

[2]) II, 372 u. a.

[3]) Briefe II, 506, 510.

[4]) Deutsches Heldenbuch, 2. Teil, hrsg. v. Ernst Martin, Berlin 1866, S. XXXIV.

[5]) S. Ankündigung in Hermode u. Iduna 1812, Anzeiger No. 10. „Dietrichs Flucht" war demnach nicht für v. d. Hagens erstes „Heldenbuch" bestimmt, wie Görres in dem Brief II, 128 annimmt, oder etwa für das „Altdeutsche Museum" (Anhang No. 2).

[6]) Briefe II, 106, 110. Erschien dann erst 1825.

[7]) 1810, 2. Heft, S. 216 ff.

brunner Gebet u. s. w. herausgegeben durch die Brüder Grimm" 1812 (Heidelb. Jahrb. 1813, S. 337—355). An ihr gefiel Wilhelm ganz mit Recht „das eigene Anerkennen einer jeden Zeit in ihrer eigenthümlichen Weise und dem damit zusammenhängenden eigenthümlichen Werth." [1]) Die feierlichen Töne, die für jene „beiden Greise" der deutschen Dichtung aufgeboten werden und die Schauer der in die Gegenwart hineinragenden kolossalen Vergangenheit auskosten, zeigen wieder den ganzen Görres. Aber seltsam ist der Versuch, dass er sich mit den Brüdern auf das Gebiet sprachlicher Erörterungen begiebt, er, der Jakobs „scharfen Blick in den Mechanismus der Sprache" bewunderte, weil er ihn nicht hatte, „da ich", wie er 1812 gesteht, „Sprachen immer ungebührlich als Werkzeuge angesehen habe, ohne zu bedenken, dass das Werkzeug selbst wieder eine Wissenschaft ist und hat!" [2]) Dass Görres die ganze Bedeutung des historischen Sprachstudiums zu erfassen im Stande war, zeigt seine freudige und verständige Begrüssung der Grimmschen Grammatik.[3]) Beachtenswert ist auch in dieser Recension, dass er seine heimische Mundart einigemal zur Erklärung des Althochdeutschen heranzuziehen sucht.[4]) Sonst aber verdienen diese Aufstellungen so wenig ein näheres Eingehen, wie der übrige wissenschaftliche

---

[1]) Briefe II, 388. Vor allem auszuzeichnen ist darin die Charakteristik des epischen Stils der altgermanischen Heldendichtung; dazu vgl. Br. II, 221: „Sie (die Edda und das Hildebrandslied) haben mir in ihrer tragisch grossen Haltung und dem festen Auftritt ungemein gefallen. In kurzen Stössen, wie Blutwellen aus einem vollen, starkbewegten, tiefgerührten Herzen, steigt die Rede in den abgesetzten Versen aus der Brust; wie im kleinen kurzen Trotte eines edeln Rosses, das die Trompete zum Streit aufregt." Man denkt an Lessings Charakteristik der Gleimschen Grenadierlieder und ihre Vergleichung mit den alten Bardengesängen; auch dort ja das Bild von „dem Absetzen der kriegerischen Trommete".

[2]) Briefe II, 329.

[3]) Briefe II, 579 f.

[4]) Heidelb. Jahrb. a. a. O., S. 339 f.

Inhalt der Besprechung, der, in der Hauptsache wieder eine verbreiternde, geistreich umherschauende und tief charakterisierende Paraphrase der Grimmschen Resultate, wo er auf eigene Füsse sich stellen möchte, zusammenbricht. Zwei Förderungen aber sind doch herauszuheben: Einmal die Ergänzung, die die Grimmschen Untersuchungen über den Zusammenhang des Hildebrandsliedes mit dem ganzen ostgotischen Sagenkreise eben durch Hinzufügung des Inhalts von „Dietrichs Flucht" erhalten, den Görres lebendig, die Verse und Reime des Originals hie und da durchschimmern lassend, entfaltet; zweitens die Aufweisung des wichtigen Zeugnisses für die deutsche Heldensage aus dem Chronicon Urspergense[1]), worauf A. W. Schlegel in der Recension der „Altdeutschen Wälder" gelegentlich anerkennend für Görres den Ton legt.[2])

Wenn der Schluss der Anzeige noch einmal das Ganze „um die treue Gründlichkeit, um die schöne Liebe zur Sache, um die durchgängige innere Tüchtigkeit, um die wohlbewahrte darin herrschende Geistigkeit" lobt, wie denn die ganze Besprechung als aus warmem und bewunderndem Herzen geflossen sich darstellt, so durfte der Wunsch der Brüder, Görres „öffentliche Stimme" über eine Abhandlung zu vernehmen, „der es ganz sonderlich an Bekanntmachung fehlt, da sie aus Versehen auch nicht in den Messkatalog gesetzt worden ist" [3]), mehr als erfüllt sein. Görres reine und energische, von jeder kleinlichen Nörgelei weit entfernte, stets unbedingte Parteinahme für die „Besseren", die allein den Schlüssel haben zu der „Schatzkammer von guten und kostbaren Werken", die „nach und nach in den Bergen sich anhäuft" (Br. II, 254), „und wo sie sich ergötzen gehen können", musste ihnen hochwillkommen werden. So hatte Jakob ihm die Recension seines Buches über den altdeutschen Meistergesang aufgetragen, so hätten sie die

---

1) Deutsche Heldensage No. 23.

2) Heidelbg. Jahrbücher 1815: S. W. hrsg. v. Böcking 12, 408.

3) Briefe II, 359. Vgl. auch die Propaganda für ihre Arbeiten im „Merkur" 1814. No. 154 (26. November).

Märchen und die Altdänischen Heldenlieder Wilhelms gern von ihm angezeigt gesehen. Nur mit schönen brieflichen Ergüssen über beide vermochte sie aber der Freund zu beschenken.[1])

---

[1]) Vgl. Br. II, 253, 360, 371 f., 376 f., 378. In der mit Arnim und Brentano gemeinsam verfassten Ankündigung der altdänischen Lieder (Heidelberger Jahrbücher 1810, 3. Intelligenzblatt; Kl. Schr. v. W. Grimm I, 172; vgl. R. Steig, Zs. f. deutsche Philologie 29, 195) hat Wilhelm Grimm laut eigenem Zeugnis Görres Stil nachahmen wollen. Die Worte lauten dort (das gesperrt Gedruckte ist W. Grimms Einschub in Arnims Text, der hier ebenfalls Görres nachzuahmen scheint): „Noch jetzt ist im tiefen Norden zwischen Felsen und Meeren die Kinderstube unserer Poesie aufgebaut, wo die Riesenamme noch an der leeren Wiege sitzt und die alten Lieder singt, denn sie ist vor Alter blind geworden, und isländisches Moos bedeckt ihre Augen; ihr Mann, der alte Bergriese, ist längst neben ihr eingeschlummert, Schnee bedeckt sein Haupt, und nur zuweilen, wenn er von den Kämpfen mit den Recken träumt, haucht er Feuer aus; das Kind aber war mit offenen Augen geboren und ist ihr davon gelaufen, ehe es noch ihre Künste abgelernt hat" (Kl. Schr. v. W. Grimm I, 174). Es kann sich natürlich hier nicht um wörtliche Übereinstimmungen handeln; Wilhelm Grimm hat nur den Vorstellungskreis und die Stimmung treffen wollen, die sich einfinden, wenn Görres auf urälteste Poesie zu sprechen kommt. Am nächsten steht der Grimmschen Parodie eine Stelle aus der Einleitung zu Görres Schrift „Glauben und Wissen" 1805 (vgl. meinen Neudruck „Charakteristiken und Kritiken von Joseph Görres aus den Jahren 1804 und 1805", dritte Vereinsschrift der Görresgesellschaft für 1900, Seite 64), aber auch andere ähnliche Stellen lassen sich wohl aufweisen. Hier noch eine (Heidelberger Jahrbücher 1810, I. Abteilung, I, 242): „Darum der volle, feyerliche, seltsam befremdende, tief dunkle Ton, in dem diese Stimmen fernster Vergangenheit zu uns herüber dringen; es ist wie ein einfachster donnernder Choral, der durch darauf gewälzte Berge zur Menschensprache gedämpft, sich zu unserm Ohre drängt, oder wie ein lallendes Riesenkind, das einfältige und doch wunderbar verständige Rede gibt." Oder man vergleiche die Vorrede zur „Mythengeschichte", Seite 4: „Hoch und höher müsst ihr am Fluss der Zeiten steigen, bis ihr zuletzt am Berge die ehrwürdige, silbergraue Gestalt gefunden, die an der Quelle von jedes Volks Geschichte sinnend ruht" u. s. w.

Und auch nur durch Überlassung von zwei Bruchstücken einer Nibelungenhandschrift[1]), die er gefunden hatte — „Görres ist im Finden glücklich", schreibt einmal Meusebach[2]) — unterstützte er dann die „Altdeutschen Wälder", diese erste, streng wissenschaftlich-germanistische Zeitschrift, bei deren Ankündigung die Brüder der Hoffnung auf seine Teilnahme gedenken wollten.[3])

Ungefähr dasselbe, was Görres mit den Grimms brieflich verhandelt hatte, giebt er über die Heldensage in gedrängter Form samt allerlei andern sagen- und religionsgeschichtlichen Lichtern zum Besten in der Recension des „Taschenbuchs für Freunde altteutscher Zeit und Kunst 1816" im Rheinischen Merkur 1816 (4. u. 6. Januar).[4]) Hier, wie überall sonst, wo er über Heldensage und Sagengeschichte spricht, haftet seinen Ausführungen der Charakter einer gewissen Zurückgebliebenheit an, weil er immer noch von deutschen Barden, den Bardengesängen, die Karl der Grosse hatte sammeln lassen u. a. spricht.[5]) Und doch musste er, wenn er anderes nicht kannte,

---

[1]) Lachmanns e und f, zu einer Handschrift L gehörig; Br. II, 488, 505. Die S. 510 erwähnten weiteren Fragmente sind wohl in die Hände des Freiherrn v. Lassberg übergegangen (Sepp, Görres 1896, S. 110).

[2]) Er betraute ihn auch mit der Suche nach Fischart-Drucken und -Handschriften in Strassburg (vgl. Meusebachs Briefwechsel m. d. Brüdern Grimm, S. XI). Ich will hier auch auf die von Görres in der Bibliothek zu Trier aufgefundene Glossenhandschrift (Summarium Heinrici) hinweisen, die er gelegentlich der Grimmschen Grammatik, Briefe II, 580, beschreibt. Sie ist danach in der 2. Auflage des ersten Bandes von J. Grimm erstmalig benutzt worden. Vgl. Steinmeyer und Sievers, Die althochdeutschen Glossen IV, 622.

[3]) Br. II, 361.

[4]) Politische Schriften III, 356—66; bes. 358 ff.

[5]) Vgl. bes. Heidelbg. Jahrb. 1813, S. 767 f. (Recension des „altdeutschen Meistergesangs"). Das Ludwigslied ist ihm dort „ohne Zweifel das Werk eines solchen Barden, und die Heldenbücher sind von ihnen gesammelt worden und selbst die Nibelungen, in der Art etwa wie die Ilias vor Pisistratus, sind ohne Zweifel unter

wissen, dass schon A. W. Schlegel im „Athenäum"[1]) energisch gegen diese heillose Verwirrung des germanischen Altertums mit dem keltischen protestiert hatte, als von einem deutschen Edelmann auf die Wiederentdeckung der von Karl gesammelten „Bardengesänge" ein Preis ausgesetzt worden war; wobei Schlegel ganz richtig anzweifelt, dass darunter alte heidnische deutsche Lieder zu verstehen seien.

Die Herrlichkeit der altgermanischen Sage aber half mit Bildern und Idealgestalten den Stil von Görres in den patriotischen Aufsätzen des „Merkur" und in andern politischen Schriften tingieren. Ihm zuerst, wie dann manchen andern im 19. Jahrhundert werden die Figuren der nordischen und deutschen Heldensage überlebensgrosse Typen. Schon die „teutschen Volksbücher" sagten: „So war Siegfried gross in seiner Zeit, die Fabel hatte ihn in ihren Gigantenkreis aufgenommen, Alarich mit seinen Zwergen war ihm befreundet, und so wohnten die Riesen und die Zwerge friedlich beieinander. In der Folge aber vermischten im Muthwillen Beide sich miteinander, und es entstand ein Mittelschlag, der die Erde baute, und die Riesen wichen und die Zwerge mussten wandern, nachdem sie vorher jeder einen Silbergroschen in den Opferstock geworfen, und das ist bis auf den Tag noch das Kapital, mit dem wir Wucher treiben."[2])

Görres, dessen Äusseres Crabb Robison dem Calibans vergleicht[3]), zog eine gewisse Wahlverwandtschaft zu den Gestalten voll urwüchsiger, wilder Leidenschaft.

---

ihnen umgegangen." Selbst die Minnepoesie bringt Görres dort mit den Barden in Verbindung; Otto I. oder II., oder Konrad der Salier hätte die Barden zu seinem Hofe geladen. An diesem denkwürdigen Tage habe die heidnische Kunst die Sanktion der Kirche erhalten, und daher sei später die Sage von der Stiftung des Meistergesangs entstanden! Vgl. oben S. 138.

[1]) II, 306—309: Böcking XII, 39 ff.

[2]) S. 99.

[3]) Diary etc. III, 46.

Er schreibt einmal an die Grimms: „Auch nach allen den anderen Sagen, die Sie mir nennen, trage ich Verlangen, weil all das nordische Wesen mit seiner raschen Wärme aus dem Gefunkel vom Schlage des geschliffenen Stahls einen eigenen spezifischen Reiz für mich hat, wie Eisenwasser für meinen Gaumen.“ [1]) In seiner Schrift „Die rothe Mütze und die Kapuze“, 1838, die den „Athanasius“ mit Görres eigenen Stilmitteln bekämpfen möchte, notiert [2]) Gutzkow auch die Thatsache, dass die nordische Mythologie und die Heldensage allmählich aufgehört haben, der Görresischen Phantasie Bilder und Allegorien zu liefern.

4. Gralsage. Sagengeschichte. Pläne und Ausklänge.

In der erwähnten Recension des „Taschenbuchs für Freunde altteutscher Zeit und Kunst“, die sich in No. 354 und 355 des „Rheinischen Merkur“ 1816 [3]) findet, spricht Görres über die heidnisch-germanische Religion, gegen die das Christentum gewütet habe, und fährt dann fort: „Nur Heldensagen, theils alte, theils neu in der Völkerwanderung schon christlich umgedichtete retteten sich in die Nibelungen und das Heldenbuch, und die Kirche selbst bildete sich, im Westen auf alte gälische Sagen aufgesetzt, einen neuen Kreis in den Dichtungen des Grals, den sie jenen Heidnischen entgegensetzte.“ Diese lose hingeworfene Bemerkung mag vorerst hier die Brücke hergeben, auf der wir von Görres Beschäftigung mit der Heldensage zu seinen Studien über den „Dichtungskreis des heiligen Grales“ gelangen. Sie sind niedergelegt in der umfänglichen Einleitung zur Ausgabe [4]) des „Lohengrin“.

---

1) Br. II, 211.

2) S. 4.

3) Vgl. oben S. 171.

4) Lohengrin, ein altteutsches Gedicht, nach der Abschrift des Vaticanischen Manuscriptes von Ferdinand Gloekle. Herausgegeben von J. Görres. Heidelberg, bey Mohr und Zimmer. 1813.

Über die textkritischen Qualitäten dieser Arbeit brauchen nicht viel Worte verloren zu werden, wenn ihr auch das Verdienst bleiben wird, für die Aufnahme der Sage in den Bereich der Bildung vielfach gedient zu haben. Die 1858 von Heinrich Rückert in seiner trefflichen Ausgabe dargelegte Unbrauchbarkeit des Textes, den Glöckles in der Vaticana genommene Abschrift — vorher hatte schon Tieck sich aus den beiden vaticanischen Handschriften Excerpte gemacht[1]) — bot, ist von Görres selbst nach Rückkehr der pfälzischen Manuskripte in vollem Umfange erkannt worden. „Glöckle“, schreibt er[2]) 1817 an W. Grimm, „ist von Geburt ein Schwein, und von Erziehung ein Bruder Lüderlich und Sauffaus, weswegen man sich nicht wundern darf, wenn er voll des süssen Weines ein u für ein x gelesen.“ Und bald darauf[3]) an Jakob, der damals gerade in Heidelberg die zurückerworbene Palatina sich nutzbar machte: „Der Kerl hat ohne Zweifel immer halb besoffen geschrieben. Sie werden gesehen haben, wie er den Lohengrin zugerichtet; ich habe glücklicherweise noch Einiges von seinem Manuscripte, das den Setzer freispricht. Ich weiss nicht, was ich mit dem Buche anfangen soll, da die Menge der Berichtigungen über die Mensur hinausgehen würde.“ Aber auch Görres selbst ist da, wo er die Handschriftenfragmente[4]), die damals in Coblenz sich gefunden hatten, wiedergiebt, nach Rückerts Zeugnis, und wie denn nicht anders zu erwarten, ganz ungenau und willkürlich zu Werke gegangen[5]). Die Vorrede spricht von einer „sorgfältigen Vergleichung“ der beiden vatikanischen Hand-

„Den Brüdern Grimm in Cassel zugeeignet.“ Ich habe das mit handschriftlichen Einträgen und Randbemerkungen der Brüder versehene Dedikationsexemplar aus der Berliner Universitätsbibliothek benutzt.

1) Br. II, 202.

2) Br. II, 510.

3) Br. II, 524.

4) Lohengrin S. XCV—CVI.

5) Rückert a. a. O. S. 207.

schriften. Wie es damit bestellt gewesen ist, hat schon Jakob Grimm in seiner Recension durchschaut (Heidelbg. Jahrb. 1813, No. 54 = Kl. Schr. VI, 134 ff.), der dort auch bedauerte, dass die leicht zugänglichen Strophen des Wartburgkrieges nicht zu Rate gezogen seien.

In die Werkstatt dieser Görresischen Arbeit kann man durch die Korrespondenz [1]) mit den Brüdern Grimm hinein schauen. Man ersieht da, dass die Gedanken der Vorrede stückweis und sorglos zusammengeholt wurden. Sie wurde denn nach eigenem Geständnis auch so gut, wie er sie „fern von allen Bibliotheken und Hülfsmitteln schreiben konnte“. Sie macht als schriftstellerische Leistung einen etwas mühsamen kompilatorischen Eindruck und lässt nur stellenweise den lebendigen, raschen Pulsschlag fühlen, den man an Görres wahrzunehmen gewohnt ist.

Es sei, was Görres Erörterungen über den eigentlichen Lohengrin betrifft, nach Möglichkeit von Seitenblicken auf moderne philologische Kontroversen und Resultate abgesehen und nur erwähnt, dass richtig [2]) chronikalische Grundlage für die späteren Partien des Gedichtes erkannt wird, und die Vermutung, Frauenlob sei der Verfasser, von andern aufgenommen und zu begründen gesucht worden ist [3]). Bei der ästhetischen Erschliessung und Beurteilung der altdeutschen Dichtung spricht Görres eigentlich nicht pro domo, brieflich sowenig als in den Begleitworten vor dem Texte. Der Charakter des Ganzen ist gut getroffen, wenn es heisst: „Ein eigenthümlich wieriger und schwieriger Geist giebt sich ... in allem kund, der, nachdem er alles wohl überlegt, noch einmal zu Rathe geht, dann die Sache über Nacht ungern zum letztenmale bedenkt, und am Morgen in der Messe noch fromm des Himmels gute Leitung sich erbittet. War

---

[1]) Br. II, 106, 110 ff., 128, 132, 136, 187 ff., 202, 229, 247, 265 f., 349, 368, 380, 386, 395 u. a. Es bringt wenig Gewinn, diese Zeugnisse auseinander zu breiten.

[2]) Rückert a. a. O. S. 251.

[3]) A. a. O. 260 ff.

erst einmal von dieser umsichtlichen Bedächtlichkeit des Charakters die alte Stählung weggeschliffen, und hatte die Reibung durch frische Gymnastik aufgehört, dann war nur eine Spanne bis zu jener bleiernen Pedanterie, die Teutschland abgelähmt und verdorben hat." Und weiter schildert Görres das überreichliche realistische Beiwerk der Dichtung (S. LXXXIII): „Kein Empfang wird uns erlassen und keine Zwiesprache, Messen werden ohne Zahl gelesen, wir müssen das Kapitel in Kölln zur Wahl des kaiserlichen Prinzen bereden, dagegen werden auch die Pfennige uns vorgetragen wie sie vom Hammer fliegen; die Bräute müssen wir ins Hochzeitbett zu seinen Heimlichkeiten hin begleiten, und am Morgen das Breudel(Braut)huhn mit verzehren." [1]) Obwohl das Gedicht nur denen vom driten Range beigerechnet werden könne, sei die Form doch besser, als sie bei vielen andern Dichtungen „dieser Zeit" — Jakob Grimm durfte mit Recht zu dieser hier völlig in der Luft schwebenden Bestimmung die Randbemerkung „welcher?" eintragen — gefunden wird. Das treue Anschliessen an vaterländische Sitte und Gesinnungsart, wenn sie gleich dem poetischen Verdienst bisweilen Eintrag thut, ist es gewesen, was seine „Wahl für die Herausgabe zuerst auf dies Gedicht gelenkt". Auch diesen Worten hat Jakob Grimm in seinem Exemplar ein Fragezeichen beigesetzt. Denn einmal waren es rein äusserliche Anlässe, die Görres gerade auf den Lohengrin geführt hatten, zum andern aber bot dies Epigonenwerk aus Wolframs Schule eine Handhabe zum weiteren Ausbau seiner Sagenkombinationen. Den Zusammenhang des nun in Görres Gesichtskreis ge-

---

[1]) Vgl. auch die Beobachtung Immermanns in seinem Tagebuch vom 11. Januar 1832 (bei Jahn, Immermanns Merlin, Palaestra III, 1899, S. 112), als er Tristan und Lohengrin über Kreuz gelesen: „Lohengrin fällt mir auf wegen des vielen Essens, Messelesens und der Rolle, die Bürger und Städte schon spielen. Es kann den Brabantischen Boden, worauf es wuchs, nicht verläugnen, es hat gegen den Tristan etwas Steifes, Schweres, Historisches, was nicht anspricht."

tretenen Stoffes mit den parallelen Studien über die Heldensage bezeichnete schon die am Eingang dieses Kapitels angeführte Stelle.

Auch in Görres Ideen über die Gralsage prägt sich seine Person und sein Zeitalter aus. Von den drei Gedichten, dem Parcival, dem (jüngeren) Titurel und dem Lohengrin, die eine „poetische Familie" bilden, gilt ihm der Titurel für die „Mitte, Siegel, Kleinod und Edelstein".

Eine Zeit wird besser charakterisiert durch die Bücher, die sie liest und schätzt, als durch die, die sie schreibt. Das gilt vor allem für die Romantik. Selbst A. W. Schlegel, der doch zuerst erkannte, dass der jüngere Titurel nicht Wolfram zum Verfasser habe, fand für das Gedicht, das für ihn, wie später für Karl Rosenkranz, ein Inbegriff aller Wissenschaft und Kunst des Mittelalters war, nur eine Parallele[1]) in Dante. Görres erwog 1817 den Gedanken, dies am schwersten zu bewältigende und auch heut erst teilweise bezwungene mittelhochdeutsche Gedicht herauszugeben. Je mehr seine eigenen Anschauungen dem im späteren Mittelalter so ungemein beliebten Werke voll Mystik, starrer Theologie und Orthodoxie und diffuser Gelehrsamkeit entgegenkamen, um so höher stieg es ihm. In der „Christlichen Mystik" (I, 262 ff.) nennt er es die Krone der ganzen mittelhochdeutschen Dichtung. Heute steht es uns vielleicht zu tief im Werte. Unumstösslich sicher ist aber die Thatsache, dass das Gedicht keine echte und ungetrübte Quelle für die Gralsage darstellt. Görres schöpft, leichtgläubig wie stets, mit Vorliebe daraus, und so wankt von vornherein der Grund vieler kühnen Folgerungen.

So verstiegen und widerspruchsvoll wie haltlos und erzwungen sind die vornehmlich aus dem Titurel hergeleiteten Fabeleien über die Wanderung des Stoffes der

[1]) Heidelbg. Jahrbücher 1811, S. 1109; Böcking XII, 290, 319; Rosenkranz, Über den Titurel und Dantes Komödie etc., Halle u. Leipzig 1829, vgl. bes. S. 55.

Gralepen. Er soll zurück gehen auf eine arabische Vorlage: noch weisen einige Namen auf eine solche hin. Und bei dieser Gelegenheit bescheert uns Görres die geistreichfalsche[1]) Deutung des Namens Parcifal aus „Parsi oder Parseh Fal, d. i. der reine oder arme Dumme“, die bekanntlich in Richard Wagners „reinem Thoren“ Parsifal ihren Niederschlag gefunden hat. Arragonien und Catalonien ist die Heimat der arabischen Fabel, die aber ihrerseits schon eine Compilation war. Die Geschichte vom Gral, das Lebensprincip des Ganzen, ist im innersten Geiste des Christentums empfangen und nur zu jenem arabischen Werk in den toleranten Zeiten vor den Kreuzzügen verarbeitet worden.

Noch ein Gelehrter vom Range Moritz Haupts hat es — nach Jakob Grimms voraufgegangenen Rektifikationen und Abschwächungen — wenigstens der Mühe wert erachtet, sich mit diesen und andern Hypothesen der Görresischen Lohengrineinleitung in seinen Parcivalvorlesungen abzufinden oder sie zu widerlegen.[2])

Man verliert aber immer mehr den festen Boden unter den Füssen, wenn nun Görres, der Mythenhistoriker, den Gral als beruhend auf uralten Ideen des indischen, äthiopischen, ägyptischen, griechischen Heidentums und seiner Priester erweisen will; doch wird man sich der Überzeugung nicht verschliessen können, dass durch diese Auffädelungen der richtigen, von Jakob Grimm zuerst ausgesprochenen Anschauung Bahn gebrochen wurde: es sei die Vorstellung des Grals auf volkstümlicher Grundlage erwachsen, sie stelle ein bei allen Völkern wiederkehrendes „Wunschding“ dar.

---

[1]) Darüber, dass Görres Namendeutungen aus dem Arabischen unhaltbar seien, vgl. Borchling, Der jüngere Titurel und sein Verhältnis zu Wolfram von Eschenbach, Göttingen 1897, S. 8, nach einer Mitteilung Wellhausens.

[2]) Vgl. Belger, M. Haupt als akademischer Lehrer, Berlin 1879, S. 289 u. a.

Nach dem Orient, also „von wannen ja alle Religion dem Occident gekommen“, scheint Görres die Gralsage jedenfalls hinzudeuten; ihren Durchgang nach dem Abendland aber hat sie genommen durch Byzanz. Denn den Grundriss der Hagia Sophia findet er in der Beschreibung des Graltempels im Titurel wieder.

Wolfgang Menzel wollte ja bemerkt haben, dass Görres ganze geistige Veranlagung am ehesten zur Baukunst sich neige[1]); er nannte ihn einen innerlichen Baumeister. In der That durchzieht die Beschäftigung mit christlicher Architektur das Leben des Romantikers Görres.

Schon 1808, im ersten Bande der Heidelbergischen Jahrbücher bei Gelegenheit der anonymen Besprechung[2]) von Friedrich Schlegels Poetischem Taschenbuch für das Jahr 1806, lässt Görres einen frühen Weckruf ertönen. Er fordert Schlegel im Hinblick auf seine in dem Taschenbuch enthaltenen Briefe über die gotische Baukunst auf, „darüber ein Werk zu liefern, das für die Kenntniss des Mittelalters und dadurch für die Bildung unserer Zeit das Gleiche und mehr werden könnte, als Winkelmanns Werk über die Antike für die frühere war“. . . . . „Wenn es lange Zeit gut war, dass Deutschland sich in ruhiger Bewusstlosigkeit entwickelte, so machen die Andränge von aussen, die jetzt geschehen, es nöthig, dass es in seinem eigenen Selbst sich zum Beschluss seiner Bestimmung unter den Völkern sammle. Wie kann sie ihm höher entsprechen, als durch die Riesenwerke der Väter“, heisst es da. . . . In diesem Sinne nimmt Görres das Thema im „Rheinischen Merkur“ wieder auf. Der sprachkräftige Artikel in No. 151 des Jahres 1814, „Der Dom zu Köln“, giebt die erste Anregung zur Vollendung jenes heiligen Vermächtnisses.

Dann erscheint 1823 des intimen Freundes Sulpiz Boisserée treffliche „Geschichte und Beschreibung des Doms zu Köln.“ Sie fand Görres auf dem Platze. In

---

1) Vgl. oben S. 117.
2) S. oben S. 79.

umfänglichen Artikeln — wieder der Heidelberger Jahrbücher[1]), 1824 und 1825, aber wie fremdartig nimmt sich der geistig junggebliebene Romantiker Görres in dem gealterten Blatte aus — jauchzt er der neuen Erscheinung zu. Was er seit Jahren an Ideen über Baukunst gesammelt hat, wird in dieser geistreichen und monumentalen, nur zu stark von unbeweisbaren Spekulationen durchsetzten Anzeige abgeladen. Dem Dom von Köln wird in ausführlicher historischer Betrachtung das Münster zu Strassburg an die Seite gestellt, um „so dem Einen durch das Andere Ton und Haltung durch wechselseitige Beleuchtung zu geben“. . . „Also dem allgemeinen Zwecke dienend, den der Entwerfer sich vorgesetzt“, sollte die Abhandlung über das Strassburger Münster zu gleicher Zeit „ihm selber ein Denkmal und eine Erinnerung werden seines Aufenthaltes in dieser Stadt, die in seinem Exile ihn freundlich und liebreich aufgenommen, und die ihm hinwiederum werth geworden.“ 1842 endlich fasste der alternde Görres diese Anzeige, leicht verändert[2]) und gekürzt mit dem obengenannten Artikel aus dem „Rheinischen Merkur“ als Einleitung und mit mächtig spornenden, mahnenden und ratenden Worten an die jüngere Generation in einer eigenen Schrift: „Der Dom von Köln und das

---

[1]) S. oben S. 80.

[2]) Die eben citierten Worte aus der Boisserée-Anzeige lauten hier — man ersieht daraus die Form des Zuschnitts: „Die aber, welche an Ort und Stelle bei der Grundsteinlegung gegenwärtig, den niederrheinischen Bau vor Augen haben, werden durch dies Bild des oberrheinischen, das ich in der Luftspiegelung vor ihnen aufsteigen lasse, nur um so besser sich in den Stand gesetzt sehen, ein solches vergleichendes Urtheil zu fällen. Ich selber habe geglaubt, dadurch wenigstens einigermassen eine Pflicht der Pietät und Dankbarkeit gegen eine Stadt zu erfüllen, die damals in der Zeit meines Exils, in ihren Mauern mich freundlich aufgenommen, und die hinwiederum mir werth geworden, und wollte zugleich mir selber einen Denkstein der Erinnerung setzen“ (a. a. O. S. 19). Eine von der Censur gestrichene Stelle aus der Besprechung von Boisserées Werk s. Sulpiz Boisserée I, 466.

Münster von Strassburg" zusammen, deren Ertrag der Förderung des Dombauwerkes bestimmt war.

Gerade bei Sulpiz Boisserée, dem besten Kenner, fand aber nun das, was Görres über die Architektur des Graltempels vorbrachte, schon im Jahre 1813 lebhaften privaten Widerspruch, wie Jakob Grimm und Creuzer erzählen.[1]) Boisserée zweifelte — und das ist der Kern dessen, was sich auch heute gegen Görres hier einwenden lässt — dass „der Dichter überhaupt so sehr an die Wirklichkeit sich gehalten habe, dass man seine Phantasmata in Form und Grundriss bringen kann". . . „Auf einen berichtigten und sicheren Text komme es dann aber vor allem an." Dass später Boisserée und nach ihm Zarncke wirklich gerade um diese im Vordergrunde des Interesses stehenden Partien des Titurel sich textkritisch und interpretierend bemüht haben, darauf sei wenigstens hingewiesen.[2])

Görres also glaubt im weiteren Fortschritt seiner Einleitung durch die vermeintliche Übereinstimmung der byzantinischen Architektur mit dem Graltempel das alte Byzanz im weiten Orient ausgesondert zu haben, als eine Stelle, an die er die Fäden der Graldichtung anknüpfen kann. In prächtigen Worten wird das Spätgriechentum gewürdigt — man erinnere sich seines frühen Auroraaufsatzes[3]) aus dem Jahre 1805 —, wird Konstantinopel als die Vermittlerin zwischen dem Geistesleben zweier Weltteile dargestellt. „Die erste Aussaat für die Erzielung der neuen Flora der romantischen Zeit ist dort gemacht", behauptet, den Blick auf die Weltlitteratur gerichtet, der Romantiker. „In Byzanz war eigentlich jener Zauberspiegel

---

[1]) Jugendbriefe der Brüder Grimm S. 215; Br. II, 386.

[2]) S. Boisserée, Über die Beschreibung des Tempels des heiligen Grals in dem Heldengedicht Titurel. (Philos.-philol. Abhandlungen der Kgl. Bayr. Akademie der Wissenschaften 1834, S. 307—392. Mit 3 Tafeln.) — Zarncke, Der Graltempel, Vorstudie zu einer Ausgabe des jüngern Titurel. (Abhandlungen der Sächsischen Gesellschaft der Wissenschaften, 1879, S. 375 ff.)

[3]) Vgl. oben S. 44 f., Neudruck der Aurora-Aufsätze (Dritte Vereinsschrift der Görres-Gesellschaft für 1900) S. 74 ff.

aufgerichtet, durch den die Kunst erblicken mochte, was allumher in weiter Welt sich regte.“ Von hier fand Görres wieder einmal den Weg in die Wunderwelt des Orients zurück, die ja der jüngere Titurel mit der Wanderung des Grals nach Indien vor uns ausbreitet. Die alte Vorliebe für diese geographische Fabelwelt, von der schon die „teutschen Volksbücher“ in den Abschnitten über Montevilla oder Herzog Ernst zeugen — aus dessen Sage in der That die märchenhaften Elemente auch in die Fahrt des Grals übergegangen sind[1] —, blickt in diesen weitschweifigen Nacherzählungen wieder durch.

Nach dem Abendlande heimgekehrt, steht Görres auch jetzt unter dem üblen Systemzwang seiner Mythenforschung. Er konstruiert den Gegensatz einer celtisch-bretonischen und iberischen christlichen Priester- und ebensolchen Dichterschule. Dieser Gegensatz, zusammenfallend mit mit dem von süd- und nordfranzösischer Poesie, sei auch in der Graldichtung wirksam gewesen, wo allein der Titurel der iberischen, alles andere hier Einschlagende, besonders auch die eigentliche Artusdichtung der bretonischen Schule angehöre. Durch den gleichen Gegensatz erkläre sich die auf verschiedene Quellen zurückgehende Behandlung der Lohengrinfabel im Parcival und Titurel.

Doch es kann nicht Aufgabe dieser Untersuchung sein, Görres noch weiter auf solchen Irrgängen zu folgen, seine Missverständnisse und haltlosen Voraussetzungen aufzudecken und sich dabei der im Laufe des Jahrhunderts gewonnenen Ergebnisse romanischer, englischer und deutscher Philologie für die Gralsage zu freuen.

Nur noch ein Wort über die Behandlung der Schwanensage.[2] Das Material dafür hat hier nicht seine eigene ungeordnete Belesenheit zusammengebracht, sondern es rührt beinahe ganz aus dem Apparate der Brüder

---

[1] Bartsch, Herzog Ernst. S. CXLVII f., CL; vgl. oben .S 100, 107.

[2] S. LXVI ff.

Grimm her, in deren „Deutschen Sagen“ es die eigentliche Verwendung fand. „Nur durch solche gegenseitige Aushülfe kann bei der grossen Zerstreutheit der Hülfsmittel in Teutschland vom Einzelnen etwas geleistet werden“, sagt Görres[1]) ihnen dankend. Ihn selbst aber zeigt wieder der Versuch, auch diese an verschiedene Orte und Persönlichkeiten angeknüpfte Sage seinem grossen, allgemeinen Gesichtspunkte unterzuordnen, sie „rückwärts weiter zu verfolgen, und Lohengrin in einem der germanischen gefeierten Helden aufzusuchen“ — dem Ulisses des Tacitus. Das ist immerhin plausibel und nicht geistlos. Wenn aber dann diesem „Ulisses“ durch ein paar wie Schläge niederfahrende Behauptungen „Bactra, . . . die goldne Asenstadt Irans, und diese wieder keine andere als die Burg Montsalvatsch in Indien in der Nähe des Paradieses“, als Ausgangspunkt angewiesen wird, so schwindelt es uns vor den Augen. Und Verstand und Logik finden erst wieder auf dem majestätischen Finale einen Ruhepunkt, da es heisst: „so . . . kömmt jener Schwan auf den hellen Silberfluthen des Lichtstromes der, dem Paradiese entquollen, die goldene Burg Irans umfliesst, herangeschwommen, singend und das blendende Gefieder in den Lichtwellen des guten Feuers badend. . . . So lerne man endlich achten die Ideengeschlechter, die wie goldene Fäden durch das Gewebe der Geschichte gehen; alle ihre elenden Zänkereien und Partheyungen, die man thörigt mit grossen Namen in sie aufgenommen, wird wie ein fressendes Feuer die Zeit verzehren, denn es ist alles eitler Tand und nichtig, nur das reine Metall wird allein in der Asche übrig bleiben.“[2])

Schon mehrfach wurde die Recension des „Lohengrin“ durch Jakob Grimm in den Heidelbergischen Jahrbüchern 1813 gestreift. Sie scheint mir für das Verhältnis der Brüder zu Görres germanistischer Thätigkeit kennzeichnend. Jakob Grimm ist dort vor der Öffentlichkeit dem Freunde

---

[1]) S. LXX f. Anm.

[2]) S. LXXVIII f.

gegenüber zurückhaltend und diplomatisch, lässt seine Kritik keineswegs durch persönliche Momente bestimmt werden, und seine Bedenken gegen Göres Arbeitsweise erscheinen dem, der zwischen den Zeilen zu lesen versteht, nicht undeutlich. Görres aber, der stets allen Zunft- und Kliquengesetzen fernstand, schrieb darüber offen und ohne Empfindlichkeit[1]: „Ihre Recension des Lohengrin ... ist recht und gut. Dass Sie weiter nicht herausstreichen und loben, ist meiner Sinnesart zusagend und mir besonders darum lieb gewesen, weil es sonst heissen würde, dass wir uns immer untereinander preisen. Denn dass man sich loben kann ohne Arg und tadeln ohne Feindschaft, davon hat das Volk keinen Begriff.“

Höchst merkwürdig ist eine andere Äusserung aus dem Kreise der Romantik, in dem Briefe L. Tiecks an Solger vom 18. Mai 1818.[2]) Ich setze sie ungekürzt hierher: „Ich habe“, schreibt dort Tieck, „die Vorrede des G— zu seiner Ausgabe des Lohengrin gelesen, wo er auch den Parcival und Titurel charakterisirt. Es giebt doch nichts so unerspriessliches, als diesen Missbrauch der Combinationsgabe, die sich am Ende aber auch jedem beibringen lässt, die sich jeder selbst, mit historischen und mythologischen Lexicis zur Seite, machen kann. Wenn auf diese Weise alles eins ist, so giebt es so wenig ein Eins wie das All; ich kann mir vorstellen, dass ein L'hombre-Spiel geistreicher und tiefsinniger ist. Es ist weit grössere Kunst, auch den geringfügigsten Gegenstand in sich selber recht klar zu entwickeln und interessant zu machen, als so altes und neues Testament, Mittelalter und Indien, Mythologie und Platonismus zu verknüpfen und eins mit dem andern abzuschlachten. Was uns erst als Körper und Gewissheit nahe steht, zerfliesst in Schatten,

---

[1]) Br. II, 395. Vgl. übrigens auch J. Grimm an Fr. Schlegel über den „Lohengrin“ bei Holtei, Dreihundert Briefe I, 158.

[2]) Solgers nachgelassene Schriften und Briefwechsel. Hrsg. von Ludwig Tieck und Friedrich v. Raumer, Leipzig 1826, I, 637 ff. Vgl. oben S. 67.

und man will uns beweisen, aus diesen sey der Leib hervorgegangen, dieser absurdeste Tod sey das ächteste Leben; ja wir werden als Dummköpfe behandelt, wenn wir uns dagegen sperren möchten. So liegt auch im ABC alles und muss darin liegen; wer sich aber darüber verwundert, zeigt nur, dass er selbst die ersten Anfangsgründe noch nicht begriffen hat. — Wie sehr weicht diese Ansicht dann auch von der ab, in welcher wir beide in dieser Rücksicht einig zu seyn scheinen. Gerade was dem G— als das Antikste darin erscheint, kömmt mir als das Neuere vor. Die Schwierigkeiten liegen mir ganz wo anders. So muss es aber gehen, wenn man sich mit einem allezeit fertigen Scharfsinn alles zu lesen gewöhnt und nur sich selber statt der Bücher liest.[1]) Und sind denn einige andere bei mehr Gelehrsamkeit besser? Wenn morgen einer kömmt, der das Koptische oder Abessynische besser inne hätte, wie bisher vielleicht einer, so legt er seine Etymologie und Mythologie an und schafft uns ein neues Griechenland und Mittelalter, Poesie und Kunst aus ganz andern Elementen zusammengesetzt. Nirgends ist Mass so nötig wie in dieser Gelehrsamkeit. Hoffentlich hat dies Unwesen sich grossenteils schon erschöpft. Ich dächte, es wäre auch hierüber Zeit, im Journale[2]) etwas Starkes zu sagen, und das könnten wir vielleicht beide gemeinschaftlich; man kann oft genug nachweisen, wo die Epidemie anhebt und was in ihr Gesundheit ist. Vielleicht schreibe ich auch einmal eine spasshafte Parodie darüber, die vielleicht dann als Ernst bewundert wird."

So suchte die Romantik die Geister wieder los zu werden, die sie selbst beschworen hatte, ohne freilich dessen jetzt noch ganz inne zu sein. Vielleicht geht hier Tiecks Ablehnung der Görresischen Manier zu weit; sicher-

[1]) Vgl. eine ähnliche Äusserung Brentanos oben S. 123 in der Anmerkung.

[2]) Das Tieck und Solger planten (vgl. Solgers nachgel. Schr. I, 451, 457, 609, 649, 706, 776 u. a), das aber nach Solgers Tod nicht zustande kam.

lich lässt sich aber das Wesen seiner sagengeschichtlichen Versuche nicht schärfer ins Licht stellen. Die Tieckische Abfertigung kann so gleichzeitig zur allgemeinen Charakteristik und Beurteilung des gewaltigen Planes einer universellen Sagengeschichte dienen, der Görres jahrzehntelang beschäftigt hat und den Schlussstein all der historischen Studien bilden sollte, die hier zum grössten Teile einzeln erörtert wurden. Zwar ist von dieser Sagengeschichte als Ganzes nichts an die Öffentlichkeit getreten; aber wir können Umfang, Entwicklung und Charakter des Planes uns recht gut vor Augen halten.

Bereits in Heidelberg hatte Görres — und es entspricht das ja den Liebhabereien der Einsiedlerfreunde — ein Werk über Chroniken ins Auge gefasst[1]), vornehmlich wohl in der Form von Erzählungen und Auszügen; noch 1817 ist dies Werk als solches festgehalten.[2]) Von Görres weitschichtiger Belesenheit in chronikalischen Werken zeugen seine litterarhistorischen Studien an vielen Stellen. Diese Sammlungen aus Chroniken und die daraus gezogenen Einsichten geben den Ausgangspunkt für die Betrachtung des Projektes einer Sagengeschichte. Görres glaubte in mittelalterlichen, vorzüglich lateinischen Chroniken überall ächte Quellen für die Kenntnis alter volksmässiger Sagen zu finden. Eine Stelle aus der Lohengrineinleitung (S. IV) scheint mir am passendsten seine übel generalisierende Anschauung wiederzugeben: „Nachdem das Lateinische", sagt er dort, „zur gelehrten Sprache des Welttheils sich erhoben hatte, war das erste lobenswürdige Unternehmen der geistlichen Gelehrsamkeit, aus Gesang und Volkssage in den verschiedenen Dialekten die alte Landesgeschichte in die Gesammtsprache zu übertragen. Wie in einer gewissen Gegend von Italien alle Brunnen in einen grossen unterirdischen See niedergehen, der grundlos über seinem verborgenen Bette steht; so stossen wir, welchem Dichtungskreise der mittlern Zeit

[1]) Br. II, 37, 39.

[2]) Br. II, 509, 524; Brentano an Tieck, Holtei I, 107.

wir immer nachgehen mögen, auf eine solche lateinische Unterlage“ . . . Es galt ihm also diese Werke zu retten vor dem Untergange und vor der neueren, ihre Originalität anzweifelnden Kritik. Zahllos sind Görres Ausfälle gegen die Arbeit und Errungenschaften — „Dünkelhaftigkeit“ nennt er es — wissenschaftlicher Kritik; sie sind sprachlich stets ungemein glücklich, aber doch ein bedauerliches Symptom. Man muss sich eben daran gewöhnen, auch darin nur eine der Formen zu sehen, in denen der Widerspruch gegen den Rationalismus sich gefiel.

Inzwischen hatte Görres schon den Anfang gemacht, „wahrscheinlich zum grossen Ärgerniss der gelehrten Herren, einen dieser unter die Füsse Getretenen, worin er „nichts mehr und weniger als ein treues Inventarium der von Karl dem Grossen gesammelten alten Gedichte mit Anführung ihres Hauptinhalts und der Dichter“ sah, „wieder in Ehren und Würden“ einzusetzen.[1]) Es ist der Aufsatz „Hunibalds Chronik“. Ein merkwürdiges Denkmal altdeutscher Sagengeschichte in Friedrich Schlegels Deutschem Museum 1813 (III, 319—345, 503—516; IV, 321—349, 358—375). Dialektisch gewandt, in der Sprache voll, eindringlich und reich ist der Abschnitt, der nach dem ganzen Wesen des Abtes Tritheim, des rheinischen Landsmannes[2]) aus dem sechszehnten Jahrhundert, die Unmöglichkeit einer Fälschung darthun will, die heutzutage völlig erwiesen ist.[3]) Was Görres hier sonst vorbringt, wie beispielsweise die Ausführungen über den gotischen und „suevischen“ Sagenkreis, denen als dritter der aus Hunibald herzuleitende fränkische sich anreihe, darf keinen Anspruch erheben, näher entwickelt zu werden, fügt auch seinem Geistesbilde keinen neuen Zug hinzu.

---

[1]) Br. II, 368.

[2]) Vgl. übrigens oben S. 104.

[3]) Es wird genügen, summarisch auf Wattenbach, Deutschlands Geschichtsquellen im Mittelalter, 5. Aufl., I, 8; II, 470, zu verweisen. Dass auch die Grimms im positiven Sinne dachten, ersieht man aus Briefen an Görres.

Eine Parallele zu der Abhandlung über Hunibald ist die in ihrer Art erste Würdigung einer andern grossartigen historischen Täuschung[1]), der englischen Chronik des Galfried von Monmouth in der Lohengrineinleitung (S. XLVI bis LVII).

Zu solchen europäischen Stoffen der Sagengeschichte kommt dann der orientalische, indische und persische Einschlag.

Die indischen Beiträge zu den Heidelbergischen Jahrbüchern wurden bereits früher zusammen mit den andern aufgeführt.[2]) Vor allem ist daraus die grossartige Darstellung indischer Weisheit, Religion und Kultur in der Besprechung des Oupnekhat von Anquetil Duperron, hervorzuheben dieses ungemein verdienstlichen Werkes, das bereits 1801 und 1802 erschienen, nun 1809 von Görres, um ein Versäumnis nachzuholen, in den reformatorischen „Jahrbüchern" ausgebeutet und popularisiert wird: die divinatorische Kunst, die Oldenberg Schopenhauer nachrühmt, der aus dem Latein des Oupnekhat die Schönheiten

---

[1]) Vgl. ten Brink, Geschichte der englischen Litteratur I, 1877, S. 168 ff.

[2]) S. oben S. 79. Ich habe dazu noch eine Bemerkung einzufügen: In No. 24—26 der Heidelberger Jahrbücher 1814 findet sich eine Anzeige des Ramayana . . . with a Prose Translation . . by William Carey and Joshua Marshman 1806. Nun schreibt Wilhelm Schlegel an Franz Bopp am 16. April 1815 (Lefmann, Franz Bopp, 2. Hälfte, Berlin 1895, S. 85): „Wollen Sie, dass ich den Herausgebern der Heidelberger Jahrbücher vorschlage, Sie zu Recensionen im Fache der indischen Litteratur einzuladen? Ich sehe, dass Görres, der nichts von der Sprache versteht, sich angemasst hat, den Ramayana anzuzeigen. Gelesen habe ich es noch nicht, weil mir solche Salbaderey nur Ekel verursacht." Hätte Schlegel die Anzeige gelesen, so würde er erkannt haben, dass sie nicht von Görres herrührt, der im Jahrgang 1814 überhaupt nicht recensiert hat. Schlegels vorschnelle Annahme findet ihre Erklärung durch Görres voraufgegangene Artikel über indische Litteratur in den Jahrbüchern. Schlegels persönliche Bekanntschaft mit Görres (vgl. Br. III, 266) machte sein Urteil über ihn zu einem begeisterten.

der Upanishaden vor seinem Geist aufsteigen liess[1]), besitzt hier Görres ebenfalls.

Auch eine grössere Abhandlung über die Veden hatte er — man merke, ohne ein Wort Sanskrit zu können[2]) — 1812 fertig gestellt[3]), die aber keinen Verleger fand[4]) und vermutlich zurückgelegt worden ist, um in die Sagengeschichte verarbeitet zu werden, ebenso wie er von seinen Studien über das Schahnameh des Firdusi dreissig Bogen in derselben Absicht auf die Seite gelegt hatte.[5])

Nur ein paar Worte über dies letztgenannte Werk[6]) seien hier gestattet. So wenig die Schwierigkeiten, die Görres bei der Beschaffung der Hilfsmittel nach Coblenz und bei der Aneignung des Sprachverständnisses zu überwinden hatte, wie die Erwartung und Bewunderung, die das kühn in Angriff genommene „herkulische“ Unternehmen einer Eindeutschung des iranischen Nationalepos bei den Freunden fand, sollen hier aus den Korrespondenzen breit entwickelt werden. Görres Leistung muss eingeordnet werden unter die Bemühungen um die Weltlitteratur, die den Ruhmestitel des romantischen Zeitalters bilden.

Es ist mir zweifellos, dass auch die persischen Entwürfe bis in die Heidelberger Zeit, vielleicht noch weiter hinaufreichen. 1810 schreibt Görres, er beschäftige sich „seit einiger Zeit mit dem Studium der persischen Sprache“ und wünscht von Jakob Grimm wie von Creuzer einschlägige Bücher.[7]) Dass er um des Schahnameh willen die Sprache gelernt habe, gesteht er am 4. Februar 1811

---

[1]) Vgl. Deutsche Litteratur-Zeitung 1901, No. 5, S. 278.

[2]) Br. II, 281.

[3]) Br. II, 347, 369.

[4]) Br. II, 358, 381.

[5]) Br. II, 582.

[6]) Das Heldenbuch von Iran aus dem Schah Nameh des Firdussi von J. Görres. In zwei Bänden. Mit zwei Kupfern und einer Charte. Berlin, bei G. Reimer, 1820.

[7]) Br. II, 108, 155.

und knüpft daran die Anfrage wegen Überlassung eines der beiden Göttingischen Codices[1]), der ihm dann mit Grimms Hilfe durch Villers und Heyne verschafft wurde. Wenn er dort sagt: „Wilken sprach immer davon wie von etwas leicht ausführbarem, dass er ihn sich nach Heidelberg kommen lassen wollte“, so zeugt das von der Aufmerksamkeit, die er schon damals dem Gegenstande zugewendet hatte.[2]) Dazu kommen als anderes Zeugnis die bereits erwähnten[3]) Ausführungen über das persische Epos in der „Zeitung für Einsiedler“ bei Gelegenheit der Nibelungen. Damals vermittelten natürlich noch abgeleitete Quellen die Kenntnis, also die Arbeiten von W. Jones und die schlechte englische Übersetzung der Gedichte Firdusis von Joseph Champion v. J. 1785 (Calcutta) und 1790 (London).

Aber ich möchte noch einen Schritt weiter gehen und die Antriebe hervorsuchen, die den Blick des Görres der vorheidelberger Zeit auf diese Dinge hingewendet haben. In Friedrich Schlegels „Europa“ 1803, jener Zeitschrift, die wie oben gezeigt, für Görres in frühen Tagen eine Fundgrube romantischer Anschauungen wurde, hatte (Bd. II, 2. Stück, S. 42—62) der zu früh verstorbene Gottfried Hagemann[4]), ein Liebling und Schüler Fr. Schlegels in Paris, die Episode von Bachram Ghur aus dem letzten der drei grossen Teile des Schahnameh von Firdusi in metrischer deutscher Übertragung veröffentlicht, hinzufügend, dass das ganze grosse Werk „in der Folge den Freunden der Dichtkunst und alter Fabel vollständig in einer möglichst treuen Übersetzung dargelegt werden muss“. Und zweitens hatte die Görres ja so nahe stehende „Aurora“ in No. 35 (S. 139) des Jahrgangs 1804 einen Pp. unterzeichneten Artikel „Firdusi“ gebracht. Es werden dort

---

1) Br. II, 165 f.

2) Vgl. übrigens auch „Vorrede“ zum Heldenbuch von Iran, S. VIII.

3) Oben S. 159.

4) Vgl. Br. II, 135; Walzels Ausg. der Schlegelbriefe S. 508, 519, 523.

die Schwierigkeiten der Übersetzung aus dem Orientalischen[1]) ins Deutsche hervorgehoben. Ein meisterhaftes, kurzes erotisches Gedicht Firdusis in glücklicher Verdeutschung ist eingelegt. Schliesslich heisst es: „Möge Firdusi bald so glücklich seyn, für sein grosses episches Gedicht, auch einen Voss oder Cesarotti zu finden."

Die engere Beschäftigung mit dem originalen persischen Werke füllt dann bei Görres, unter mancherlei Unterbrechungen und Störungen, das Jahrzehnt von 1810 bis zum endlichen Erscheinen des „Königsbuches" 1820; dass er diese seine Studien oft in die altdeutsche Litteraturgeschichte hineinspielen liess, wurde schon bemerkt.

Der bei allen offenkundigen und natürlichen wissenschaftlichen Mängeln doch weitreichenden zeitlichen Bedeutung des Görresischen Schahnameh sind Fachleute ersten Ranges wie Emil Roediger und Theodor Nöldeke gerecht geworden.[2]) Charakteristisch ist zunächst einmal die äussere Form. Aus dem persischen Metrum ist Görres nie klug geworden, und dass ihm die Gabe fehle, aus einer Dichtersprache in die andere zu transponieren, hat er selbst wohl gewusst.[3]) Den Schmelz der Form und des Wohlklanges, den Schacks und Rückerts congeniale Übertragungen dem Epos auch in der deutschen Sprache zu erhalten verstanden, hat die Prosaauflösung drangegeben. Görres war eine unrhythmische Natur, eine Beobachtung, die man häufig an Meistern einer bizarren Prosa machen kann. „Mit dem Versemachen", schreibt er einmal an Windischmann, „gehts Ihnen wie mir, man ist nicht recht darauf eingerichtet, und die Sprache

---

[1]) Ob die beiden hier erwähnten Übersetzungen wirklich auf die persischen Originale oder auf das Englische zurückgehen, kann ich nicht entscheiden.

[2]) Roediger: Ersch und Gruber I, 44, S. 297 ff., Artikel Firdusi Nöldeke: Grundriss der iranischen Philologie, Strassburg 1896, II. Bd. („Das iranische Nationalepos") S. 208.

[3]) Vgl. Vorrede S. VIII.

rebellirt." [1]) Die wenigen eigenen Verse, die wir von ihm kennen, bestätigen diesen Ausspruch durchaus, und dass es ihm auch an reproduktivem Verständnisse für metrische Fügungen und für Formkünstler gebrach, wurde schon oft betont.

Görres sagt sich zwar, dass die Prosa der „eigenthümlichen poetischen Schönheit der Dichtung" Abbruch thun müsse [2]), kann aber doch meinen, dass nur „die ungebundene Rede . . . von der andern Seite, durch die grössere Freiheit, die sie zulässt, die Aufgabe, durch Fügung, Ausdruck, Klang und Ton im Ganzen die Nachbildung mit dem Urbild in jene geheime geistige Harmonie zu setzen, die jeder einigermassen zarte Takt leicht fühlt und vermisst, einigermassen lösbar" mache, „da unter dem Zwang des Versmasses und des Reimes an einem Werke von solchem Umfang leicht der stärkste Muth verzweifeln mögte." Ihm ist es eben trotz schönen Worten über den Dichter auch hier weniger um das dichterische Element zu thun, als um „die grossen Umrisse" dieses „Sektors der Weltgeschichte". [3]) Die Sprache erhielt eine halb biblische, halb chronikartige altertümliche Patina, wobei die Bilder und Gleichnisse des Originals nach Möglichkeit bewahrt blieben. Weit entfernt, das Wort Wilhelm Schlegels zu beherzigen, die Übersetzung eines Dichters in Prosa sei ein poetischer Totschlag, hat ihm bei der Auflösung der Dichtung, bei der Herausschälung des Stofflichen in siebenunddreissig, wie er meinte, ursprünglich zu Grunde liegenden Sagen, eine ganz bestimmte Idee vorgeschwebt, die zu den theoretischen Grundsätzen, auf denen seine Sagengeschichte sich aufbaut, in Beziehung steht. Sein Werk sollte es den von ihm ja so hochgeschätzten alten Chronisten gleichthun, die „uns ein Denkmal alter Sagengeschichte, mit Aufopferung der Form wenigstens in den wesentlichen Zügen erhalten"

---

1) Br. II, 343.
2) Vorr. S. IX f.
3) Vgl. Einleitung S. II.

haben, wobei er auf die prosaische Edda exemplificiert.[1]) Und darum heisst es auch in der Vorrede zum „Heldenbuch“, dem Verfasser habe vorgeschwebt, dass zu einer poetischen Übertragung „die seinige sich ungefähr in dasselbe Verhältniss stellen solle, in dem die Edda des Snorro Sturleson zu der des Saemund Sigfusson gestanden.“[2])

Ich stelle mir nicht die Aufgabe, die umfangreiche Görresische Einleitung nach ihrem historischen, ethnologischen, geographischen, ästhetischen Gehalt zu analysieren und zu beurteilen. Ihren Schluss macht die mit blendender Bilderpracht ausgestattete Vergleichung des Schahnameh mit der Epik Indiens, Griechenlands, dem Ossian, dem Titurel und den Nibelungen. Nur eine Stelle sei hier ausgehoben, weil in ihr Anschauungen modificiert sind, die Görres früher in der „Zeitung für Einsiedler“ über die deutsche Heldensage ausgesprochen hat[3]) — es ist schon seiner Zeit darauf hingedeutet worden: „Der teutsche Dichtungskreis“, so steht hier[4]), „wenn gleich in seiner Anlage sichtlich der Plan zu einem gleich gewaltigen Hünenwerke durchleuchtet, so ist er doch, wie die grössten teutschen Dome des Mittelalters und Teutschland selbst nie ausgeführt noch vollendet worden, und die Nibelungen und einzelnen Gesänge der Heldenbücher stehen trümmerhaft da, wie einzelne Strebepfeiler, Gewölbebogen und Pfeilerbündel, durch die Ordnung, in der sie sich erheben, und ihre wechselseitige Beziehung deutend auf ein grosses nicht vorhandenes Werk, als dessen Glieder sie sich zusammenfügen sollten, wäre die bildende Kraft in ihrem Thun nicht gestört und unterbrochen worden. Ein glücklicheres Gestirn hat über dem Andenken Altirans geleuchtet.“

Die allgemeine Sagengeschichte fuhr unterdessen und

---

1) Lohengrineinleitung S. XLVI.

2) S. VIII.

3) Oben S. 158 f.

4) S. CCXLVI f.

weiterhin fort, Görres Gedanken zu beschäftigen, soweit sie nicht durch das öffentliche Leben und durch persönliches Geschick in Anspruch genommen waren. Das Unternehmen soll sich Jakob Grimms Deutscher Grammatik und Ritters vergleichender Geographie vom Jahre 1817 und 1818 — einem Werke, das überhaupt Görres Neigungen in hohem Grade entsprach — als Drittes zur Seite stellen.[1]) Am 23. Mai 1819 ist es im ersten Entwurf mit einigen Lücken vollendet. „Sie werden sich freuen“, schreibt[2]) Görres an Jakob Grimm, „über den schönen klaren und grossen epischen Zusammenhang dieser Geschichte, wenn sie erst vor Ihnen liegt, aber ich weiss freilich nicht, ob die Zeit, die täglich ernster, dringender und eiliger wird, mir zur Ausführung die nöthige Ruhe gestatten will.“

Immer mehr schwoll das Material an in der Zeit seines Aufenthalts in der Schweiz[3]) und dann vor allem in Strassburg. 1822 schreibt er von hier aus an Creuzer[4]): „Was der thörichte Mensch nicht alles in das kleine enge Leben zusammendrängen will! Da ist die hiesige Bibliothek 80000 und mehr Bände stark, wovon mich freilich das Meiste jetzt nichts angeht, aber der Rest, welch ein Meer! Ich schwimme und schwimme, und komme immer nicht ans Ende, und je mehr ich dieser Hydra Köpfe abhaue, um so mehr wachsen ihr nach. Und bin ich durch, dann ist erst der kleine Theil zurück; ich habe schon ausser dieser ein Dutzend andere Bibliotheken durchkrochen, und müsste noch ein anderes Dutzend dazu setzen und käme doch nicht an Paris vorbei.“

---

1) Br. II, 579; über Ritter vgl. Einleitung zum Schahnameh S. XX, Anm.

2) Br. II, 582.

3) Vgl. Ernst Münch, Erinnerungen, Lebensbilder und Studien, 1836, I, 448 nach persönlicher Anschauung in Aarau 1819: „Zu einer anderen Zeit wiederum sass er Tage lang über bestaubten Chroniken und Specialgeschichten sämmtlicher germanischen und romanischen Stämme, aus welchen er ein neues eigenthümliches Werk von riesenhaftem Umfang zu bearbeiten entschlossen war.“

4) Br. III, 17.

In dieser Tonart sind dann noch weitere Zeugnisse gehalten. Um nun aber wenigstens eines Teiles von seinem Stoffe Herr zu werden, wollte Görres im Winter 1822 auf 1823 ein Werk „Altteutschland“ aus ihm herausarbeiten und es zur Ostermesse drucken lassen. „Das alte Waldland wird aus andern Augen sehen, als das trübe, blinde, gläserne, das ihm unsere hölzerne Herren eingesetzt“.[1]) Es sollte ein Vorläufer der Sagengeschichte sein, war sicherlich inspiriert durch Ritters Geographie und auch wohl durch aktuelle politische Gesichtspunkte bestimmt. Es sollte „unter Andern das innere Naturverhältniss und die nähere Verwandtschaft der teutschen Stämme auf eine klare und befriedigende Weise“ auseinanderwickeln und behaupten[2]), „dass alle diese Stämme, bis auf wenige die versiegt, noch alle in der Heimath oder in den neuen Ansiedlungen“ sich wiederfinden. Dieses Werk hätte alles in sich aufgenommen, was wir „Volkskunde“ nennen. Arnim und die Grimms steuerten litterarische Notizen und ihre aus persönlicher Anschauung stammenden Kenntnisse von Land und Leuten bei, woran es Görres mangelte. Perthes hatte den Verlag übernommen.[3]) Aber auch dies Vorhaben wurde durch andere Interessen überwuchert; bald hören wir nichts mehr darüber. Dagegen spukt die Sagengeschichte als solche weiter. 1824 erfahren wir, dass sie auch in letzter Instanz theologischen Zwecken dienen soll, denn sie „will die Bibel aus den Urkunden und Überlieferungen aller Völker gegen die Angriffe der Seichtigkeit vertheidigen, und ihr aus den Angriffswaffen selbst eine Trophäe bereiten. Damit schützt sie sich gegen den Vorwurf, dass der gelehrte Kram dem Wichtigern weichen müsse“.[4]) Und in der Nachschrift eines Görresischen Briefes an Jakob Grimm vom 2. November 1825 schreibt Clemens Brentano: „Er (Görres) geht schwanger mit seiner

1) Br. III, 25.
2) Br. III, 63.
3) Br. III, 84 (13. Januar 1823).
4) Br. III, 143.

Sagengeschichte, welche alle Sagen der Völker als Missgeburten, Conceptiones ausser der Mutter neben der Genesis aufstellt".[1]) Arnim, die Grimms, Creuzer vor allem, erkundigen sich und treiben. Nach dem Jahre 1827 verlautet nichts mehr von der Idee. Von den kolossalen Sammlungen, die Görres sich angelegt hatte, ist nichts im Nachlasse erhalten; man weiss nicht, wo dies Material hingekommen ist.[2])Dass manches daraus Görres histo-

[1]) Brentanos Ges. Schr. IX, 84.

[2]) Freundliche Mitteilung von Dr. Franz Binder in München. Ein Wort noch über Görres wertvolle Bibliothek und Handschriftensammlung (vgl. oben S. 123). Die Handschriften vermochte Görres grösstenteils aus den Bibliotheken der säcularisierten Klöster, besonders aus St. Maximin in Trier zusammen zu bringen (vgl. Creuzer über den schätzbaren Priscianuscodex aus St. Maximin, den Görres ihm 1817 geliehen, Br. II, 513). Die Manuskripte 188—192 an der Zahl, sind 1844 zur einen Hälfte in die Coblenzer Gymnasialbibliothek übergegangen, zur andern an Görres nach München abgeliefert. Sie sind überwiegend historischen und theologischen Inhalts (s. Archiv der Gesellschaft für ältere deutsche Geschichtskunde, VIII, 24; XI, 741; vgl. Serapeum XI, 12—14, 30—32; XII, 120—123, 217—221). Nachstehend bringe ich eine summarische Übersicht über die nachgelassene Görresbibliothek zum Abdruck, die ich den Herren Dr. Binder u. Dr. Jochner verdanke; auch in diesem Verzeichnis spiegeln sich Görres Studien. Es ist vorhanden: Deutsche Litteratur, fast alle sogen. Klassiker und Romantiker, meist Erstlingsausgaben, Litteraturzeitungen, Taschenbücher; verhältnismässig wenig ältere Litteratur, Mystik. Französische Litteratur, die Klassiker sowie umfangreiche Litteratur aus der 1. Hälfte des 19. Jahrhunderts. Italienische, dänische, schwedische Litteratur (nicht sehr umfangreich). Niederländische Litteratur, Geschichte, besonders Chroniken. Geographie, auch ältere Werke, z. B. Merian's Topographie Galliens. Theologie, Patristik, Legenden, Kirchengeschichte, Kirchenrecht. Juridica, Philosophie, Physik, Chemie (alle vier Rubriken von geringem Belang). Griechische u. römische Litteratur (Erstlingsausgaben), c. 50 Handschriften meist theologischen Inhalts, darunter ein Evangeliar c. 850, ein Antiphonar c. 1450, eine Armenbibel c. 1400, ein französisch-lateinisches Gebetbuch c. 1550, Breviarien. Eine grössere Anzahl von Volksdramen 17.—18. Jahrh. in deutscher Sprache, c. 12 Wiegendrucke. — Ich gedenke die Bibliothek in der nächsten Zeit auf deutsche Litteratur und Geschichte hin einmal durchzusehen.

rischen Vorlesungen in München und der „Christlichen Mystik“ zu Gute gekommen ist, halte ich für wahrscheinlich. Über die Grundform des Unternehmens, wenn es vollendet worden wäre, kann nach allem so wenig ein Zweifel mehr sein, wie über die Beschaffenheit seiner Quellen. Was das Werk Jahrtausende langer getrennter historischer Entwicklungen und schaffender Phantasie gewesen ist, würde sich ihm dargestellt haben als ein in verhältnismässig engem Raume unlöslich verflochtenes, systematisches Nebeneinander. Und das Quellenmaterial — „je abgeschmackter es aussieht, je besser“, schreibt er[1]), „denn was die gelehrten Herrn am verächtlichsten weggeworfen, habe ich immer am ersten aufgehoben und mich wohl dabei befunden“.

Dass Arnim zu Görres weit ausholenden sagen- und völkergeschichtlichen Untersuchungen kein rechtes Verhältnis hatte, wurde schon einmal angedeutet. Clemens Brentano fand in seiner Art an den vielen exotischen Namen, die Görres aufzubieten vermochte, ein kindliches, burleskes Wohlgefallen.[2])

Aus der Correspondenz der zwanziger Jahre vermag man zu entnehmen, wie die litterarischen Beziehungen zwischen den Brüdern Grimm und Görres sich lockerten. Die gegenseitige menschliche Schätzung und Anhänglichkeit blieb bestehen, nur dass sie durch persönliche Berührungen keine Nahrung mehr erhielt. Über das „Helden-

---

1) Br. III, 25.

2) Vgl. Br. III, 325 Brentano 1828 an Görres in München: „Da kömmst du stiller Geduldskuchen mit 100000 fremden Völkernamen und Gesichtern und guckst nach ihnen mit Katzenbergerischer Liebe“ u. s. w. Görres an Arnim, 11. Mai 1810 mit der „Mythengeschichte“: „Besonders ein schönes Magazin von wohlklingenden gutgesetzten Tauf- und Zunamen ist darin angelegt, woraus eine ganze Kindbetternde Nazion sich versorgen könnte mit Wohllaut und guten Benennungen, was besonders Clemens sehr erfreuen wird, der an dergleichen sein besonderes Wohlgefallen hat.“ (Neue Heidelb. Jahrb. X, Separatdruck S. 26). S. a. Brentanos Widmung der „Victoria“ an Görres.

buch von Iran“ schon schrieb Jakob Grimm 1820 sehr bezeichnend an Bang: „Den Firdusi habe ich selbst noch nicht gelesen, theils missfällt mir die Auszugsmanier, theils ist die Einleitung mir zu bunt, ich müsste viel lernen, um alles ordentlich zu fassen und lernte ichs, würde ich mancherlei zu tadeln haben“; und im Jahre 1827: „Überhaupt vermag ich den Gang nicht zu verfolgen, den seine Studien in den letzten zehn Jahren, seit er wenig wissenschaftlicher Art hat drucken lassen, genommen haben“.[1]) Gutzkows Schrift[2]) gegen Görres „Athanasius“ endlich konnte er 1838 nicht umhin voll schlagenden Witzes zu finden.[3])

Doch wir müssen hier noch einmal in eine frühere Zeit und auf ein paar andere Görresische Pläne, die neben dem grossen Projekt der Sagengeschichte dastehen und in sich zusammenhängen, zurückgreifen.

Der „Lohengrin“ war vorweggenommen aus der projektierten ‚Bibliotheca Vaticana‘, deren hier schon mehrfach gedacht wurde[4]) und zu der Abschriften des im Vatikan als „Secrétaire des langues du Nord“ angestellten Glöckle das Material hergaben. Die Subskriptionsankündigung (Anzeiger zu Iduna und Hermode, No. 19, 8. Okt. 1812), die allen Ständen: Fürsten, Adel, Bürgern ihre Berührungspunkte mit altdeutscher Poesie, und demzufolge auch mit einem auf sie gerichteten grossen Unternehmen, mit Wärme zu bedenken giebt, verheisst in vier starken

---

[1]) Stengel, Beziehungen der Brüder Grimm zu Hessen I, 59; II, 178.

[2]) Vgl. oben S. 173.

[3]) An Dahlmann: Briefwechsel zwischen Jakob und Wilhelm Grimm, Dahlmann und Gervinus I, 150. Weder auf Görres Einleitung zu Diepenbrocks Ausgabe von Susos Schriften 1829 noch auf die Vorrede zu Clarus Spanischer Litteratur im Mittelalter 1846 halte ich, bei dem Ziel, das mir hier gesteckt ist, ein Eingehen für nötig.

[4]) Vgl. bes. oben S. 58, 83. S. auch Rhein. Merkur 1814, No. 154: „... Zur Bibliotheca Vaticana ist nicht minder bei der Stauung (während des Krieges) reichlicher Vorrath angelaufen ...“

Oktavbänden die Dichtungen, „die mit dem gothischen und lombardischen Kreise, den Nibelungen und dem Heldenbuche in Verbindung stehen“, die Haimonskinder, „Ogier den Dänen, Malagys den Zauberer“, diese drei späten hochdeutschen Machwerke[1]), das Rolandslied, alles, „was mit Artus und der Tafelrunde in näherer Beziehung steht; die Bearbeitungen altgriechischer und lateinischer Dichtungen in ausgewählten Fragmenten, religiöse Poesien z. B. die Apokryphen von der Geburt Mariä und dem Kinde Jesu ..., endlich vermischte kleinere Gedichte, Romanzen, Novellen, Schwänke“. Als nun aber dies Unternehmen einer grossartigen Publikation des in der Fremde befindlichen altdeutschen Schatzes durch seine Wiedergewinnung bedeutungslos geworden und aufgegeben war, sollte wenigstens eine aus demselben Stoffe geformte Darstellung an die Stelle treten. Ihr Plan stammt aus der Zeit von Görres zweitem Heidelberger Aufenthalt 1816 her; sie sollte „den ganzen innern Zusammenhang des Ideenkreises im Mittelalter im Allgemeinen, und den epischen Dichtungen im Besonderen umfassen[2]), war also auch wieder ein Seitenschössling der Sagengeschichte. Der Heidelberger Buchhändler Oswald übernahm den Verlag[3]) und erliess zu Görres Erstaunen nach seinen mündlichen Angaben „ex propriis“ eine Ankündigung mit einem so „hochmüthigen“ Titel, wie Görres sagt, dass die Freunde Grimm allerdings ein wenig lächeln konnten und Görres selbst scharf daran zu „corrigiren“ beabsichtigte. Diese Ankündigung ist neben den auf vielfache Nachfragen in die Heidelberger Jahrbücher 1814 und 1815 eingerückten Prospekten der bei Zimmer erschienenen älteren Görresischen

[1]) Heidelbg. Handschriften v. 1474, 1479, 1480. Ogier charakterisiert: „... nicht eben von gleichem Range (wie die Haimonskinder), weil das Beste überall nur einmal wird, aber doch noch aus der silbernen Traumpforte alter Heldenbegeisterung ausgegangen ...“

[2]) Br. II, 509.

[3]) Br. II, 513, 529 f., 535, 578.

Werke ein Beweis, dass Görres seit dem „Rheinischen Merkur“ für einen berühmten, zugkräftigen Namen galt. Da dieser lange, in den Briefen erwähnte Titel des beabsichtigten Buches meines Wissens sonst nicht bekannt ist, mag er hier seine Stelle finden. Folgendes steht auf dem Umschlage von Wilkens Geschichte der Heidelbergischen Büchersammlungen, Heidelberg, in August Oswalds Universitätsbuchhandlung 1817 zu lesen: „Bei dem Verleger erscheint bis zur Herbstmesse: Görres, Darstellung des ganzen Geistes der mittleren Zeit, wie er in grosser und strenger Consequenz durchgehend durch Religion und Theologie, Staat und Gesetzgebung, Philosophie, Kunst und Alterthum aus den vaticanischen Handschriften sich erkennen lässt, und Übersicht des allgemeinen Zusammenhangs der dort vorhandenen epischen Gedichte.“ Aber Görres hat nichts davon ans Tageslicht gebracht, mochte auch Oswald 1818 lamentieren[1]), dass er noch immer kein Manuskript gesendet, und er selbst im November 1819 noch die Absicht haben, „die Heidelberger Manuscripte für Oswald zurecht zu machen“ und vieles aus den Strassburgischen noch beizufügen.[2])

Nur zwei Gesänge der ungemein überschätzten[3]) Haimonskinder („Reynold von Montalban“) waren 1813 in Schlegels „Deutschem Museum“ (IV, 298—320) als Probe der Bibliotheca Vaticana mit gross charakterisierender Einleitung durch Görres erschienen. Für seine nicht zur Ausführung gebrachten Absichten mit diesem Gedichte, das Philipp Otto Runge hatte illustrieren sollen, das er dann später, 1817, als die Fehlerhaftigkeit der Glöcklischen Abschriften sich herausstellte, „als Volksbuch, die Verse wie Prosa abgesetzt, wo es nicht so sehr darauf ankommt“, drucken lassen wollte, wäre im Wesentlichen zu verweisen auf die erschöpfenden Darlegungen Pfaffs an der Hand

1) Br. II, 573.

2) Br. I, 123.

3) Vgl. oben S. 99, 103, 112.

der Korrespondenzen in seiner Ausgabe des „Reinolt von Montalban“ (Stuttgarter litterar. Verein), 1886. S. 477—485.

An die Stelle der aufgegebenen „Haimonskinder“ trat um so ernstlicher 1817 die längst gehegte Absicht[1]), Hartmanns ‚Gregorius‘ bekannt zu machen nach einer durch Glöckle Görres übersandten wichtigen Abschrift des vaticanischen — nicht ehemals pfälzischen, sondern aus der Bibliothek der Königin Christine stammenden und daher in Rom verbliebenen — Manuskriptes. Dürfen wir einer andern Briefstelle glauben[2]), so reicht der Plan bis ins ins Jahr 1811 herab, nachdem schon die „teutschen Volksbücher“ des mittelhochdeutschen Gedichtes, aus dem das Brentano gehörige Volksbuch im letzten Grunde geflossen war, gedacht hatten. Auch hier wollte Görres, wie bei den „Haimonskindern“, die Verse unabgesetzt drucken lassen, aber „es zerschlug sich mit den dummen Buchhändlern“, sagt er 1822. In Strassburg hatte Görres auch auf das Manuskript der ehemaligen Johanniter-Bibliothek gerechnet, das aber, nachdem es im Glossarium Germanicum von Scherz und Oberlin (1781. 1784) benutzt worden war, verschwunden blieb. Um so höher stieg die Bedeutung der vatikanischen Handschrift. Görres wollte noch 1822 die Ausgabe „nicht ganz verreden, wenn in den nächsten Jahren sich niemand“ finden würde. Aber am 14. September 1825 schreibt Jakob Grimm: „Wenn sie mir Ihre (Glöckliscke) Abschrift von Hartmanns Gregor vom Stein auf einige Monate leihen . . . wollten, so geschähe mir ein Gefallen. Das heisst ein noch grösserer Benecken und Lachmann, die eben den Iwein drucken lassen möchten und denen die Durchsicht des anderen Werkes von dem-

[1]) Die Ankündigung der Bibl. Vaticana nennt das Gedicht nicht ausdrücklich. Dagegen wissen die Brüder Grimm, denen Görres die Abschrift wohl auch kurze Zeit geliehen hat, 1815 in den Anmerkungen zum „Armen Heinrich“ (S. 135) von Görres Unternehmen, das Gedicht herauszugeben, zu berichten. Vgl. Br. II, 110, 186, 411, 457, 510, 525.

[2]) III, 37 f.

selben Verfasser wünschenswerth erscheint".[1]) Doch das Manuskript war mit den andern beschlagnahmten Papieren nach Berlin gewandert, und Görres wusste zur Stunde nicht, ob es zurückgekommen. Den Auftrag[2]), in Coblenz danach zu suchen, erhielt Guido, der ihn wohl an Clemens Brentano weitergab, denn dieser schreibt am 9. Februar 1826 aus Coblenz: „Ich habe in Deiner Bibliothek in dem grossen Pulte Alles zusammengesucht, was Glöcklesche Scripturen waren; von Gregor vom Stein fehlen aber einige Blätter, ich muss nochmal suchen, die Mäuse haben etwas dort mitzuarbeiten begonnen".[3]) Wohin diese Abschrift samt den anderen von Glöckle herrührenden dann gekommen ist, vermag ich nicht anzugeben.

Görres nun inspirierte[4]) den in der Schweiz ihm bekannt gewordenen Carl Greith, und an dessen schlechten Abdruck der vatikanischen Handschrift im „Spicilegium Vaticanum. Beiträge zur nähern Kenntnis der vatikanischen Bibliothek für deutsche Poesie des Mittelalters", Frauenfeld 1838 (1837), musste Lachmann 1838 sich halten. Görres aber hatte 1825 als Antwort auf die oben erwähnte Bitte Grimms für Lachmann geschrieben: „Es soll mich freuen, wenn ich einen der Göttinger Herrn, die alle eine Art von lächerlicher Antipathie gegen mich haben, damit verbinden kann". Seine eigene Antipathie gegen die Georgia Augusta war nicht geringer. Hier aber berührten sich auf einen Augenblick aus der Ferne die beiden denkbar grössten Gegensätze der deutschen Wissenschaft.

5. Zeitgenössische Litteratur und Kunst.

Der Historiker Görres ist so recht, nach Fr. Schlegels Wort, ein rückwärts gewandter Prophet; er sprach zur

---

[1]) III, 190.

[2]) III, 195.

[3]) Br. III, 228.

[4]) Vgl. Spicilegium Vaticanum S. 3, 161, 166; Br. I, 472; III, 400, 442, 507 f.

lebendigen Gegenwart, selbst wenn er urältesten Überlieferungen nachfragte; das bezeugen neben den grösseren Werken auch die Recensionen in den Heidelbergischen Jahrbüchern. Historische Forschung und zeitgemässe künstlerische und sociale Erwägungen sind darin, wenigstens in den besten Nummern, untrennbar verbunden. Dabei bleibt aber die Notwendigkeit bestehen, ein paar Görresische Anzeigen sowohl der Heidelbergischen Jahrbücher als noch anderer Zeitschriften auszusondern und unter den Gesichtspunkt einer rein temporären Litteratur- und Kunstkritik zu stellen. Es sind solche, die einzelne hervorragende Individualitäten zum Gegenstande haben, während die bis jetzt herangezogenen Studien aus der Zeit nach dem Zusammenschluss mit der jüngeren Romantik generelle Stoffgebiete umschrieben. Freilich ist Görres Bethätigung auf dem Felde individueller litterarischer Kritik nicht mehr gerade reichhaltig und vielseitig; sie lag nicht eigentlich auf der Bahn der Entwicklung, in die er allmählich gedrängt worden war. Man erinnere sich, um das zu empfinden, seiner Charakteristiken und Kritiken der Jahre 1804 und 1805. An sie müssen die Görressischen Produkte, die hier jetzt noch kurz zu betrachten wären, unmittelbar angeknüpft werden.

Was in dem jungromantischen Hauptorgan, den Heidelbergischen Jahrbüchern, erschien, steht natürlich obenan. Weder an Fouqués „Musen“ noch an Gubitzens „Gesellschafter“ hat dann Görres trotz den Aufforderungen Fouqués und Arnims mitgearbeitet, und die später in der „Eos“ und im „Morgenblatt“ niedergelegten Aufsätze bezeichnen schon deutlich eine neue Entwicklungsstufe der Zeit und seiner eigenen Persönlichkeit.

Auf den neuschöpferischen und gegen den Durchschnittsbetrieb ankämpfenden Charakter der Recensionsthätigkeit von Görres wurde schon sattsam hingewiesen. Dass er dem verhassten, teils flachen, teils kriechenden Journalistentum nicht nur mit Keulenschlägen, wie in jener Erklärung des „Rheinischen Bundesblattes“, sondern auch

mit den feineren Waffen ironischer Selbstvernichtung beizukommen suchte, wie sich im Folgenden zeigen wird, entspricht durchaus den Lieblingsformen, in denen seine Schriftstellerei, älteren Mustern folgend, sich gefiel, und einem romantischen Zuge.

Am 11. Mai 1807 schreibt er[1]) u. a.: „Auch an eine recht gute schweizerische Zeitung werde ich einiges, was ich vorrätig habe, geben". Welch eine Zeitschrift mag er hier im Auge haben? Überblickt man die schweizerischen Blätter jener Jahre, so kann ihrem Charakter und ihrer Haltung nach nur in Betracht kommen die bei Orell, Füssli u. Co. in Zürich 1805/07 in 8⁰ erschienene „Isis. Eine Monatsschrift von deutschen und schweizerischen Gelehrten". Ihr politisch freimütiger Ton musste Görres zusagen.[2]) Dort finden sich im 5. Band (Mai) 1807, S. 398—400 „Fünf Recepte zu Litteratur- und Kunstanzeigen" und im 6. Band (September) 1807, S. 337—238 „Noch ein paar Recepte zu Bücheranzeigen". Beide Artikel anonym[3]), aber ich halte sie für das Eigentum von Görres. Nicht dass diese Stücke das seien, was er nach seiner oben citierten Äusserung „vorrätig" hatte und der „Isis" einsenden wollte; sie sind zu geringfügig, um in dem Zusammenhange jener Briefstelle, die man nachlesen mag, gemeint zu sein, und geben nur, wie sie, Zeugnis, dass er Interesse an jenem Organ nahm. Diese Anzeigen miserabler oder banaler Erscheinungen des litterarischen Marktes verspotten die Schundkritik in ihrer eigenen Maske und mit ihren bis auf den Sperrdruck getreuen, abgebrauchten lobhudelnden Formeln, Phrasen und Schlagworten. Ich habe schon Gelegenheit gefunden, zu betonen, dass Görres sich mit Vorliebe der sogenannten mimischen Satire be-

---

[1]) Br. I, 493.

[2]) Aus dem Inhalte der Zeitschrift will ich nur zweierlei, was mir auffiel, herausheben: 3. Bd. 1806, S. 431—434 „An Ida Brun von Herrn Fr. Schlegel in Coppet"; 5. Bd. 1806, S. 446 „Johann Fischart, Titel unbekannter Schriften" etc.

[3]) Vgl. oben S. 62.

diente. Diese Stilform hatte ihm nicht die Romantik allein zugebracht; Ansätze dazu finden sich bereits im „Roten Blatt“ und im „Rübezahl“, und das Machtvollste in dieser seiner Art ist die cynisch offene „Proklamation Napoleons an die Völker Europas vor seinem Abzug auf die Insel Elba“ im „Rheinischen Merkur“ 1814, No. 51, 52, 54, 56, 61. In gleicher Weise wurde Voss in der „Einsiedler-Zeitung“ annihiliert[1]); man fühlt sich dabei übrigens am ehesten an den famosen „Wettgesang“ der Poeten Voss, Matthisson und Schmidt im dritten Bande des „Athénäums“[2]) erinnert. Doch das wäre noch zu allgemein, um für die Görresische Autorschaft der vorliegenden Beiträge als Beweis zu dienen. Aber ebenso wie in diesen „Recepten“ litterarischer Anzeigen hatte Görres in der Vorrede zur „Exposition der Physiologie“ 1805 (S. XVIII ff.) eine ironische Recension des Buches in dem Sinne seiner Gegner vorgetragen. Und noch deutlicher redet jene Recension, die Görres in dem Briefe No. 2 unseres Anhanges (2. Juli 1810) im Geiste und im Stile des gegnerischen „Morgenblattes“ über Arnims „Gräfin Dolores“ entwirft. Sie steht mit unsern Anzeigen der „Isis“ in engster Verwandtschaft. Ob nun bei diesen Personalsatire vorliegt oder nicht, vermag ich nicht auszumachen, ist auch wenig von Belang.[3]) Aber es spricht für Görres, der die tiefsten inneren Erfahrungen aus der Revolution davongetragen, wenn die erste trockene, parodisch-sarkastische Anzeige („Bey F. A. Knick in Erfurt ist erschienen: Herrmann, Bastard von Orleans. Ein romantisches Gemälde aus der neuen Zeit“) also lautet: „Die Motive der Begebenheiten der französischen Revolution, eines der wichtigsten Ereignisse in der Weltgeschichte, für uns desto interessanter, da es in den Raum unsers Zeitalters fällt — werden gewiss noch lange für das grosse Publikum

---

1) Vgl. oben S. 73.

2) S. 161—164.

3) Im V. Bd. 1807, S. 399 wird ein „Jean Koch, Landschaftsmaler zu Ehrenbreitstein am Rhein“ vorgenommen.

Geheimnis bleiben. Wie äusserst willkommen muss daher der Lesewelt ein Buch seyn, das so manchen bedeutenden Fingerzeig zu irgend einer Entwickelung des verworrenen Fadens enthält, der ausser dieser sehr interessanten Schrift, welche sich noch über dies durch angenehmen Styl, lebhafte Darstellung und Energie der Sprache auszeichnet, vielleicht für immer Problem bleiben würde. . . ."

So hat Görres gewisse Erscheinungen des Litteratentums in ihrer unsäglichen Flachheit zu konterfeien gesucht. Der Abstrafung des Recensententums entspricht die Entgegensetzung einer inhaltlich und formal neuen und eigenen Art von Kritik. Das Merkwürdigste nach dieser Richtung ist die aufsehenerregende Anzeige der 1807 an die Öffentlichkeit getretenen vier Radierungen „Die Tageszeiten" von Philipp Otto Runge in den Heidelbergischen Jahrbüchern 1808 (V, II, 261—277). Sie sei, schreibt Görres [1]), hervorgegangen aus der Erbitterung über die „nüchterne verdammte leere Weise, wie man in Deutschland dergleichen Werke aufnimmt". Doch nicht allein daraus: es würde zu weit führen, wollte ich des Malers und Dichters Runge geistige und persönliche Beziehungen zur älteren und jüngeren Romantik hier zusammenhängend erörtern.[2]) Er, der aus einer tiefsinnigen Welt- und Lebensanschauung heraus, unter romantischem Einfluss und mit den romantischen Mitteln eine von aller bisherigen grundverschiedene und unabhängige Kunst zu schaffen suchte, war kurz gesagt, der romantische bildende Künstler, seine vier Blätter (Morgen, Mittag, Abend, Nacht) sind die sichtbare Darstellung eines romantischen Idealstils. Dass Görres früh ein Verhältnis zu Runge gewonnen hatte, sahen wir bereits oben[3]); allerlei andere Fäden, die sie später bis zu Runges Tod 1810

[1]) An Villers, Isler S. 81.

[2]) Ich muss mich begnügen, auf die summarische Zusammenfassung in meinem Aufsatz: „Philipp Otto Runge, ein romantischer Maler" (Westermanns Monatshefte, Januar 1902) zu verweisen.

[3]) S. 38 f.

verbanden, wie auch ihre Korrespondenz lasse ich bei Seite. Görres Besprechung der Rungischen Blätter in den „Heidelbergischen Jahrbüchern“ ist rein äusserlich als publicistische Leistung schwerwiegend. Sie zog den jugendlichen, frühverstorbenen Künstler, der heute für die Kunstforschung über das neunzehnte Jahrhundert im Vordergrunde des Interesses steht, aus dem bescheidenen Winkel der Verehrung und Bewunderung eines engeren Kreises von Freunden und Bekannten in das hellste Licht der Öffentlichkeit. Görres hat den Begriff der „Zeiten“ im weitesten und vieldeutigsten Sinne seiner Auffassung zu Grunde gelegt, als er die vier Bilder in die Seele des Künstlers zurückzudenken suchte. Was dabei herauskommt, ist ein Pandämonium Görresischer Phantasie, ein Fundort seiner extremsten Stileigentümlichkeiten. Ob damit die Absichten des Künstlers getroffen waren? Görres selbst schreibt an Villers[1]): „Ich glaube sehr gerne, dass der gute Runge an all dergleichen nicht gedacht hat, es liegt indessen doch wohl darin, die Natur hat auch nicht an die Méchanique du ciel gedacht.“ Hätte Runge diesen Ausspruch vernommen, er würde ihn gewiss ebenso erfreut haben, wie Görres ganze Anzeige.[2]) Seine Bilder sollten nur den Leitfaden für Gedankenregungen und Gefühlsschwingungen hergeben, sollten mit dem Verstande nicht eindeutig zu begreifen sein. Pflegte er doch vernünftelnden Fragern zu antworten: „Hätte ich es sagen wollen oder können, so hätte ich nicht nötig, es zu malen“. Der Romantiker Görres verstand so im Grunde die Blätter, die „Brentano, von Liebe für dieses Werk durchglüht, ihm gebracht hatte“ [3]), instinktiv richtig. Er besass eben die naturphilosophisch-metaphysische und religiöse Kunstanschauung, von der Runge ausgegangen war. „Ein tief verhüllt, wundersam Geheimniss“, so heisst es in der Besprechung, „ist im Innersten der Welt verborgen, und

[1]) Isler, S. 81.

[2]) Vgl. Hinterlassene Schriften von Philipp Otto Runge II, 472.

[3]) Hinterlassene Schriften II, 505.

gegenüber dem heiligen Räthsel steht die Natur, und sucht es zu ergründen immerdar; jeder Stein und jedes Kraut, und alles Gethier ist eine Lösung, die sie dem Geheimnissvollen abgewonnen . . . ., und doch bleibt ihr ewig das Geheimniss unergründlich, weil jede Lösung immer wieder zum neuen Räthsel wird. So steht die Kunst, ein gleiches Mysterium, über der Wunderwelt, vor ihr lauscht neugierig der Sinn, und mögte gern erforschen, was seltsames der Busen hegt. . ." Als Äusserungen einer solchen romantischen Einheits- oder Allkunst, die in den künstlerischen Ausdrucksmitteln, von welcher Art und Verbindung sie nun auch seien, bloss Hinweise auf eine verborgene höhere Welt finden möchte, hat Görres die „Tageszeiten" sogleich erfasst. Er prägt für Runges Art die Schlagworte: „Hieroglyphik der Kunst" und „plastische Symbolik", hält nur auf diesem Wege einen Fortschritt der modernen bildenden Kunst noch für möglich und rechnet am Schlusse mit der gefühllosen öffentlichen Meinung ab: Ausser dem guten Worte, das Goethe über die Zeichnungen gesprochen[1]), so sagt er, „haben andere Referenten überhäufter Geschäfte wegen, nicht Zeit gefunden, ihrer zu erwähnen. Nachdem sie die Kalenderkupfer und die Titelzeichnungen zu den Romanen mit grossem Ernste durchgesehen, ist das kurze Jahr verlaufen, und sie müssen den Index zu dem, was sie während seinem Verlauf gethan, anfertigen". Für Görres ist „das Ganze eine Erscheinung solcher Art, dass man sie, wie Jean Paul sagt, eigentlich durch nichts als einen Freudenruf begrüssen sollte".

Jean Pauls Name führt uns zu Görres umfänglichem Aufsatz: „Über Jean Paul Friedrich Richter's sämmtliche Schriften" in den „Heidelbergischen Jahrbüchern" 1811, No. 76—78 (S. 1201—1239); auch hier wird der Blick sich zurückwenden auf die Beziehungen zu Jean Paul in den

---

[1]) Im Programm zur „Jenaischen Allgemeinen Literatur-Zeitung" von 1807: Unterhaltung über Gegenstände der bildenden Kunst.

Jahren vor der Übersiedlung nach Heidelberg.[1]) Dann trat Görres in die Neckarstadt ein, und jetzt erst recht wurde für ihn der Dichter des „Titan" die Krone der deutschen Litteratur. Jean Paul, Runge und Tieck seien die einzigen Dichter, hatte er ja in seinen Vorlesungen gesagt.[2]) In dem „Uhrmacher Bogs" ist mit Händen zu greifen, was Jean Paul angehört. Als man mit Begeisterung zur Gründung der „Jahrbücher" schritt, schwebte auch sein Name auf dem Munde aller „Bessergesinnten". „Ich habe", schreibt Görres ihm am 1. Februar 1808, als er über die neue Zeitschrift berichtet, „Sie selbst mit der Clausel übernommen, wenn Sie mich nicht perhorresciren wollen, was Sie nicht thun werden, wenn Sie meinen guten Willen in Betrachtung ziehen. Ich würde Sie indessen dann von Grund aus aufzufassen suchen, und dazu fehlen mir Ihre frühesten Schriften. . . . Wollen Sie im Frühjahr sich hier ansiedeln, dann würde auch das sich sehr gut von selbst einrichten". Bei den Gegensätzen in der Leitung des Blattes, die mit dem Obsiegen antiromantischer Tendenzen endigten, war von Görres Vorhaben nicht mehr die Rede gewesen. „Und siehe da", schreibt Görres am 23. September 1811 an die Brüder Grimm über die zurückgegangene Zeitschrift, „die schale Brühe mochte gar niemand. Da schrieb mir denn Wilken (II, 219), ich möge die übernommene Recension doch schicken, mich aber auf zwei und einen halben Bogen (d. h. Manuskriptbogen) einschränken. Denken Sie den grossen Menschen mit dem breiten Fuss in Aschenbrödels Schuh!" So entstand der weit grössere Aufsatz, der uns vorliegt. „Denn mir sind", sagt sein Verfasser, „diese kurzen oberflächlichen Recensionen in den Tod verhasst, und diese da ist mir noch viel zu kurz"; es werde ein wenig Lärm machen, meint Creuzer kurz vor dem Erscheinen[3]).

---

1) Vgl. oben S. 23 f.
2) Vgl. oben S. 67.
3) Br. II, 260 (30. Nov. 1811).

Ich getraue mich nun nicht die Görresische Leistung erschöpfend zu analysieren, mir will aber scheinen, dass sie bisher zu wenig gekannt und beachtet wurde.

Wie sehr die Jahre in Heidelberg den litterarischen Umblick Joseph Görres erweitert haben, das wird man sich nicht besser veranschaulichen können, als wenn man diese Besprechung Jean Pauls mit dem früheren Fragmente in der Aurora 1804 einmal zusammenhält. Freilich die Grundvoraussetzung ist dieselbe: der ethisch-moralische Gesichtspunkt, von dem ja Görres ganze litterarische Kritik ausschaut. „Aber was ist's denn, das dem Dichter seine Individualität fixiert und seinen Werken das eigentümliche Gepräge gibt?“ fragt Görres 1804. „Es ist das Grundprincip, nach dem seine Natur sich gestaltet hat, das ihn in allen seinen Productionen beherrscht . . .“ Diese Mitte des Jean-Paulischen Wesens zu finden, bemüht sich dann die Besprechung des Jahres 1811; ihr Schluss glaubt in den moralischen Qualitäten Richters die Formel dafür gefunden zu haben. „Uns ist diese Reinheit und Unschuld der Gesinnung mitten in Welterfahrung und Dichterkraft vor Allem werth“, heisst es dann weiter. „Wir gehen sehr kalt an schönen Werken vorbey, an die gleichwie an Schandsäulen die Erbauer angebunden sind, und es ist uns erquicklich, hier im Hause eines guten Geistes zu seyn, dem wir vertrauen können, dass er nicht mit Trug umgeht, und mit schönen Empfindungen uns belügt, eine freudige Sicherheit, die uns auch in den Werken eines andern in allem Guten diesem Geiste verwandten werthen Freundes, immer so wohlthuend und tröstlich gewesen ist“ — natürlich Arnims. Das „Genie der Liebe“ wohne vor allem in Jean Paul, so steht an einer anderen Stelle zu lesen. „Grade in dieser Zeit, wo der Ring des geistigen Polarzirkels gebrochen scheint, und der alte Winter aus seinen Ufern tritt, und das Treibeis weit hinunter bis an die Wendezirkel der inneren Welt sich verirrt, ist seine und jede andere Dichtung in seiner Liebe, eine Gabe des Himmels, ein warmer Sommer, der

das Eismeer und seine Gletscher in ihre Schranken treibt“ — das ging auf Goethe.

Nur noch ein Wort über Form und Anlage der Anzeige. Sie ist getragen von einer leisen Ironie gegen steifleinenes, korrektes Recensententum. Die Einteilung der „Vorschule der Ästhetik“, des Gesetzbuches, das der Dichter selbst geschrieben hat und nach dem daher seine Werke zu richten seien, wird zu Grunde gelegt. Der Referent hat „dadurch den Gewinn erlangt, dass er wenigstens eine Recension in Paragraphen liefert, da ihm ohnehin wieder andere Recensenten vorgeworfen, dass er keine Paragraphen in seinen eigenen Werken mache. Nur eine Sorge hat ihn schon gleich beym Anfange dieser Arbeit beunruhigt, dass er nämlich voll von seinem Dichter und selbst stark bildernd aus Gewohnheit unbewusst in seinen Bildern nachschimmere . . . Um aber auf jeden Fall zu beweisen, dass er, obgleich voll vom süssen Wein des Dichters, doch nicht berauscht sey, noch irre rede, wird er auf der vorgezogenen Kreidenlinie der Recensenten ohne Wanken gehen, und von Zeit zu Zeit billigem Lobe behutsamen Tadel beimischen.“ In den acht Paragraphen der Recension: 1. Genie, 2. Humor, 3. Laune, Ironie, 4. Witz, 5. Charaktere, 6. Fabel, 7. Poetische Landschaftsmalerey, 8. Stil, ist der Grundriss der „Vorschule“, wenn auch keineswegs genau, festgehalten. Auf die Fülle von Geist und scharfer Beobachtung, die der Paragraph „Charaktere“ in gedrängtester Form — Görres selbst spricht von „kleinen Silhouetten“, die er gezeichnet — darbietet, sei wenigstens hingewiesen. Den Mitteln der sonstigen Charakteristik, der Bilderfülle in ihren Ursprüngen und Zwecken nachzugehen, wäre eine Aufgabe, die in einen andern am Schlusse unserer Betrachtung angedeuteten Zusammenhang gehörte. Die Menge von Gleichnissen mythologischer und historischer Herkunft erinnert daran, dass das Ganze in der Zeit regster litterar- und mythenhistorischer Studien entstand. Die Wortkunst der Metaphern und Bilder aus alter Götterlehre dient dazu, in romantischer

Weise geheime, symbolische Beziehungen zwischen dem poetischen Genius und dem Urgrunde alles Wesens herzustellen[1]). Mit den abnehmenden litterarischen Interessen in den späteren Jahren trat naturgemäss auch Jean Paul, der Dichter, für Görres in den Hintergrund. Ja, Görres Brief an Jean Paul vom 26. August 1822 lässt nur zu deutlich fühlen, dass inzwischen Gegensätze in ihre Anschauungen hineingekommen waren, über die hinweg das schöne, neutrale Reich der Dichtung und Kunst nicht wiederzugewinnen war.

Görres journalistische Verdienste waren damals längst anerkannt, aber sie lagen auf einem Felde, das uns hier nicht interessieren darf, wie dankbar auch die Aufgabe wäre, ihm in seiner Thätigkeit als Redakteur des „Rheinischen Merkur“ nachzugehen und die Fäden und Beziehungen dieser Zeitschrift aufzuspüren. Das Wenige, was er in den Jahren nach 1814 für die Litteratur- und Kunstkritik seiner Zeit geleistet hat, möge rasch erledigt werden.

Aus der Schrift über Johann Heinrich Voss[2]) (1826) gehört auch nur wenig hierher. Aber hat Görres seinen alten Gegner dort nicht ganz richtig in seiner historischen Bedingtheit erfasst und auch den ansprechenden Zügen seines niederdeutschen Wesens Gerechtigkeit widerfahren lassen, kurz, das Urteil über ihn so festgestellt, dass wir es heute nur unterschreiben können?

Mehr Beachtung verdienen in diesem Zusammenhange jene Artikel, die Görres 1828 und 1829 in dem zwölften und dreizehnten Jahrgange der „Eos. Münchener Blätter für Poesie, Literatur und Kunst herausgegeben von einem Verein von Gelehrten und Künstlern“ erscheinen liess. Die Zeitschrift nimmt in einer späteren Epoche von Görres

---

[1]) Vgl. über die Jean-Paul-Recension auch noch den Brief von Görres an Arnim vom 18. Januar 1812, den Steig in den Neuen Heidelberger Jahrbüchern X abdruckt.

[2]) S. o. S. 73.

Leben eine ähnliche Stellung ein, wie die „Aurora“ für die Frühzeit. Sie wurde bald nach Görres Eintritt in München für etwa anderthalb Jahre das Organ einer bestimmten Gruppe. Männer wie Baader, Döllinger, Schubert, Friedrich Schlegel u. a. waren ihre Mitarbeiter, ja auch A. W. Schlegel erschien mit einem kleinen Beitrage (1828, No. 78) über Torquato Tasso; Görres Anteil ist bisher noch nicht gesichtet und gewürdigt worden[1]). Einiges was mir bezeichnend scheint, sei herausgehoben: Schelmuffsky und der Bruder Graf haben sich als Reminiscenz an Heidelberger Liebhabereien und Ausgelassenheiten in den Aufsatz „Signalement eines Jetzigen“ hinübergerettet. Wie genial und geradezu unnachahmlich ist in No. 24, Jahrg. 1829 der Eindruck Paganinis durch die Mittel der Sprache wiedergegeben! Manches erinnert hier an E. T. A. Hoffmann oder an den gemeinsam mit Brentano verfassten „Bogs“, in dem gleichfalls, zufolge einer romantischen

[1]) Das Blatt verdiente eine eigene Untersuchung; ich führe im Folgenden sämtliche Beiträge auf, die sich als von Görres herrührend mir ergaben: 1828. No. 29 Die wahre und falsche Geschichte (Von Professor J. Görres). No. 74 Deutschland. Von Görres. No. 90, 91 Signalement eines Jetzigen nebst einigen Lebensumständen von ihm und seinem besten Freunde. Für Statistiker und Biographen. (Vgl. Pol. Schr. V, 375.) No. 92 Ankündigung über die Fortsetzung der Zeitschrift Eos. No. 94, 95 Betrachtung über das Wichtigste der Zeit. Von Görres. No. 99 Ruf der Geschichte an die Zeit. No. 99, 100, 101, 102, 103, 104 Heldenthum, — Heldensage, — Minne, unter den christlich-germanischen Völkern im Mittelalter. Von Görres (Abdruck aus den „Teutschen Volksbüchern“ S. 276, Z. 6 v. u. bis S. 303, Z. 7). No. 105, 106 Der Spiegel der Zeit. (Vgl. Pol. Schr. V, 382). No. 115, 116, 117 Aus Vetter Michels Leben. Wahrheit und Dichtung. (Vgl. Pol. Schr. V, 396.) No. 195 Die Feudalverfassung und Hierarchie im Mittelalter. Von Görres. (Abdruck aus Daub und Creuzers Studien, Dritter Band 1807, S. 372, Z. 7 ff.) 1829. No. 10, 11, 12, 13, 17, 24 Das deutsche Bedlam. No. 28 Über das Recht der Todten. No. 36, 37 Frechheit und kein Ende. No. 73, 74, 75, 76, 77, 78, 79, 80 (Doppelnummer) Die Gedichte König Ludwigs. — Die Benutzung der Zeitschrift verdanke ich der Münchener Hof- und Staatsbibliothek.

Kunstauffassung[1]), der Hörende aus den Tönen Bilder vor seinem Auge aufsteigen sieht. Die Reihe von Artikeln unter der Überschrift „Das deutsche Bedlam“ gemahnt hie und da an Schellings „Nachtwachen von Bonaventura“. Das Merkwürdigste aber ist die umfängliche Besprechung des 1829 erschienenen ersten Bandes der Gedichte König Ludwigs von Baiern[2]). „Eine Gesellschaft von Freunden“, so beginnt sie, „hatte seit geraumer Zeit in der Hauptstadt des Bayerlandes sich zusammengefunden; Männer aus den verschiedensten Landschaften des Reiches, von allen Ständen, Beschäftigungen und den mannigfaltigsten Lebensansichten hatten sich vereinigt, auch Frauen hatten sich angeschlossen: alle, wie verschiedenartig sonst die innere Gesinnung sich kundgeben mogte, fanden doch durch ein, im tiefsten Grunde sich verwandtes Bestreben in einem freyen Vereine sich verbunden, dessen hauptsächlicher Zweck es war, durch gegenseitigen Austausch der Gedanken sich über die bedeutendsten Erscheinungen der Zeit zu verständigen und ins Klare zu bringen. Sie pflegten bald bey diesem, bald bey jenem aus ihrer Mitte sich zu versammeln; der jedesmalige Wirt intonirte das Thema der Verhandlung, wenn nicht etwa besonderes Interesse einen andern drängte, und war die Ader der Rede erst zum Fliessen gekommen, dann wurde ein Mund um den andern Brunquell eines besonderen Ideenganges . .“ Und nun diskurieren Benno, Berthold, Luitolph, Siegmund, Isidor, Othmar, Adelheid, Agnes, Hildegard über jene durch die königliche Person ihrers Urhebers Aufsehen erregenden Gedichte. Der Kundige sieht sofort, welches romantische Werk hier für einen beschränkten Stoff zum Vorbild gedient hat: Ludwig Tiecks „Phantasus“. Görres besitzt hier mehr spielende Grazie des Geistes, als ihm

[1]) Vgl. Tieck-Wackenroder, Phantasien über die Kunst 1799, S. 263. S. oben S. 62.

[2]) Gedichte des Königs Ludwig von Bayern. Zwei Teile. München, im Verlage der Liter. Artist. Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. 1829.

sonst eigen war. Auch das Element, das selbst E. T. A. Hoffmanns „Serapionsbrüder“ entbehrten, die Frauen und der Reiz ihrer Unterhaltung, fehlt hier nicht. Aber, um mit Hoffmanns Vorwort zu seinen „Serapionsbrüdern“ zu sprechen: „nur die Bedingnisse eines solchen heitern unbefangenen Gesprächs, in dem recht eigentlich ein Wort das andere giebt, können“ — im Vergleiche mit dem unnachahmlichen Vorbilde Tiecks — „zum Massstabe dienen.“ Das gilt erst recht für Görres: allenthalben schaut doch er selbst wieder mit den Eigenheiten seines Stils und mit der polemischen Masslosigkeit seines Temperaments den redenden Personen über die Schulter, die weitab von ihrem Gegenstande geführt werden. Und zumal gegen den Schluss wird die Form der Causerie durch rhetorische Ergüsse überschwemmt. Aber in manchen Gesprächswendungen und -einleitungen steckt doch soviel „Phantasus“, wie füglich in wenigen Zeilen enthalten sein kann. Ein paar prächtige Landschaftsschilderungen, Reminiscenzen aus der Zeit des Aufenthalts in der Schweiz sind glücklich angebracht. Dass aber Görres sich zum Stimmführer der Gedichte König Ludwigs machen konnte, hängt wiederum zusammen mit dem moralischen Grundgesetze seiner kritischen Bestrebungen, das auch in dieser Anzeige ausgesprochen wird: „Ihr wisst“, so sagt Siegmund da einmal, „schon alle von mir, wie der Trieb eines Wardeines mir einwohnt, und wie ich gern alles auf die Kapelle bringe, wie ich daher den Wein zuerst auf Reinheit und Ungefälschtheit und dann erst auf seine Güte prüfe, und ebenso die Menschen in gleicher Weise zuvor darauf ansehe, wie es in diesem Punkte mit ihnen steht, ehe ich mir sonst etwas mit ihnen zu schaffen mache.“ Görres nahm auch hier den Willen für die That, wenn er auch mit seinen Bedenken gegen die dichterische Thätigkeit des gekrönten Hauptes nicht hinterm Berge hält. Sie in der wenigst verletzenden Weise anbringen zu können, das ermöglichte ihm die gewählte Form der unentschieden hin und herwogenden Diskussion. So kam die litterarische

Tradition den Anforderungen des Stoffes willig entgegen[1]), und nun verstehen wir ganz die Äusserung Clemens Brentanos in einem ungedruckten Briefe an Ludwig Tieck vom 24. Mai 1829: „Görres ausführlicher Aufsatz", schreibt Clemens dort, „die Gedichte König Ludwigs, in der Eos, muss Sie interessiren;" und dann fährt er fort: „man kann nicht redlicher und liebvoller (wo nicht zierlicher) in so delikatem Verhältnisse Noah's Scham bedecken . ." [2])

An einer Stelle seiner Recension spricht Görres von manchen wohlgelungenen Sonetten des Königs, „die, wären sie, als vor zwanzig Jahren J. H. Voss das grosse Blutbad über die ganze Gattung verhängt, damals dem Ergrimmten in den Weg gekommen, ihm mit ihren geflügelten Lockenköpfen wohl ein Erbarmen abgewonnen hätten . . ." So waren die Heidelberger Tage Görres stets gegenwärtig und die Erinnerung half auch an dem herrlichen Nekrolog auf den langjährigen, treuesten Freund Arnim 1831 schreiben[3]). Und wie wenig hatte sich Görres Art zu charakterisieren in zwanzig Jahren geändert! Man werfe zum Vergleiche nur einen Blick in Briefe, teils in unserem Anhange, teils jüngst von Steig publiciert[4]), die sich mit Arnims Poesie beschäftigen: man wird bemerken, wie Görres, stets in ähnlicher Weise, mit wörtlichen Anklängen zu bunten Allegorien greift, um das Wesen des Freundes auszuschöpfen. Es war doch weniger der Dichter Arnim,

---

[1]) Übrigens hatte Görres bereits 1815 eine brennende Frage in der gleichen Form eines Meinungsaustausches behandelt. Der „Rhein. Merkur" 1815, No. 175—181 bringt einen mit scharf ausgeprägten politischen Typen arbeitenden Artikel: „Der Kaiser und das Reich. Ein Gespräch." (Anfang: „In Wien hatte sich eine Gesellschaft bei dem Fürsten von S** zusammengefunden, bunt gemischt aus allen deutschen Landen und Völkerschaften . .")

[2]) Ich fand die Stelle ausgezogen in: Graf Paars Autographensammlung, Berlin 1893, wo der Brief auf S. 137, No. 1126 aufgeführt wird.

[3]) Menzels Litteraturblatt 1831, No. 27—30; vgl. oben S. 57.

[4]) Neue Heidelberger Jahrbücher X.

als die ihm so ans Herz gewachsene Persönlichkeit, für die Görres die richtig würdigenden Worte fand.

Das Jahr 1835 endlich brachte die denkwürdige Besprechung[1]) von „Goethe's Briefwechsel mit einem Kinde". Bettinen sollte damit ein Gefallen geschehen; das konnte aber, wie eine kurze Analyse erhärten wird, nicht der Fall sein.

„Das ist eine Geschichte", so beginnt die Anzeige, „welche, die Hauptsache ausgenommen, sonst viel Ähnliches mit der Geschichte des heiligen Christophorus hat. Das Kind hatte sich dem starken Mann auf die Schulter gesezt und er sollte es über das Wasser hinübertragen. Der starke Mann that sein Allerbestes, und anfangs ging es lustig durch die Wellen, aber die Zeiten waren nicht getroffen, das Kind wurde immer stärker und schwerer, der sonst rüstige Träger aber immer älter und schwächer; in Mitte der Wasser kamen die Sturmvögel mit einem Streite herangeflogen, das Kindlein wurde nicht ausgetragen, ein Delphin hatte es auf seinem Rücken davongeführt: so konnten die Geschicke nicht in Erfüllung gehen . . ." In dem biblisch-chronikartigen, leicht ironischen Tone geht es weiter: Die Welt ist durch ein Wasser in zwei Teile geteilt, die jenseits Wohnenden sind Prophetenkinder, Seher, Genien, die diesseitigen Philister. Mit den Zügen, deren die Romantik sich bedient hatte, besonders mit Anklängen an Brentanos Satire, wird Philisterart gekennzeichnet. Goethe aus einer Heirat, „die einer von jenseits der Wasser mit einer solchen, die von diesseits stammte, hervorgegangen" — wie seltsam, dass Görres die Naturen der Goethischen Eltern geradezu umkehrt —, Goethes Lebensschicksal ist es, dass diese Gegensätze in ihm sich stets bekämpfen. Ein Kind, so wird ihm prophezeit, das er Poesie nennen möge, werde sie dereinst ausgleichen.

---

[1]) Morgenblatt für gebildete Stände 1835, No. 78—87; vgl. oben S. 76.

Und wieder begegnet uns dann jene schiefe Auffassung Goethischer Figuren — des Albert, Weislingens, Stellas, Ferdinands, Theresens, Aurelias, des Abbé, Jarnos, Lotharios u. a. —, die schon in den Aurorafragmenten sich kundgab: es seien das Sprösslinge aus der prosaischen, philiströsen Natur Goethes. In sarkastischer Allegorie wird Goethes allmählich errungenes Regiment über das geistige Deutschland ausgemalt und bespöttelt, wird er ob Widerchristentums, ob steifleinenen, geheimrätlichen Wesens angegriffen, dann ergötzlich der erste Besuch des „Kindes“ ausgebeutet und schliesslich der daran angeknüpfte Briefwechsel selbst vorgenommen. Alles Licht fällt auf Bettina. Eine Fülle wunderschöner Gleichnisse von orientalischer Pracht ist aufgeboten, um ihrer Natur, wie sie der Briefwechsel offenbart, gerecht zu werden. „Wie hat aber in diesem allem er gestanden?“ fragt der Referent, „wie hat der Dichter sich gehalten? Man muss zur Steuer der Wahrheit sagen, vollkommen nobel, würdig, mit Zartheit in der schönen Mitte festgehalten. . . An gutem Instinkte hat es seinem Naturelle nie gefehlt, und wie er erst ihm sich anvertraut, konnte er in seinem Benehmen nicht irre gehen. Er hatte ihn gleich in's Edelschöne zurückgewiesen, ein Gebiet in dem er immer vollkommen Bescheid gewusst . . . Er . . . fühlt wohlthätig von der Wärme sich berührt und durch sie wieder zum Fluss gebracht, von innerer Herbigkeit und Spröde sich befreit.“ Bettina hat ihn „in allem Verkehr, den er mit ihr gepflogen, in diese Ursprünglichkeit zurückzuversetzen gewusst, dass er sich gegeben, wie ihn Gott gemacht in all seiner Lieblichkeit, und nicht, wie er selbst sich künstlich zugestümpert.“ Und nun die Lösung: „Da kam ein Jüngling“, so steht zu lesen, „über die Berge dahergeschritten, blühend in schöner Jugendfülle, er auch wohlgethan und edel in der Seele, in Gestalt und Haltung frisch und wacker und fröhlich in all seinem Thun“ — es ist das letzte Mal, dass Görres über Arnim gesprochen hat. Freilich war Bettina wenig zufrieden über die Art, wie er ihn hier eingeführt

hatte[1]), ihn hinstellend als den Märchenprinzen, der die ihm Gebührende sich holte. Goethe aber „hat seine verständige Klugheit und das schöne Ebenmass seiner Natur bewährt, dass er, als nun die Wahlverwandtschaften am Gesichtskreis aufgegangen, zur rechten Zeit abgebrochen und nicht etwa den Silberfaden bis zu den Schlacken aufgesponnen . . .“ Noch spricht dann Görres über die zu erwartende Aufnahme des Buches; von seinem damaligen Standpunkt kehrt er sich bei aller überschwänglichen Anerkennung des Bettinischen Geistes gegen jene hohle, leere, dem Christentum durchaus feindliche Naturbegeisterung, die, statt die Natur zum Spiegel der Religion zu machen . . ., umgekehrt die Religion zum Spiegel der Natur degradirt.“ Gleiche Ansichten hatte ja damals Clemens Brentano.

Mit ironischer, unfroher Miene angestellte Erwägungen über Goethes Nachfolgerschaft im litterarischen Deutschland schliessen dann die Betrachtungen ab. Nirgends streift Görres mit einem Worte das Verfahren der Herausgeberin der Briefe, nirgends ist ihm der Gedanke gekommen, dass Bettina mit ihrem Material frei künstlerisch geschaltet haben könne. Grosse Umrisse sind willkürlich und grotesk herausgearbeitet, die wieder mehr von der eigenen phantasievollen, schöpferischen Fähigkeit des Beurteilenden als von dem Geiste des Gegenstandes zu zeugen vermögen. Wie ganz anders und fruchtbringender stellt sich die an Feinheiten so reiche Besprechung von Görres ehemaligem Freunde Meusebach in der Hallischen Allg. Literaturzeitung 1835 (No. 115—120) dar!

Versuchen wir der Auffassung Goethes durch Görres in der historischen Entwicklung einen Platz anzuweisen, so tritt sie zur Seite den vielfach nachwirkenden Urteilen des späteren Tieck, die sich zu dem Ausruf verdichteten: „Wie liebenswürdig und erhaben zugleich, gross und einzig steht er (Goethe) nicht in seinen Jugenddichtungen da, wie ist er da so ganz echter wahrer Mensch! . . . Wie

[1]) Vgl. die oben S. 76 Anm. 2 citierte Stelle.

capriciös, wie starr und steif, Launen und Einbildungen unterworfen in seinem geheimräthlichen Alter.“ [1])

Görres war nicht der einzige, der sich aus Bettinens Buch Stoff zum Angriff gegen Goethe, den kalten, fühllosen holte: man könnte vor allen an Börne erinnern. Was hätte Goethe darauf zu erwidern gehabt? „Alles muss man lernen“, hat er einmal, am 24. Dezember 1810, in einem Gespräche mit Riemer gesagt, „die Verachtung der andern. die uns als eine Maske begegnet, eine wohlbekannte, doch befremdlich; denn man muss lieben, was uns hasst, das Vortreffliche hasst — eben weil es nur ein Irrtum ist.“ Riemer hat zu dieser seiner Tagebuchaufzeichnung [2]) dann später — im Hinblick auf Görres Anzeige des „Briefwechsels mit einem Kinde“ — die Notiz gesetzt: „cf. die Artikel Görres“. Was Görres innerlich von der jüngeren Romantik geschieden hatte, was ihn einer späteren Generation, den im übrigen so disparaten Menzel, Börne, Immermann und dem bestgehassten jungen Deutschland näher brachte: die Auflehnung gegen den Bann des Goethischen Wesens, hatte 1835 noch einmal ihren Ausdruck gefunden.

* * *

Wir stehen an dem Ziele, das diese Abhandlung sich gestellt hat, die nur einen Ausschnitt von Görres Thätigkeit historisch einordnen und beschreiben wollte. Ich bin im Laufe der Arbeit mehr und mehr zu der Überzeugung gelangt, dass, um Görres als historische Erscheinung voll erfassen und erklären zu können, eine kritische Untersuchung seines Stils vor allem not thut, der aussergewöhnlichen, mit Recht berufenen sprachlichen Form, in die seine oft sich wiederholenden und zwischen wenigen

---

[1]) Vgl. Walzel, Schriften der Goethe-Gesellschaft 13, XLII.

[2]) Vgl. Aus den Tagebüchern Riemers. Mitgeteilt von Robert Keil: Deutsche Revue 1887, 12. Jahrgang, 4. Bd., S. 47; s. a. Riemer, Mittheilungen I, 31.

Ruhepunkten hin- und herpendelnden Gedanken gekleidet waren. Ich habe manches zu einer solchen Arbeit gesammelt, beschränke mich hier aber auf wenige Andeutungen.

Da müsste zunächst die vorromantische Periode genau ins Auge gefasst werden, und es entständen die Fragen, wie weit schon hier stilistische Einwirkungen etwa Herders, Klopstocks, Lichtenbergs, des Ossian wirksam gewesen sind, inwieweit ferner die gehobene Sprechweise des französischen Republikanismus, die auch einmal eine besondere Untersuchung verdiente, auf den revolutionären jungen Rheinländer gewirkt hat. Den Spuren einer ursprünglichen Anlage zu erhöhter Bildlichkeit und Allegorie in Görres Sprache jener Zeit müsste natürlich nachgegangen werden.

Dann kam die Romantik. Sie, die Görres ganzes Wesen erfasste, übte auf seine Sprache den tiefsten Einfluss[1]). Bernhardis Sprachlehre, Bemerkungen der Schlegel, Novalis, Schleiermachers beförderten die Idee, dass auch mit der Sprache, der „Dynamik des Geisterreiches", die romantischen Gesinnungsgenossen als eine „unsichtbare Kirche" über dem Bisherigen und Alltäglichen stehen sollten. „Anders", sagt Schleiermacher im dritten Abschnitte der Monologen, „ist des Weltlings Tonart als des Geweihten: anders als dem Weisen reihen sich dem Knechte der Zeit die Zeichen der Gedanken zu einer andern Melodie; etwas anderes erhebt dieser zum Ursprünglichen und leitet davon ab, was ihm unbekannter und ferner liegt. Bilde nur jeder seine Sprache sich zum Eigenthum und zum kunstreichen Ganzen, dass Ableitung und Übergang, Zusammenhang und Folge der Bauart seines Geistes genau entsprechen, und die Harmonie der Rede den Accent des Herzens, der Denkart Grundton wiedergebe." Daraus mochte Görres die Berechtigung zur individuellen Entfaltung sprachlicher Eigenart sich herleiten. Nebenbei bemerkt: gerade in Görres und Schleiermachers Sprache macht sich eine gewisse Gleichartigkeit des Gefüges

[1]) Vgl. übrigens auch oben S. 14.

bemerkbar. Schon Gutzkow ist sie nicht entgangen, der in den „Beiträgen zur Geschichte der neuesten Literatur", Stuttgart 1839, S. XXXI sagt: Schleiermachers Stil baue sich ebenso architektonisch auf „wie die Görres'sche Sprache, nur mit weit weniger Geräusch und mit weit mehr innerer logischer und gemütlicher Wahrheit".

Um die romantischen Elemente in Görres Stil herauszufinden, böte bei einstweiliger Ermangelung eines Besseren Petrichs Büchlein „Drei Kapitel vom romantischen Stil", Leipzig 1878, das wertvollste Hilfsmittel, wobei man natürlich nicht blind sein dürfte für die Gegensätze zwischen einzelnen specifisch romantischen und anderen Eigentümlichkeiten der Görresischen Sprache.

Sie erführe nun nach dem Verfolg ihres Entwicklungsganges eine eingehende systematische Zergliederung; schon Zeitgenossen schien sie ja eindringender Aufmerksamkeit wert. Als Antipode Adelungs ist Görres von Jean Paul in der „Vorschule der Ästhetik" ins Feld geführt worden[1]).

Es wäre zu achten auf Flexion, Wortbildung, Wortschatz in ihren dialektischen, archaischen und neologischen Sonderheiten, auf den Satzbau mit seinen hervorstechenden Kennzeichen: der Inversion, der ineinandergeschobenen und gekreuzten Wortstellung, der einförmigen parataktischen Aneinanderfügung von Sätzen zu bisweilen ungeheuerlich aufsteigenden Perioden; was weiter führen würde zu Beobachtungen über den monotonen Rhythmus der Rede. Denn Görres schreibt eigentlich stets als Redner. Und wie sprach er? Alle, die ihn in seiner nachrevolutionären Periode hörten, bezeugen gleichmässig, dass sein Vortrag etwa dem Gesange eines messelesenden Priesters ähnelte. Der Tonfall seiner Sätze führt zu derselben Wahrnehmung.

Die biblischen Elemente seines Stils, unschwer in die Augen springend, vermöchten hie und da solchen Eindruck zu verstärken. Der Höhepunkt der ganzen Untersuchung

---

1) Vgl. Vorschule (Hempel) S. 307 f., 337 f. und oben S. 23.

schliesslich wäre eine eingehende nachempfindende und ringsherum vergleichende Studie über die Bildlichkeit dieses Stils, dessen blühende Fülle in geheimer Sympathie mit orientalischem Geiste stand[1]) — über diese Bildlichkeit von der einfachen Metapher bis zur durchgeführten Allegorie. Die psychologischen Wurzeln dieser malerischen Fähigkeit wären blosszulegen, die Anschauungskreise abzugrenzen, die Ursprünge dieser Bilder aus Natur, Leben, Geschichte, Kunst, Religion und Mythologie herzuleiten und die mannigfachen litterarischen Quellen zu erschöpfen.

Görres Stil mit seiner wasserfallartigen Beredsamkeit und bestechenden Dialektik, die alle Dinge wieder und wieder nach andern Seiten zu kehren verstand, mit dem Prunk von Tausenden von Bildern scheint mir bei allem geistigen und seelischen Reichtum, über den sein Urheber verfügte, nicht immer frei von Manier. Die Menge von Nachahmungen und Parodien, die ich aufzuweisen vermöchte, spricht nicht dagegen, dafür jedoch die Thatsache, dass Görres hie und da — meist in politischen, streng sachlichen Aufsätzen, z. B. im Rheinischen Merkur, — über eine gedrungene, einzigartig präcise Sprache verfügt. Gerade im Hinblick auf diese Ausnahmen notierte Jean Paul, kein bedingungsloser Verehrer der sprachlichen Eigenart des Freundes, sich einmal den Satz: „Welche Sprachgewalt ein Genie besitzt, zeigt sich, wenn es sich auf gemeine zeitliche Verhältnisse wirft, wie Görres.“[2])

Im Übrigen fällt Görres Stil aus der Entwicklung der deutschen Prosa eigentlich heraus; er ist ebenso sui generis wie es der ganze Mann nach einem Ausspruche Hebbels[3]) ist, dessen schlagende, scharfe Charakteristik des späteren, fertigen Görres ich bewundere, um doch zu glauben, dass auch hier nur die aufmerksame Betrachtung des Werdens dem Urteil höhere Gesetze zu geben vermag.

---

1) Vgl. Br. II, 245 f.

2) Förster, Denkwürdigkeiten IV, 148.

3) Tagebücher II, 182.

Anhang: Briefe.

Von den folgenden Briefen hat Reinhold Steig No. 1 und No. 5 im Arnimschen Nachlass zu Wiepersdorf aufgefunden und mir im Juni 1898 zur Publikation oder Verwertung gütigst überlassen. Die übrigen Nummern wurden mir aus Varnhagens Nachlass auf der Königlichen Bibliothek in Berlin zugänglich.

Inzwischen ist eine weitere Reihe Briefe von Görres an Arnim zu Tage getreten, deren ersten Teil Steig in den Neuen Heidelberger Jahrbüchern X (Juni 1901) publiciert hat; darunter sind auch No. 1 und 2 unseres Anhanges der Vollständigkeit wegen veröffentlicht. Da ich mich im bereits gedruckten Texte auf die folgende Reihenfolge berufen hatte, musste ich diese beiden Nummern nach wie vor hier beibehalten. Natürlich modificieren sich nun aber die Ausführungen oben S. 59. Die wenigen Bemerkungen, zu denen mich die Briefe veranlassen, folgen am Schlusse.

1. Görres an Arnim.

Koblenz am 1ten Februar 9.

Dann habe ich Ihnen die traurige Nachricht mitzutheilen, dass unser Arnim neulich im Zweykampfe mit Voss geblieben ist: Have Anima pia. Wirklich niedergefallen ohne ein Zeichen von sich zu geben. Da Sie der nächste Angehörige des Verblichenen sind, so will ich die Korrespondenz mit Ihnen fortsetzen, als ob nichts vorgefallen wäre. Das Inventarium des Tisches auf dem ich gegenwärtiges niederschreibe ist ein Kapuziner auf

einem Esel meinem Buben angehörig, den[1]) ich so eben mit Siegellak reparirt. Eine Lichtputze, die das Maul schandlich weit aufsperrt, wenn man sie nur berührt, wenigstens so weit wie der Knabe der alle Tage das Brod brachte, ein Wassergefäss mit einem schwimmenden Gänsefuss oder dergleichen, etwas Reisbley zum Tiegel, und ein Leuchter von Heidenköpfen. Nun möchte ich gern einen Roman anspinnen zwischen den Allotrien, aber es ist keine Eintracht und Herzlichkeit in ihnen, und kein Liebeshandel einzufädeln, weil die einzige Dame darunter nur[2]) Schnuppenfresserin ist, und der stattliche Kavalier leider den Cölibat halten muss. Vor dem Fenster indessen hält schon seit mehreren Tagen eine Maske, und giebt sich für den Frühling aus, hat auch alle faux airs davon, Gang und Schritt und den leisen Tritt, und das freundliche Gesicht, die dummen Bäume glaubens auch, und legen sich weit heraus, hat er sie, klaps wird ers Netz zuziehen. Das stelle ich ihnen beweglich genug für, und wie ich noch Schnee haben müsse zu meinen Experimenten, hilft alles nichts, die unbesonnene Jugend lässt sich nicht zurückhalten. Einstweilen habe ich Rittersporen gesaet, wenn zufällig an die Sporen auch Ritter anwachsen, dann will ich sie den Spaniern zu Hilfe schicken. Gross Wasser haben wir gesehen, der Rhein hat allen Schnee getrunken, und berauscht davon ist er über seine Ufer hinübergetaumelt, da und dort hat er viel zertreten und sonst Schaden angerichtet. Alles Wasser liegt schon im Meer und wird dort eingepökelt für die kleine häusliche Oekonomie der Natur. Darauf ist ein Sturm über uns gegangen, hätten die Häusser Segel zum Aufspannen, die Stadt hätte in der Nacht ein gut Stück Weg zurücklegen können, und hätte sie sich nun mit ihrem Weichbild auf irgend eine fremde Mark aufgesetzt, nach dem römischen Rechte wäre ihr nichts an ihrem Besitze verkümmert worden, und der

---

1) Im Original *dem*.
2) *und*.

Unterliegende hätte auch vor Gerichte unterlegen. Sie sehen, dass ich unterdessen schöne juristische Kenntnisse eingesammelt habe. Ich lese Naturrecht an der hiessigen hohen aber weder weiten noch tiefen Schule. Sonst bin ich gegenwärtig meines eigentlichen Handwerks ein Cyklope, ein halb Fuder Kohlen habe ich schon verbrannt, mein Tint verdirbt sich ganz jämmerlich, die Metalle, zwey ausgenommen, sind mir dienstbar, ich suche den Karfunkel. Nun habe ich auch seine Mutter und die Sippschaft, Hangendes und Liegendes gefunden, ich warte nur auf eine recht dunkle Nacht und ein Gewitter darin, um die Königsschlange mit den Jungen in dem Neste zu überraschen. Meiner Mythologie gehts jämmerlich, Zimmer hat von Natur ein zu eng gebautes Becken, die gesammte Hausgenossenschaft zieht und reisst mit Zangen und Brecheisen, und alles will nicht gedeihen. Ich habe hundertmal gewünscht, dass die Druckerpressen Keltern wären, die Schriftsteller schütteten ihr Gewächs dahin auf, und das Publikum käme und füllte sich die Krüge mit dem Safte und nicht die Papiertütten. Oder noch lieber wie bey der Transfusion des Blutes, eine Röhre aus einer Ader in die Andre, etwas warm gehalten, dann ist alles gethan. Jetzt gehts jämmerlich besonders in Streitsachen, erst der Blitz, nach einem halben Jahre der Donner, in anderen sechs Monathen die Kugel. Das sehe ich jetzt recht im Vossischen Streite. Ihre Mitraille hätte ich noch nicht aufschlagen hören, wenn mir Kreuzer nicht Extrabericht darüber abgelegt hätte. Das Geschütz war gut bedient. So geht eine Zeit vorüber, zwey Zeiten und eine halbe Zeit, endlich wird zu Gericht gegangen mit denen, die dem Thiere und der Hure dienen. Lächerlich war mir, dass sie den Verdruss gegen den Einsiedler sogar in den Kartenallmanach hineingeschleppt haben, er hat ein Bild und eine Erklärung dazu, wo auch wieder der Hund sammt Zubehör paradirt, was wir doch alles zuerst in Besitz genommen haben. Der lächerliche Graf, der immerfort die Schrauben ohne Ende wie Jason dreht, hat wie

Sie gesehen haben werden, sich auch hineingelegt, natürlich wo der Dreck am dicksten war. Ein Narr in subjektiver und objektiver Hinsicht, aber ein Fabriknarr, kein gebohrener, vor denen ich Respekt habe. Wenn Sie haben wollen, dass ich mehr weiss von den Begebenheiten, dann müssen Sie mirs selbst schreiben. Zugbrücken sind vor und hinter mir aufgezogen, und ich stehe auf dem Söller und blicke ins Land hinaus. Da ich überhaupt meinen Stuhl dahin zu stellen pflege, wo andre Leute nicht viel hinkommen, so lebe ich als eine Art von Robinson prinzlich und mir ists wenn ich ehrlich seyn will, so wohl als mirs nur bereitet werden kann. Wie im Mährchen ist mir der Mantel mit dem der Staat mich bekleiden könnte immer, entweder zu lang oder zu kurz, niemal passend. Ihr guter Wille für mich in Ihrem letzten Briefe hat mich indessen gefreut, Sie sind aber doch auch selber in der nämlichen Schule krank. Ich muss lachen, wie Sie mit dem Philosophen im Kasten umzogen, den in der Welt niemand brauchen kann, so ein altes astronomisches Instrument, dessen Nutzen niemand absehen, dessen Reparatur kein Uhrmacher übernehmen mag. Meine Kinder gedeihen fröhlich, Ihr Pathchen muss sich Ihre Erzählung von zehnstündigen Spaziergängen in Schlangenbad gemerkt haben, es marschirt im rechten Trott und macht alle Pas des Kosakkentanzes dabey. Nachts aber führt sichs keineswegs exemplarisch auf. Meine Frau ist deswegen nicht allzuwohl. Von Brentano habe ich die längste Zeit nichts gehört. Er schrieb mir einen salbungsvollen Brief über seine Bücher, um mir das Gewissen in Aufruhr zu bringen. Sie wissen selbst, wie ganz zufällig ich sie mitgenommen habe. Ich habe sie eiligst zusammengepackt und abgeschickt. Seither habe ich nicht ein Wort von ihm vernommen. Man schreibt mir Sie seyen lange in Weimar gewesen, schreiben Sie mir etwas von Göthe. Schicken Sie mir auch Ihre direkte Adresse, da ich die Mittelstationen nicht leiden mag. Da Sie doch nun wohl in Berlin sind, so sehen Sie sich doch einmal um, ob Sie mir nicht eine Spanne

Silberfaden in mein Fernrohr auftreiben können. Von München hat mir Boisserée Nachrichten gebracht, die mich orientirt haben. Mir ist lieb, dass ich nicht nach Landshut gegangen. Die allerarmseligste und ungeschickteste Intrigue rumort an dieser Akademie. Jakobi ist durch seine Weiber und seine Schwäche ganz erbärmlich befangen. Mit Bettine sind sie gar übel daran, sie windet sich ihnen wie eine zahme Schlange um die Beine, sie fürchten aber, die Giftzähne seyen nicht gehörig ausgebrochen und jeden Augenblick könne ein tödtlicher Biss folgen. Savigny trauen sie nicht mehr, so sehr auch seine Frau alles gleich zu streichen sucht. Clemens können sie natürlich gar nicht leiden, und haben den Schmerzensausruf bey der Gelegenheit sich entfahren lassen: der wird wohl auch noch den Arnim ins Land bringen. Leben Sie wohl und behalten Sie uns lieb.

J. G.

2. Görres an Arnim.

Koblenz am 2ten July 10.

Ich habe lieber Arnim Dein Buch jetzt von der Messe erhalten, und danke Dir dafür. Noch habe ichs nicht gelesen, ich habe es aber in den acht Tagen herumgegeben in meiner Bekanntschaft, um Dich loben zu hören, und würklich musst Dus diesmal getroffen haben, Alle preisen Dich und das junge Kälbchen einstimmig, ich streiche das Lob ein als Dein Cassirer und werde was ich en detail eingenommen, Dir en gros versiren, zuletzt aber erst mit meiner Schuldigkeit mich einstellen. Wo Du vorbeygehst im Leben fangen die dürren Bäume an zu grünen und die grünen zu blühen und Dir nachzuwachsen, die Vögel singen und fliegen Dir nach, selbst die brünstigen Katzen mauen melodisch und ziehen hinterdrein, am Ende machst Du einen grossen Strauss aus dem ganzen, in dem all das musikalische Gethier sich einwickelt und die Realschulbuchhandlung wird das Sträussermädchen, das die Einsiedlergärtchen feilbietet. Ich musste lachen, wenn ich

in einzelnen Fragmenten, die ich hörte, gewahr wurde, wie Du Anekdoten und Begegnisse am Wege alle aufhebest, wie der Herr Jesus das Hufeisen, und sie wie Steine hinter Dich wirfest, und dann Menschen daraus werden, die sich wie ein Negersklaventransport alle mit Stricken und Gabeln aneinanderknebeln und sich Dir wie ein Drachenschweif anhängen, mit dem Du dann immer höher ad astra steigst. Das ist die wahre Selbstbiographie, ein verhextes, verzaubertes Leben, ein Schlittschuhlaufen mit solcher Geschwindigkeit, dass der Fluss unter den Füssen schmilzt und die Wiesen am Ufer grünen, die Bretter und die Balken in den Wänden erinnern sich dabey, dass sie einmal grün gewesen sind, und solltest Du einmal ins Fegefeuer hinein zum Braten verurtheilt werden, ich glaube die Flammen legten sich Dir auch als zahme Bestien zu Füssen und liessen sich in Vogelkörbe einsperren. Clemens hat diese poetische Schlangenbeschwörung auch, nur auf etwas andere Weisse, er übt sie [1]) mehr mündlich und im Leben aus, und hat immer alle Taschen voll Eyer Nachtigalleneyer und Basilisken, Kröten, Grasmücken, Rothkehlchen, Heher und Sperber, und wo er irgend eine Glucke brütend sitzen findet, da schiebt er sie unter, den zahmen die Wilden und den Wilden die zahmen, und wenn die ausgebrannt haben, und mit Schrecken die wunderlichen Kreaturen, doch von ihrem eigenen Fleisch und Blute, erblicken, dann kommen sie sich selbst als Fabelhanse vor, und sie mögten sich im Aerger selbst auffressen. Dabei stochert er sich mit dem Zahnstocker ganz ruhig die Zähne, und sieht verwundert der Jagd zu, oder niest sein Lied dazu. So seyd ihr zusammen Kastor und Pollux, wo die Leute euch auf ihrer Segelstange erblicken, ahnden sie ein bevorstehendes Ungewitter und legen bey mit eingezogenen Segeln, und darum sagte auch Jacobi in München zu Boisserée „ist da der Brentano gekommen, und der wird auch noch den

---

[1]) *sie* übergeschrieben.

Arnim ins Land bringen, und dann haben wir die Bescherung". Von mir sprach er nichts, ein Beweis in welchem guten Credite ich im Auslande stehe. Von Bettine, die sich ihm wie eine Schlange um die Füsse gewickelt, hatte der alte Mann auch grosse Ungemächlichkeit, weil er gar nicht versichert war, ob gleich wie die Vögelweibchen nicht zu singen pflegen[1], so auch die Weibchen in dieser Familie keine Giftzähne führen. Drum legt euch auf ein besseres Gott gefälliges Leben. Du insbesondere schreibe einmal ein ernsthaftes Traktätlein für Dein Pathchen, worin Du ihr die Unanständigkeit des Kneipens und Kratzens, des barfusslaufens, und des Hinlegens mit blossem Hintern und aufgerichteten, strampelnden Beinen recht einleuchtend und herzerschütternd und dabey populär und begreiflich für ihre zarte Jugend, also ohne Einmischung aller philosophischen Kritikworte zeigst, das wird Dich bey verständigen Menschen mehr fördern als zehn Bände Roman, die doch nichts sind als ein Packet tausend Ellen langer Schneidermase, die man an allerley Leute angelegt, und mit denen man ihre Proportionen genommen, über Buckel und krumme[2]) und gerade Beine herüber, um sie[3]) in Marmor darnach auszuführen, in dem kostbaren Steine, was die Natur aus Dreck und feuchtem Schlamm gemacht. Dann ists gottlos mit Gott selbst in solchen Büchern in Wettkampf sich einzulassen, und die Sachen besser machen zu wollen wie er, ihr werdet darum noch geschunden werden, und die Bälge werden als blauer Fuchspelz an die Höfe verkauft. Ich merke aber dass ich gar viele Schreibfehler in diesem Briefe mache, woraus ich sehr betrübt auf ein höchlich geschwächtes Gedächtnis meiner Faust schliesse, lasse ihr doch von Hufeland, den ihr ja bey euch habt, etwas restaurirendes verschreiben. Zum Danke für das gefälligst besorgte Rezept, will ich mit der geheilten Faust sogleich eine Rezension schreiben:

---

1) *pfleg(t)en*: *t* durchgestrichen.
2) *K* verbessert.
3) *hernach* durchgestrichen.

Armuth, Reichthum, Schuld und Busse der Gräfin Dolores ein Roman von A. v. Arnim. In der bekannten mystischen Haarkräuslermanier des Verfassers erhalten wir hier einen neuen Roman in zwey Bänden. Alles was wir schon gähnend einmal in[1]) der verschollenen Einsiedlerzeitung gelesen haben, der Dichtergarten, Ring, das scherzhafte Gemisch, die Briefe der Mohrin, werden hier von neuem aufgewärmt, nur dass die dort vermissten musikalischen Kompositionen hier mit obenein gegeben werden. Die Dornen-Krone auf der Titelvignette ist wahrscheinlich seinen Lesern bestimmt, der Rosenkranz seinem Verleger, der Verf. hätte noch den bitteren Leidenskelch hinzufügen sollen und den Schwamm mit Essig und Galle getränkt, den wir hier ergänzend und berichtigend ihm hinreichen wollen. Der päpstliche Kammerhusar, der eine so grosse Rolle in dem Buche spielt, soll wie wir vernehmen ein abgedankter Bedienter des Verfassers von phlegmatischem Temperamente seyn; die Geschichte eines sehr achtungswerthen Mannes und bekannten Physiologen hat er gleichfalls auf eine sehr undelikate Weisse hineingebracht. Seine besten Freunde hat er mit allerley boshaften Anspielungen blosgegeben. Wir warnen jederman vor dem Ankaufe des theueren Buches, und rathen dem Verfasser[2]), vom Romanschreiben abzustehen, und lieber wieder das Reisebarometer, die Elektrisirmaschine, die galvanische Batterie, und den magnetischen Stahl vorzunehmen. — So weit das Morgenblatt. Ich will nun für jetzt ablassen von Dir und Deinem Buche, und zu andern Dingen übergehen. Fürs erste will ich Dir ankündigen, dass Du zusammt den Landsmannschaften nahe von Heidelberg relegirt worden wärest. Wilken und Thibaut in grossem Kostüm sind mit dem förmlichen Antrage bey der Redaktion der Jahrbücher verträglich eingekommen, Dich auszuschliessen, wie ich glaube wegen Blödsinn und um des Mangels an natürlichen

---

[1]) *im* (*E*): *E* durchgestrichen.
[2]) *wied* durchgestrichen.

Talenten willen, womit Du ihr Blatt verunziertest. Die Veranlassung war euere Erklärung um meine inhaftirte Rezension des Wunderhornes zu befreyen. Der Vorschlag ist indessen nicht durchgegangen, da auch Bökh Deiner sich annahm, und Du bist mithin in Gnaden beybehalten. Ich werde darum sehen, ob Du Dich über dergleichen noch ärgerst, wenn Du aufhörst, die Leute mit Deinen Beyträgen zu ängstigen, mich kann dergleichen erst recht hitzig machen, ich thue doch beynahe mehr dem Teufel zum Speitz als Gott zu Liebe. Der Arrest der Rezension hängt daher auch weit tiefer zusammen als Du meynst, es ist die eiserne Maske, ein Staatsgefangener, man darf nicht wohl davon sprechen. Du magst mit Deinem Patriotism sagen was Du willst, ich kann mir Teutschland unter keinem passendern Bilde dänken, als dem alten des Schaf-Käses von den Maden halbzerfressen, und auf das Bayonett eines Franzosen aufgespiesst. Über jeden Zeitungsartikel der aus euerem Lande kömmt, ärgere ich mich von neuem, es ist als wenn die Gesindestube aufgienge, und Qualm und Biergesang[1]) einem entgegendampfte. Ich komme nicht zu euch lesen, bis ihr euch besser aufführt. All das bischen guter Wille geht gleich in der Mattigkeit bis an die Knie unter, und bekömmt dann auch wie Seume das böse Wesen in die Därme, woran es bald stirbt, und in der Sulze gleich auch sein Grabmal findet. Aus euerer Universität kann leicht einiges werden, aber so blos wie sie dasteht in dem Flugsande, gehalten von nichts rundum, ist sie auch nur so ein Almanach mit glatten Bildern und gutem saubern Drucke, aber nur geltend für ein Jahr, dabey wird die Sache in Teutschland, durch allerley Niederträchtigkeit immer verzauster. So sehe ich aus dem letzten Hefte des Jasons, das ich einmal wieder (Gegenwärtigs ist eine Rotznase von Deinem Pathchen)[2]) gelesen

[1]) So im Original; soll wohl heissen *Biergestank.*

[2]) Zwischengeschrieben und mit der Feder umrahmt.

habe, wie der Streit zwischen Romantikern und Klassikern jetzt politisch geworden, Adam Müller und ihr Preussen alle und was sonst Gallizismen nicht liebt, sind die Karfunkler, der rheinische Bund aber klassisch. Es ist eine klägliche Misere um diese teutschen Oppositionsmänner. Müllers Staatsbuch habe ich noch nicht gesehen, es muss wohl etwas daran seyn, da es schon ziemlich angefeindet wird. Glöckle ist noch immer in Rom, er ist sehr fleissig gewesen, aber sein Vater will nicht länger Geld hergeben. Ich habe schon bey vielen Buchhändlern um Römermonate und Kammerzieler für ihn gebettelt, aber ohne grossen Erfolg. Ich lasse indessen den Lohengrin hier drucken, 8000 Verse recht zierlich und geschickt von Wolfram von Eschilbach ausgearbeitet, dabey wie ein klarer Hohlspiegel[1]) den Geist der fernen Zeit wieder herbeyziehend, überhaupt ein recht sehr interessantes Gedicht. Dieterichs Flucht zu den Hunnen an poetischem Verdienst nicht damit zu vergleichen, aber nicht ohne Historisches habe ich an V. der Hagen für sein Museum abgegeben. Die Entdeckung des Alphart interessirt mich, ich möchte gern etwas Näheres davon wissen. V. d. H. habe[2]) übersetzt ein Fragment erhalten, was heisst das, ist es denn welsch geschrieben. Die Rezension des Wunderhorns soll nun auch endlich gedruckt werden, ich habe ihr noch einige vatikanische Lieder beygefügt. Ich habe wohl aus euerer Erklärung vermuthet, V. der Hagen habe die Rezension des Wunderhorns in der J.[3]) gemacht, die ich übrigens so wenig wie die meiner Volksbücher gesehen habe: Creuzern habe ich geschrieben, dass er durch Bökh Deine Dolores Jeanpaul zur Rezension zuweisse, damit das dumme Schaf, das Deinen Wintergarten abgefressen, nicht wieder hineingeräth. Seid ihr auf euerer Reisse durch Weimar gekommen, dann habt ihr wohl den Dom der Kölner bey Goethe gesehen,

---

[1]) *Hohl* übergeschrieben.
[2]) *es* durchgestrichen.
[3]) Jenaer (Litteraturzeitung).

es ist recht brav und fleissig ausgeführt, es hat mir aber doch beim Anblick geschienen, als sey der ganze gothische Kunstgeschmack vor seiner völligen Durchbildung von der Zeit überrascht und vernichtet worden. Somit gehabe Dich wohl und behalte mich lieb.

Görres.

Die Einlage für Brentano hatte ich meinem vorigen Briefe zur Messe nachgeschickt, sie kommt aber zufällig zurück, darum schliesse ich sie hier ein.

3. Görres an Clemens Brentano.[1]

Ich danke, lieber Brentano! für die Zueignung der Viktoria. Ich hatte sie in der gelehrten Buchhandlung bestellt, nun erhalte ich sie stattlich auf feinem Papier und in rothem Gallakleide. Ich habe sie mit ihrer spasshaften Gesellschaft hereingenommen, und trotz ihrem Putze hat sie sich gleich zu Hausse gefühlt. Ich habe mit vielem Vergnügen die berühmte grosse Schlange mit dem Berglein butternd im Milchmeer, das Gefrorene, die präparirte Hundsschnauze und den übrigen Heidelberger Apparat wiedergefunden. Der Dichter beweisst hier Sulzers Theorie, wie fest die Jugendeindrücke haften, und ich der Leser habe in completer Illusion wieder in Heidelberg gesessen am grünen Platze im getäfelten Zimmer, und jener hat ihm, das ist mir den Bärenhäuter vorgelesen, und ich habe ihn hier und da gedehnt und fürs Publikum zu hochbeinigt gefunden, der damalige Leser aber hats sich nicht einreden lassen, sondern den langen Kerl subtil in den Einsiedler, wie in eine Lade hineingelegt, Arnim aber hat daneben gesessen und immer mit einem Fuss getänzelt, und war immer meiner Meynung nur nicht bey eignen Sachen. Was die Illusion einigermassen gestört, war dass ich mit dem alten Voss nicht mehr wie damals Feindsvolk bin, sondern Freundsvolk geworden, indem er mir die Hand gereicht und herablassend von den Nibelungen ge-

[1]) Ohne Datum; aus d. J. 1817.

sprochen, und mir hinter dem Rücken gesagt, es sey an mir am meisten von den dreyen gewesen, da ich ihn am wenigsten geärgert. Der Mann ist viel älter geworden in den zehn Jahren, wie wir eben auch. Was übrigens das kleine Buch betrifft, so ist es der Tebel hohl mer nicht übel gerathen, und enthält recht artiges Gespasse, und guten Witz. Das haben diese Oestreicher doch an sich, dass sie gar vortrefflichen Scherz liefern, während oben die Mark gar miserables Wildprett fällt. Da habe ich von dem Julius Voss ein Buch mit Berliner Witz gesehen, der jämmerliche Patron ist freylich Schuld dran, aber der Witz doch am meisten, das Ding ist mir abscheulich aufgestossen, und ich kann den sappermentschen Geschmack noch nicht aus der Kehle kriegen. Dergleichen verleidet den Rheinländern unter andern mit das ganze Berliner Wesen, sonst hätte es wohl keine Noth, dass sie bald dort ständen, wo sie hingehören. Nach Wien und dort hinaus sind immer Viele gegangen, nach Berlin mag niemand, und sie mögten darum am liebsten ihre eigene Haushaltung haben. Der Brief zu dem kleinen Buche ist aber allzu demüthig geschrieben, ich müsste darauf herablassend versichern, dass der Patron ja niemal ruhmredig gewesen, und dass darum der Autor ihn nicht also anzapfen möge. Das ist wahrhaftig war, die Zeiten sind vortrefflich, um den Menschen allen menschlichen Hoffart zu benehmen, denn wer sich in der schlechten, abgestandenen, abgerahmten, kahmigten Brühe besäuft, muss einige rheinische Natur im Magen sitzen haben. Darum hats gute Zeit, dass jemand sich von der Seite übernimmt, und man geht eben gemach und ruhig seine Wege, und sorgt nur, dass man bey sich selbst in einigem mässigen Respekte bleibt, damit man nicht verlumpt und verludert. Nun Gott befohlen, schreibt bald wieder so kleine Bücher, und sagt nicht hinterher dem Witze drein Böses nach, sonst hält der Witz sich wieder über seinen eigenen Vater auf, und liest ihm auch den Text, und gegen die witzige Bestie, kömmt der eigene Erzeuger mit den besten Gründen nicht

auf. Die Meinigen grüssen, die Kinder sind Alle gross geworden, der Bube ein langer Fähndrich Schlingschlang, das kleine Ding auf dem Arme ist jetzt $^2/_3$ Menschengrösse, und die Älteste gar dem Vater über den Kopf gewachsen. — Behaltet euch wohl.

J. Görres.

4. Frau Görres an Arnim.

Koblenz, den 29ten November [1819][1]).

Lieber Arnim, ich hoffe sie verzeihen mir dass ich ihnen so spät für ihre herzlichen Worte danke, und ihnen sage wie sehr ich mich darüber gefreut habe: es wäre auch schon früher geschehen, allein theils hielt mich eine Unpässlichkeit, die mich schon beinahe 6 wochen im Zimmer hält, davon ab, theils hoffte ich ihnen ein Exemplar des Schach Nameh, welches mir mein Mann von Strasburg aus aufgetragen ihnen zu senden, mitschikken zu können. Da aber bis jetzt noch keine gekommen sind, wahrscheinlich weil Vieweg oder Reimer ungewiss warten, ob sie mich hier treffen würden, so wil ich die Tage darüber an Reimer schreiben und ihm auftragen, ihnen und Savigny welche zu schikken. Sie freuen sich, dass Görres in Sicherheit ist, aber schlimm ist es, dass wir in einer Zeit leben, wo Kabinettordren statt der Gesetze verurtheilen, und dass die Flucht bei dem Stillschweigen, was jeder öffentlichen Stimme auferlegt ist, das einzige Mittel ist, sich aus der Gewalt derer zu retten, die das Ohr und Vertrauen des Fürsten haben und misbrauchen.

G. ist noch immer in Strasburg, wie sie in den Zeitungen gesehen haben werden, gesund froh und heiter, wie er schreibt: das nämliche kan ich nicht von mir sagen. Wie die Frauen gewöhnlich mehr an der Heimath hängen, so

[1]) Das von Frau Görres erwähnte Schreiben Arnims an sie liegt nicht vor. Dagegen antwortet Arnim auf diesen Brief am 30. Dez. 1819, Br. II, 602. Es war notwendig, die unregelmässige oder ganz fehlende Interpunktion des Briefes zu ordnen. Die Schreibweise habe ich unberührt gelassen.

kan ich nicht läugnen, dass mir die Aussicht, Haus und Hof und alles zu verlassen, was ein langer Besitz uns werth gemacht, sehr kränkend ist, indessen der Mensch denkt, Gott lenkt, und er wird wohl alles zum Besten kehren. Ich lege ihnen hier, für Sie und Savigny den Brouillon eines Briefes bei, den ich an den König geschrieben, zwar ganz ohne Hoffnung des Erfolges, aber um mir selbst sagen zu können, das letzte versucht zu haben, die Sache auf einem gütlichen Wege beizulegen. G. weiss nichts davon, den da ich ihm der Sicherheit wegen nur durch Umwege schreiben kann, so hätte ich zu lange auf Antwort warten müssen, und dan schien es mir auch besser, wen es ohne sein Vorwissen geschah, weil sie sonst hätten glauben können, er sei mürbe, und wolle um Gnade bitten, und da ich nichts als Gerechtigkeit für ihn verlange, glaube ich ihm auch nichts vergeben zu haben. Sie schrieben mir, ich würde mich wohl über Kz[1]) so wenig zu Tode kränken, wie ehemals über den alten Voss; dieser hat sich aber durch den Merkur, dessen fleissiger Leser er war, gänzlich versöhnen lassen, das nämliche Mittel düfte wohl bei jenem schwerlich anschlagen. Sie fragen mich, wie ich mit den Kindern lebe? ich lebe immer so stil in meiner gewohnten Weisse fort und werde auch wahrscheinlich den Winter noch hier zubringen bis sich G. zu einem festen Aufenthalt bestimmt hat. Ich gehe gar nicht aus, theils weils der Artzt verboten, theils aus Neigung, das hindert aber nicht, das ich viele Menschen bei mir sehe, oft mehr als mir lieb ist, weil mir jeder auf diesse Weisse seine Theilnahme beweissen wil; überhaupt muss ich mit bewegtem Herzen bekennen, dass die algemeine Freundschaft, Theilnahme und Anerkennung, die meinem Manne von den Besten geworden ist, und die algemeine Stimme des Unwillens über die Behandlung, die man ihn erfahren lässt, mir nur tröstend und erfreuend sein kan. Noch etwas das Görres noch nicht weiss und

---

[1]) **Kamptz.**

was ihn sehr schmerzen wird ist, dass vor drei Tagen seine Mutter gestorben; sie war zwar beinahe ein ganzes Jahr krank und auf ein langes Leben war kaum mehr zu rechnen, aber weil sie bei seiner Abreisse noch ausser dem Bette sein konte, auch noch guten Appetit hatte, so wird ihm diesse Nachricht, auf die ich ihn gestern vorbereitet habe, doch sehr unvermuthet kommen. Weil sie in der letzten Zeit beinahe immer verwirrt im Kopfe war, wurde es uns möglich, ihr den ganzen Vorfal zu verbergen, und sie wusste nichts, als dass ihr Sohn verreisst sei, aber weil sie ihn von allen seinen Geschwistern am meisten geliebt hat, war ihr seine Abreisse sehr empfindlich, und sie erkundigte sich unaufhörlich, ob er noch nicht wiedergekommen. Das alles wird ihm, wenn er es erfahren solte, sehr schmerzlich sein. Und nun leben sie recht wohl, ich danke ihnen noch einmal für ihre freundlichen herzlichen Worte, und wen Ihnen eine müssige Stunde bleibt, die sie zu nichts besserm anzuwenden wissen, so glauben sie, dass sie uns eine grosse Freude machen, wen sie wieder was von sich hören lassen. Ich habe G. auch davon geschrieben, und sie können überzeugt sein, dass wir beide Sie mit Stolz unter unsre besten Freunde zählen. Grüssen Sie Ihre Frau und Savignys recht herzlich von mir. Die Kinder grüssen sie alle, Ihr Pathchen hat mir aber besonders aufgetragen, Sie zu grüssen und ihnen zu sagen[1]), dass die Erzählung in dem neuen Taschenbuch ihr sehr wohl gefallen, besonders der Lieutenant, der Sonntags den schwarzen Hund kämmt, und dass Sie noch mehr dergleichen machen und ihr schikken sollen. Ich für mein Teil wil sie recht sehr bitten, wen Sie den zweiten Teil der Kronenwächter geschrieben haben, mir den ersten doch wieder mitzuschikken, da Meusebach, den Sie kennen werden, mir solchen abgeliehen, und nicht wiedergegeben hat. G. Buch, was sie nicht gelesen, muss wohl der Polizei in die Hände gefallen sein, da er es ihnen doch

[1]) Das Folgende bis „schikken sollen“ teilweise abgerissen.

geschickt, und ich weiss auch keinen sichern Weg, um ihnen eins zukommen zu lassen. Es gehe Ihnen wohl!

K. Görres.

5. Görres an Arnim.

[Gedrucktes Formular.]

Aarau den 10ten Wintermonat 1820.

Ich nehme mir die Freiheit Ihnen ein Exemplar der Subscriptions-Ankündigung auf die sämmtlichen Werke Huttens mit der freundlichen Bitte zu übermachen, solches nach dero Beitritt bey den dortigen Gelehrten Ihrer Freund- und Bekanntschaft, und an solchen Orten herumgehen, oder auflegen lassen zu wollen, wo Sie es für zweckdienlich, und das Unternehmen fördernd, erachten werden. Hutten und mein Unternehmen, die längst zur Ehrensache gesammter teutscher Nation gewordene Herausgabe seiner rings zerstreuten Schriften, Ihnen noch weiter anzuempfehlen, halte ich für überflüssig, und erwarte daher in fester Zuversicht auf Ihre patriotische Theilnahme die gütige Gewährung meiner Bitte.

Mit ausgezeichneter Hochachtung geharrend dero ergebenster Diener: J. Münch, Prof.

Wird [1]) Dir aufs beste empfohlen, damit der alte Herr, der auf der Insel im Züricher See, man weiss nicht, wo liegt, endlich seine letzte Ehre erhält. Ich stehe gegen Dich in langer Briefschuld, aber da ich die Zinsen immer zum Capitale schlage, so wirst Du einmal auf einen frühen Morgen einer der reichsten Erben in der Monarchie werden. Ein Hauptgrund war, dass ich immer Deinen guten Pr. Patriotismus schonen wollte, und da nun von Tag zu Tag auf etwas Vernünftiges wartete, das ich zur Beruhigung hätte beyfügen können; aber ich warte vergebens seit Jahr und Tag auf ein armes Tröpfchen, und muss darum schliessen, dass der Artikel gänzlich nicht mehr bey Euch

---

[1]) Von hier an Görres Handschrift.

geführt wird. Das Ding macht ohnehin die Leute wie der Wein nur irre und besoffen, und man trinkt am besten den eignen Harn und verspeist das Feste dazu, dann ist man sich selbst genug vollkommen souverain und autocrate im geschlossenen Handelsstaate. Du kannst abnehmen aus meinen Worten, dass sie mir meine Heiterkeit nicht genommen, ich bin froh, dass ich aus dem allgemeinen Bankbruche wenigstens meine Ehre gerettet habe, wenn gute Häuser so schmählich fallen, dann ist das schon etwas. Ich finde wohl im andern Monatt einen Tag Zeit, wo ich Dir mehr und besser schreiben werde als auf diesem Fezzen. Halte Dich wohl.

D. J. Görres.

6. Görres an Arnim.

[1830.[1])]

Lieber Arnim!

Ich schicke Dir diesen Brief durch guten Boten, das Botenbrod magst Du ihm selbst ausmachen. Seltsam ist es freylich, dass ich der Bettine in so vielen Jahren nie begegnet, ob mirs gleich mit viel andern Leuten, die nun schon weggestorben, ebenso ergangen; es war inzwischen frühe genug, um das schöne, grosse, unverfälschte Naturell in ihr zu erkennen und die grosse Wahrheit in ihrem Innersten. Das ist freylich mit allerley curiosen Circumflexen umwachsen, sie hat doch das Alles indessen so künstlich zusammengeflochten, und in allerley Arabesken eingebogen, dass man es als ihren Garten betrachten muss, in dem sie als Gärtnerin[2]) wohnt, und die absonderliche Plantage hüthet: der Irrgarten ist so gut componirt, und so künstlich ineinandergeschlungen, wie ihre Zeichnung zum Oktoberfeste, die mich durch ihre ungemeine Lieblichkeit, Anmuth, Unschuld und Schönheit ungemein erfreut, und die dieselbe Wirkung bey Allen hervorgebracht, die sie hier gesehen. Ich weiss keinen in München, der

---

[1]) Vgl. unten S. 246.

[2]) *sch* durchgestrichen.

es gemacht haben könnte, und dem es so gelungen wäre, es kann auch überhaupt keinem Mann gelingen, so viel Zierlichkeit zusammenzufangen, und in den Paar Strichen festzuhalten. Antik ists nicht, romantisch auch nicht, aber Bettinisch, eine eigene anmuthige Mittelgattung.

Die Dinge umher haben sich krauss gemacht, — Du lässt mich wissen, dass ich früher im Meisten doch recht gesehen, das sagen mir jetzt alle Leute, zu spät für sie und mich. Das ist eine traurige Genugthuung zu erleben, dass böse Vorhersagungen eintreffen, und darüber hinaus immer noch nicht viel Tröstliches zu erblicken. Zwar ist nun meine Weisheit so ziemlich auch zu Ende, das kommende Böse aus den gegebenen Vordersätzen voraus-zusagen, war keine grosse Kunst, es fordert nur Aufmerksamkeit, aber nun weiter fortzufahren, und etwa das kommende Gute aus den bösen Elementen herauszudeuten, das ist eine andere Kunst, die sich wie ich glaube Gott vorbehalten. Was ich um mich sehe, wirkt alles in Dienste und in der Richtung der Zerstörung, das Leben in den Massen ist zurückgetreten und wie versiegt, das Fieber, das eine Art von Lebendigkeit gelogen, ist verpufft und ausgebrannt, jetzt liegen die grossen Cadaver da, bedecken viele tausend Quadratmeilen Land, und geben kaum mehr ein Lebenszeichen von sich. Wie das nun enden soll, ist in keiner Weise abzusehen, ohngefähr nur kann man sagen, dass in der allgemeinen Auflösung, was dem Ursprung nach de la vieille roche ist, und zuletzt noch Masse macht, allein auf dem Schlachtfeld übrig bleibt, und neue Zeit begründet, was das seyn wird, kann die Zukunft nur an Tag bringen. Das eine was sicher steht, ist, da die Welt noch fortgehen soll, wie es scheint, durch lange Zeitläufte hindurch, muss auch Rath geschafft werden, dass sie bestehen könne, und darum wird der Rath auch kommen. Einstweilen geht die Gerechtigkeit ihren Gang, der Scherge reist herum, in Gesellschaft mit dem Profoss, und alle Becker die nach falschem Gewicht gebacken, werden mit den Ohren an ihren Nägeln angenagelt, den

Lügnern werden Maulschellen applizirt, und die Gauner ausgepeitscht. Die Sache macht erfreuliche Sensazion, so lange sie am Nebenmenschen exerzirt wird, die Sorge trübt auch nicht die Freude der Schauenden, auch an sie werde die Reihe kommen, denn jeder hält sich wenigstens für so vortrefflich, dass ihm dem Rechte nach sehr vieles herauskömmt. Also haben wir Jahr aus Jahr ein Unterhaltung, und immer etwas Neues zu schauen. Hier am Bundestage in der Nähe des Bauernspektakels haben wir den Dingen, wie sie sich machen, ziemlich zugesehen. Die Armuth, die Noth, die Plage und die Entrüstung der Leute giebt das Pulver her, um die Mine zu laden, die Regierungen haben mit Fleiss die Kammern gebaut und die Zündlöcher gebohrt, die Beamten haben seit Jahren geladen, Zeitungen [und flieg [1])]ende Blätter tragen das Feuer zu, wies raucht laufen, die da urdteilen (?) wollen [1]) (?), mit Eile davon, dann platzt die Mine und nun kommen sie herbey und beschauen die Wunder Gottes in der Natur, und denken wieder auf Nichts als auf Lügen und Betrügen. Nun Gott bessers, was hilft alles Brummen. Übermorgen ziehen wir wieder nach Bayern hinauf auf den Greifenstein, wo der Lindwurm liegt. Grün und rasch sind die Wässer, grün auch die Anger, blau ist die Luft, das wäre alles gut, wären nur die Rüben, in denen Rübezahl gearbeitet, besser gerathen. Du hast die gute Brühe selber in den Journalen geschmeckt, auch wie ich glaube selber mit dem Löffel darin herumgerührt, und Gebräu hinzugegossen, um sie etwas schmackhaft zu machen, aber es ist und bleibt Teufelsdreck in Jauche aufgelöst, hier und da schwimmt ein Körnchen Benzoe mit um, das aus dem verzehrten Heu seine Herkunft hat, wer aber kanns von dem vielen Gestanke säubern. Das ist Alles heillos, ein Theil des jungen Volkes geräth wohl besser, daran muss man sich halten, und nimmer verzagen. Also gehe ich wieder ganz getrost und unbekümmert hinüber, und lasse mich nichts anfechten.

---

[1]) **Abgerissen.**

Ich habe schon vor vier Monathen Max in Breslau geschrieben, dass er Dir ein Exemplar meiner Vorlesungen sende; ich weiss nicht ob ers gethan, wenn nicht dann fordere es ihm in einem Zettel ab. Ich habe über das Buch wieder einen Tanz mit der Berliner Censur gehabt, sie hat mir darin just streichen wollen, was beynahe über dem Streite wahr geworden. Das bleibt so, bis jedem sein Stündlein kömmt. Nun guter ehrlicher Arnim behalte uns Alle lieb, wie wir Dich.

Dein J. Görres.

Zu No. 1.

S. 224: „Dann habe ich Ihnen" u. s. w. Ein ähnlicher elliptischer Einsatz zum Zwecke einer verblüffenden, komischen Wirkung findet sich z. B. auch im „Rübezahl", J. VII (1798), erstes Trimester, drittes Heft, S. 190 (vgl. oben S. 3): „— indem wir aufblickten, sahen wir uns rundum von leichenweissen gespenstermässigen Figuren umringt, die still wie die Nacht uns umschwebten"; ferner sei auf den Anfang des „Uhrmacher Bogs" (oben S. 61; Brentano Ges. Schr. V, 327) verwiesen.

S. 226, Z. 12 v. u.: „Mitraille". Arnims bekannte Erklärung gegen Voss im Intelligenzblatt der Jenaischen Litteraturzeitung 1809, Sp. 179; vgl. Br. II, 40, Steig, Arnim und Brentano S. 268.

Über den „Kartenallmanach", S. 265, Z. 5 v. u., vgl. jetzt Steig, Neue Heidelberger Jahrbücher X, Sonderabdruck S. 58 ff.

Zu No. 2.

S. 231, Z. 18 f.: „Die Geschichte eines sehr achtungswerthen Mannes und bekannten Physiologen" . . . Steig (Neue Heidelb. Jahrb. X) liesst „Psychologen". Ich halte einen Irrtum meinerseits für ausgeschlossen und auch das Wort „Psychologe" in der damaligen Zeit für zu wenig geläufig, um es im Zusammenhang dieser Stelle wahrscheinlich zu finden. Wer aber mag unter dem „Physio-

logen“ verstanden sein? Ich glaube, der kurz vorher erwähnte Hufeland, dessen unglückliche Eheerlebnisse des Jahres 1807 damals offenbar allgemeiner bekannt waren. In der Litteratur über Hufeland findet sich nichts darüber, nur einen Fingerzeig giebt „Christian Wilhelm Hufeland. Eine Selbstbiographie mitgetheilt von Dr. Göschen“ (Abdruck aus Göschens „Deutscher Klinik“ 1863) Berlin (Reimer) 1863. Hufeland begleitete das preussische Königspaar nach Königsberg und Memel, seine Frau in Stargard zurücklassend; sie sollte, wenn die französische Armee nach dem ersten Einfall in Berlin weiter vorgerückt sei, ruhig in die Hauptstadt zurückkehren, reiste ihrem Gatten aber später bis in das von den Franzosen besetzte Königsberg nach, „wodurch nachher viel Noth und Unglück entstand“ (Hufeland a. a. O. 37). Hier vollzogen sich offenbar die Dinge, deren Hufeland dann weiterhin, ebenfalls nur in Andeutung, gedenkt: „. . . Dem allen gesellte sich nun noch — das grösste Unglück meines Lebens! — die nicht bloss durch irdische Verhältnisse, sondern durch heilige, durch Gottes Gesetze selbst (ohne welches ich mich nie dazu würde haben entschliessen können) gebotene und zur unumstösslichen Pflicht gemachte Trennung von meiner Gattin“ u. s. w. (a. a. O. S. 38). Arnim, der sich vom Dezember 1806 bis September 1807 in Königsberg aufhielt, hat also offenbar für das Schuldigwerden seiner vom Zeitgeist vernichteten Gräfin Dolores ein wirkliches Beispiel jener Tage vor Augen gehabt; dass bei dem Marchese — W. Grimm sagt in seiner Besprechung der „Gräfin Dolores“, in ihm sei das „Böse der Zeit“ dargestellt — an einen Typus der französischen Eroberer zu denken sei, ist bekannt. — Görres wird in Heidelberg durch Arnim selber unterrichtet worden sein.

Zu S. 232, Z. 9 f.: „dem Teufel zum Speitz“. Steig (a. a. O. 32) hält das Wort „Speitz“, dessen mittlere Buchstaben etwas unsicher geschrieben sind — Steig liest etwa „Spritz“ — für einen Schreibfehler und setzt das sinnentsprechende „zum Spott“ dafür ein. Ich habe die Lesung

„Speitz“ beibehalten zu müssen geglaubt. Das Wort entspricht dem nd. spît, niederländischen spyt, das in gleicher Verbindung alltäglich gebraucht wird: ten spyt, tot spyt „zum Trotz“; ten (oder in) spyt von „trotz“; engl. spite, to spite u. s. w. Der engl. nl. Ausdruck ist zweifellos und allgemein anerkannt (vgl. Franck, Etymologisch Woordenboek der Nederlandsche Taal 1892, Sp. 937) das franz. (despit) dépit. Johannes Franck, dem ich diese Mitteilungen verdanke, schreibt mir ferner, er habe von Holländern öfter das genau entsprechende „zum speitz“ gehört. Es scheint demnach fast, als ob der Ausdruck im Görresischen Kreise durch einen Niederländer (Niederrheinländer) oder Engländer gebräuchlich geworden sei. In Koblenz ist das Wort nicht heimisch, überhaupt eine verschobene deutsche Form schwerlich denkbar, da es ein verhältnismässig junges Lehnwort ist. Doch liegt die analogische Verschiebung aus dem Niederl. und Verbreitung als lebendige Sprachform nicht ganz ausser dem Bereiche der Möglichkeit. Jedenfalls hält Franck das Wort in Görres Brief für unzweifelhaft so richtig.

S. 233, Z. 4 v. u.: „das dumme Schaf, das Deinen Wintergarten abgefressen“, gemeint ist die Recension des „Wintergartens“ in den Heidelberg. Jahrbüchern 1809, V. Abtlg., II, 164. Sie ist im Register gezeichnet „D. A. E.“ D. A. E. („Der alte Ehrwürdige“) ist sonst die Chiffre Heinrich Vossens, des jüngeren (vgl. Goethejahrbuch V, 71, Schnorrs Archiv XI, 101, 112, Biedermann Gespräche No. 1479). Nur soviel gegenüber einer anderen Aufstellung Steigs (Neue Heidelbg. Jahrb. X, S. 17 f.).

Zu No. 4.

S. 237, Z. 6: „Brouillon eines Briefes . . , den ich an den König geschrieben“, vgl. oben S. 7. Dies erste Schreiben an den König ist vom 2. November 1819 datiert; ihm folgten noch sieben weitere Eingaben (vgl. Pol. Schriften IV, 603—627).

Zu No. 5.

Ein gleiches Formular hatte Görres mit einigen Zeilen an die Grimms geschickt; vgl. Br. III, 15.

Zu No. 6.

Die genaue Datierung des Briefes macht einige Schwierigkeit. Zweifellos fällt er in den Sommer 1830. In diesem Sommer war Bettine mit ihren drei Töchtern in Frankfurt[1]): sie ging weder hin noch zurück über Kassel (Göttingen), wie z. B. im Jahre 1832[2]). Ob sie sich auf der Hin- oder Rückreise nach München begab, vermag ich trotz redlichem Bemühen ohne weiteres urkundliches Material nicht nach der einen oder anderen Seite hin mit Sicherheit zu erweisen. Anfang August war sie in Weimar (Schr. der Goethe-Gesellsch. 14, 196 f., 359, Goethes Tagebuchaufzeichnung vom 7. August). Ihre beiden dort auf der Durchreise geschriebenen Billets[3]) an Goethe begleiteten die Ansichtssendung der von Görres gepriesenen Zeichnung zum Oktoberfest (vgl. auch Schr. der Goethe-Ges. 14, 195). Jedenfalls wird ihr Aufenthalt in München und Görres Brief in den August zu setzen sein.

S. 243, Z. 2: „Exemplar meiner Vorlesungen": Gemeint ist „Über die Grundlage, Gliederung und Zeitenfolge der Weltgeschichte. Drei Vorträge gehalten an der Universität in München von J. Görres. Breslau, im Verlage bei Josef Max und Komp. 1830." 122 S. 8. Das Erscheinen des Buches kündigt Görres am 12. März 1830 (Br. I, 314) als in Kürze bevorstehend an.

---

1) Freundliche Mitteilung Reinhold Steigs aus ungedruckter Correspondenz Arnims und Wilhelm Grimms.

2) Vgl. ihren Brief an den Kanzler v. Müller vom 21. August 1832, Schriften der Goethe-Gesellschaft 14, 284.

3) Ich habe übrigens über die Zusammengehörigkeit der beiden von Schüddekopf in die gleichen Tage verlegten Briefe einige Zweifel. Sollte der eine auf der Hin-, der andere auf der Rückreise geschrieben sein?

Verbesserungen und Nachträge.

Zu S. 2 f. Auszüge einiger bezeichnenden Partien aus Görres „Rothem Blatte" bringt Martin Geismar, Die politische Litteratur der Deutschen im achtzehnten Jahrhundert. I. Politische Aufklärer aus der Zeit der französischen Revolution, Leipzig 1847, S. 70—89. Ebendort S. 21—40 ist abgedruckt: „Der politische Thierkreis oder die Zeichen der Zeit. Von Huergelmer", Strassburg 1796. Diese politische Betrachtung wird von Wolfgang Menzel (Die deutsche Litteratur II, 185) Görres zugeschrieben. Sie rührt keinesfalls von ihm her. Durch die Art, wie Menzel die Schrift anführt, beweist er, dass er nur vom Hörensagen davon Kunde hatte.

S. 9 fehlt ein Seitenblick auf den La Rochischen Kreis (Loeper, Briefe Goethes an Sophie von La Roche, 1879, bes. S. XX ff.).

S. 10. Was ich über den Aufenthalt Brentanos in Coblenz 1800—1802 und Görres damalige Beziehungen summarisch zu sagen weiss, betrachte ich als einen ersten Versuch auf Grund des Materials, das mir bei der Abfassung zur Verfügung stand.

S. 18. Betreffend die Aurorafragmente wäre nachzutragen, dass auch No. 125 und 133 des Jahrganges 1804 Beiträge von Görres enthalten. Ich habe inzwischen sämtliche Auroraaufsätze unter dem Titel „Charakteristiken und Kritiken von Joseph Görres a. d. Jahren 1804 und 1805" als dritte Vereinsschrift der Görres-Gesellschaft für 1900 neu herausgegeben. — Ein Exemplar des Jahrganges 1805, zwei Quartale (bis No. 75) — also die Görresischen Beiträge, deren letzter in No. 56 am 13. Mai erschien, wie das Münchener Exemplar ganz umfassend — besitzt übrigens auch die Bibliothek der Göritz-Lübeck-Stiftung in Berlin.

S. 20, Z. 4 lies „Klapperschlangen" statt „Krüppelschlangen".

S. 33, Anm. 1 lies „und vieles andere" statt „und Ähnliches"; Anm. 6 l. Athenäum I, 2, S. 34.

S. 36, Anm. 5 vgl. Euphorion 8, 330 ff.

S. 37, Z. 7 lies „und wo" statt „und wenn".

S. 54, Z. 10 l. „versteckt keimen mögen, befriedigen".

S. 61. Zu Anm. 5 vgl. Zeitschr. f. deutsches Altertum 45, 74 ff.

S. 65, Anm. 4 l. Upanishaden.

S. 66. Anm. 2 gehört zu Zeile 8.

S. 69. Zu Anm. 3 vgl. Euphorion 8, 335 f.

S. 81 f. wäre wohl ein Wort über Wilhelm Grimms Aufenthalt bei Görres im September 1815 (vgl. Jugendbriefe der Brüder Grimm S. 475) zu sagen gewesen.

S. 85, Z. 14 lies „kuriöse" statt „kuriose".

S. 130, Anm. 1, Z. 2 l. „Leser" st. „Lehrer".

S. 135, Z. 1 l. „wahrheitentsprechend" st. „wahrheitsentsprechend".

S. 144. Hinter „abgedruckt ist" fehlt das Anführungsschlusszeichen.

S. 145, Z. 25 l. „Landsknechtlieder" st. „Landknechtlieder".

S. 217. Die Einteilung in Philister und Nichtphilister geht bekanntlich auf die Heidelberger Zeit zurück; vgl. auch Johann Georg Müller an seinen Bruder Joh. v. Müller am 7. Juli 1807: „Görres in Heidelberg begann neulich ein Collegium über das Weltgebäude also: Meine Herren, es giebt nur 2 Classen von Menschen, 1. die mit poetischem Geist gesalbet sind, 2. die Philister, und so ging er zu seiner Metaphysik des Weltgebäudes über" (Briefwechsel der Brüder J. G. Müller und Joh. v. Müller, hrsg. v. E. Haug, Frauenfeld 1893, S. 419).



Druck von Carl Salewski in Berlin C.


UNIVERSITY OF ILLINOIS-URBANA
3 0112 113998618